Stellungen und Verhältniſſe.

Von

Dr. Guſtav Bacherer.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Karlsruhe,
Chr. Fr. Müller'ſche Hofbuchhandlung.
1840.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Welt-Spiegel

und

Stimmen der Mahnung an Deutschland *).

In dem Augenblicke, da gegenwärtiger erster Band des vorliegenden Buches zur Veröffentlichung gelangt **), ist ein neues sturmbewegtes Jahrzehend des laufenden Säculums abgerollt, ein Jahrzehnd voll der kühnsten Verheissungen und voll der schnödesten Enttäuschungen, ein Jahrzehnd, als dessen Eingangspunkt sich die Juliusrevolution fixirte, dessen Schlußstein aber wir mit christlicher Liebe zum Theil im Hattischerif des Herrschers der Islamiten, Abdul Meschid's, erkennen, und zum Theil in der Vereinigung der europäischen

*) Zugleich als Einleitung

**) Februar 1846.

Großmächte zur sogenannten Erhaltung des ottomanischen Reichs.

Am Schlusse eines solchen Decenniums, welches anhub mit den feurigen Zukunfts-Theorien einer neuen Zeit; mit dem Erlösungskampfe eines jungen Geschlechts vom alten Fluche der Despotie; mit dem Losringen der Menschheit aus den schmachbedeckten Banden der auf unsere Tage vererbten Gedanken- und Gewissen-Sclaverei; an eines solchen Jahrzehendes Schlusse, dessen Schoos der Geist der neuen Tage mit so vielen Keimen befruchtete, die trotz des Wolfs- und Eseltritts armseliger Tyrannei nicht mehr zu tilgen sind, sondern welche aufgehen werden den Völkern als Saaten künftiger Freiheit: da mag es einem Beobachter seiner Zeit schon gestattet sein, einen ernstprüfenden Blick auf die Weltlage der Gegenwart zu thun, um aus dem Spiegel, den der Geschichtsgeist uns vorhält, ergiebige Briefschaften an die Zukunft zu ermitteln.

Natürlich fällt unser Blick zunächst gen Osten, wo einst das erste Morgenroth der Menschheit tagte und von wannen die Welt des Abendes erleuchtet ward. Doch wie schwül und giftig tritt's vor unser Angesicht das große wundervolle Land,

welches die Wiege des menschlichen Geschlechtes war! In den Staub getreten durch die Frevel wilder Leidenschaft, schmachvoll beknechtet durch des ihm inwohnenden Geistes viehische Begier, ist das Volk fast der gesammten Asia kaum mehr ein Abdruck äussrer Menschheit, sein Inneres aber trägt von der letztern, in deren Begriffes höherm Sinne, keine Spur. An diesem Erdtheile scheinen die Entwickelungen des Alls ganz wirkungslos vorüberzugehen und kann von einem Zukunftstode ganzer Menschheitsstämme, ganzer Menschenrassen, die Rede sein, so hat die asiatische hierauf den nächsten Anspruch.

Die innere Geschichte dieser Völker bildet ein grauenhaftes Wirrsal aller denkbaren Abnormitäten der Vernunft, aller möglichen Verzerrung und Verfälschung der reinen Idee der Menschheit.

Bei der Entzündung eines allgemeinen Weltbrandes müsse Asien — so kann man diviniren — als Zunder dienen, und eine ähnliche Rolle wird ihm für die künftige Weltgeschichte wohl vorbehalten sein, wenn er nicht frühezeitig von seinem eignen Gifte gemordet, von seinem eignen Drachenherzen verschlungen wird.

Ein Volk, der Lavabrust dieses blutbrünstigen

Tiger-Welttheils entstammt, hat vor einem halben Jahrtausend von dem äussersten Osten unsers Europens gewaltthätigen Besitz ergriffen und Jahrhunderte hindurch dem Gotte christlicher Offenbarung recht sichtbar zur Geissel gedient, womit er die entarteten abendländischen Völker näher oder ferner züchtigte. Lange waren die Türken das Schreckbild christlicher Weltanschauung, eine finstre Wolke, die über dem europäischen Jesusglauben hing, ihm Vernichtung drohend mit den langstrahligen Blitzen des Halbmonds.

Aus der Erde wie von Teufeln herausgeworfen und mit erschütterndem Gedröhne auftretend in der Weltgeschichte, war dieses durch die eignen Sünden markles gewordene Volk bestimmt, in unsern Tagen auf die Fleischerbank der europäischen Diplomatie geschmiedet zu werden, um hier seinen langsamen aber sichern Tod der Ermattung zu sterben. Jedes Glied an ihm zuckt im Todeskampfe, aber es ist sich dieses wohlverdienten Ausgangs selbst noch nicht bewußt. Wie Jahrhunderte lang die europäische Politik wider dieses Volk und seinen nationalen Dämon kämpfte, so war es in den letzten fünfzig Jahren ein Gegenstand großartiger Entwürfe ehr- und herrschsüch-

tiger Machthaber, ein giftig-süßer Zankapfel unsrer europäischen Diplomatie.

Schon längst zum Falle reif, weil die wilden Geister, durch die es groß geworden, in ihm abgestorben, würde das türkische Volk auch bereits vor Jahren die Beute einer jener colossalen Entwürfe geworden sein, wenn nicht der Hyänen-Rachen der fünfmächtigen Eifersucht noch immer den bedrohten Islamismus erhalten hätte. Die orientalische Frage, eine Lebensfrage für Europa, hat, nachdem sie unsere hohe Diplomatie namentlich in den letzten Jahren fast ausschließlich beschäftigt hatte, nun endlich die Lösung erhalten, daß man die Ottomanen weder eine Beute des ägyptischen Pascha's, noch ein Opferthier des nordischen Riesen werden lassen will, sondern daß das Türkenreich im Interesse der europäischen Ruhe erhalten werden solle. England und Frankreich, ihre rivalen Interessen und Völkerbezüge im Dienste des allgemeinen Friedens niederkämpfend, haben zu solcher Erhaltung sich die Hände gereicht, gegenüber der Protections-Beflissenheit Rußland's, das immer diejenigen beschützt, die es unterjochen will, ganz noch wie vor mehr als einem halben Jahrhunderte, wo es auch die

Polen beſchützte, die jetzt ſo ſanft unter ſeinem Scepter ruhn! Rußland erkannte übrigens die gegenwärtige Weltlage und den Geiſt unſrer Zeit, da es, ſich der durch den Vertrag von Unkiar-Skeleſſi ihm eingeräumten Vortheile begebend, den weſtlichen Mächten die Dardanellen erſchloß, um in dieſen klaſſiſchen Gewäſſern den neuen Weltfrieden zu erobern.

Durch die theilweiſe Annullirung des Vertrags von Unkiar-Skeleſſi, deren nächſte Folge eine Löſung der bisherigen Spannung der weſtlichen Großmächte mit Rußland war, und eine feſtere Einigung der erſtern unter ſich, zum Zweck einer deſto nachdrücklichern Gegenwirkung wider die Plane Rußland's, kann die orientaliſche Frage, wenn auch nicht als beſeitigt, ſo doch für beſchwichtigt und der Weltfrieden als für längere Zeit conſolidirt betrachtet werden.

Dem Freunde der Menſchheit würde jedoch dieſe proviſoriſche Erhaltung des ottomaniſchen Reichs im Intereſſe des allgemeinen Friedens, minder erfreulich; die Beſchwichtung einer aus ſo finſterm Hintergrunde hervorgegangenen Gefahr würde für ihn weniger tröſtlich ſein, wenn nicht ein

Staatsakt von der größesten Bedeutung, in der Türkei den Grund zur sittlichen und politischen Regeneration der Ottomanen, wodurch sie dem Culturgeiste des übrigen Europa's näher gebracht werden, gelegt hätte. Jener wichtige Staatsakt ist kein andrer, als der schon erwähnte Hattischerif vom 3. November 1839, durch welchen den türkischen Unterthanen verschiedene, auf vernunftgemäßes Recht gegründete, Institutionen verliehen wurden, deren drei Hauptpunkte sich vornemlich auslassen über

1) die Garantien, welche den Unterthanen der Pforte eine vollkommene Sicherheit für ihr Leben, für ihre Ehre und für ihr Vermögen gewähren;
2) eine regelmäßige Art, die Steuern auszuschreiben und zu erheben;
3) eine gleichfalls regelmäßige Art für die Aushebung der Soldaten und die Dauer ihres Dienstes.

Die hohe Bedeutsamkeit dieser merkwürdigen Reformen kann erst dann gehörig gewürdigt werden, wenn man bedenkt, wie es in Hinsicht dieser drei Punkte in der Türkei bisher beschaffen war.

Der Sultan konnte Jeden, der ihm mißfiel oder eines Vergehens beschuldigt, wenn auch nicht überwiesen war, ohne Anhörung eines Vertheidigers und ohne alles gerichtliche Verfahren, seines Lebens, seiner Ehre, seines Vermögens berauben. Das Erdrosseln oder Aufknüpfen eines angeblichen Verbrechers erfolgte oft nur, um dessen bedeutendes Vermögens für den kaiserlichen Schatz zu confisciren. Diese Confiscationen sollen nun künftig durchaus wegfallen. Auch soll ein ordentliches Strafgesetzbuch verfaßt werden. Die Steuern und sonstige Abgaben wurden bisher ganz nach Willkühr ausgeschrieben und erhoben, auch jährlich verpachtet; wobei von Seiten der Pascha's, welche die Provinzen verwalteten, unsägliche und unerträgliche Erpressungen stattfanden, wegen deren sie später häufig strangulirt wurden, um das Erpreßte wiederum in die Kasse des Sultans fließen zu lassen *). Künftig soll nun Jeder für

*) Vergl. „die europäische Trilogie" von Prof. Krug in Leipzig (Leipz. 1839 bei L. Schreck), wo dieser ehrwürdige Veteran deutscher Kämpfer für Glaubens-, Gewissens- und bürgerliche Freiheit unter Zusammenstellung des Türkenthums mit dem Christenthum und Papstthum sich auch über den Hattischerif ausspricht.

ein bestimmtes Quantum von Auflagen nach seinem Vermögen und nach seinen Erwerbsmitteln tarirt; und ein ähnlicher Maßstab des Rechts fortan auch bei Aushebung der Rekruten beobachtet werden.

Nach dem Wortlaute des Hattischerifs erstrecken sich diese „kaiserlichen Konzessionen" auf alle türkischen Unterthanen, von welcher Religion oder Secte sie sein mögen; sie alle, ohne Ausnahme, sollen derselben theilhaftig werden.

In Gegenwart sämmtlicher Ulemas und Großen des Reichs beschwor der junge Sultan das neue Statut; ein Gleiches thaten alle Aemter- und Würdenträger; und auf die strenge Haltung dieses Eides ward der derbe Trumpf gesetzt: „Mögen diejenigen, welche den gegenwärtigen Institutionen zuwiderhandeln, der Gegenstand des göttlichen Fluches und für immer einer jeden Art des Glückes beraubt seyn!" —

Unserm frommen Amen, das wir hier aussprechen, fügen wir noch bei, daß eine ähnliche Perhorrescenz über Alle dahinfahren möge, welche aus schnöden und eigensüchtigen Motiven den durch den Hattischerif unter dem Türkenvolke ausgestreuten Saamen des Rechts und einer vernunftge-

mäßen Cultur zu unterdrücken, oder in seinem natürlichen Wachsthum zu hemmen sich unterfangen sollten. Leider wird es freilich an solchen „Hemmern" nicht fehlen, denn ein gewisses herrisches Interesse verlangt den allmähligen innern Ruin des Türkenreichs so dringend, daß von dieser Seite keinerlei geheime Einmischung, Intrigue, Drohung, Lähmung, überhaupt kein auch noch so jämmerliches Mittel gespart werden wird, die Entwickelungen der neuen Institutionen der Türkei zurückzuhalten, oder wenigstens doch sie zu neutralisiren. Denn so wie der Thron des alten Byzanz sich verjüngen wird im Geiste eines modernen, über den Trümmern seines alten Glaubensfanatismus hinweg, und auf dem Wege europäischer Civilisation vorschreitenden Islams: dann kann dieß jetzt noch in sich so morsche und hohle Volk wiederum erstarken und zur neuen Substanzialität eines Bewußtseyns gelangen, vermöge dessen es gegen jeden innern und äußern Feind gewappnet und so der hohen Wohlthat des Selbstschutzes wieder theilhaftig werden wird.

Aus der Türkei führt unsre Neujahrs-Betrachtung uns nach dem nahen Griechenlande hinüber, das noch immer von so viel früherer

Noth und tiefem Elend sich nicht erholen will. In der Mitte sich durchkreuzender politischer Interessen und Einflüsse, in seinem Innern wenig beglückt von einer Verwaltung, die sich durch nichts als ihre steten Mißgriffe und ein entschiednes Unvermögen, das neuhellenische Volk, als solches, aufzufassen und administratorisch zu vertreten, auszeichnet; von einem Könige beherrscht, dessen persönliche Befähigungen zu gering sind, um selbsthandelnd durchzugreifen: tragen alle öffentlichen Verhältnisse Griechenland's fortdauernd einen Charakter der Unbestimmtheit, Unfertigkeit und ärmlichen Improvisirtheit, daß hier eine Begründung stetiger Elemente, auf welchen das Staatsgebäude fest und sicher ruhen kann, offenbar einer fernen Zukunft vorbehalten ist.

In kaum besserer Lage befinden sich die Fürstenthümer Moldau, Wallachei und Serbien, die, vom gleichen Alpe einer absolutistischen Schutzmacht darniedergedrückt, wohl sich ebenfalls noch lange eines freien Aufathmens nicht werden erfreuen können. Indem unser Blick, einmal auf dem europäischen Terrain festhaftend, sich nach den Großmächten umsieht, so begegnet uns, dem eben verlassenen Schauplatze zunächst, der

nordiſche Coloß, der mit ſeinen endloſen Rieſenarmen zwei Erdtheile umklammernd, das Gorgonenhaupt in die glühende Sonne des Oſtens taucht, während ſein Fuß ſchon im Nacken mancher ſüdlichen Völker ſitzt.

Rußland, eine Geburt der beiden letzten Jahrhunderte, hat zu ſolchem ungeheuern Umfange ſich ausgedehnt, daß es mit Recht der Rieſe dieſer Erde genannt werden kann.

Sein politiſcher Einfluß auf die Geſchicke Europa's ſteht ſo ziemlich im Verhältniſſe zu ſeiner gigantiſchen Macht; aber er würde prävalirend ſeyn, wenn in den Staaten, die dieſes Reich umfaßt, die Cultur des Geiſtes und der Sitten der weſteuropäiſchen Höhe näher ſtände.

Vor dreißig Jahren divinirte Napoleon, daß Europa, dafern es nicht vorher von Frankreich umſchloſſen worden, in einem halben Jahrhunderte koſackiſch, d. h. ruſſiſch, ſeyn würde, und wenn auch die zwanzig Jahre, die noch bis zur Erfüllungsſtunde jener Prophezeiung verüberzugeben haben, unſerm ſüdweſteuropäiſchen Bewußtſeyn als zu kurz geſteckter Zeitraum erſcheinen, ſo klingt die Annahme dagegen nicht fabelhaft, an der Endſpitze einer entfernteren Zukunftsperiode

wenigstens eine theilweise Erfüllung jenes Orakelspruchs gewärtigen zu müssen, wenn nicht die Völker des Südwestens, klar die ihnen drohende Gefahr durchschauend, noch in guter Stunde den gemeinsamen Erbfeind in seine alten Ländermarken zurückbannen.

Die über ganz Europa ausgesäeten offnen und geheimen Agenten Rußlands betheuern zwar, und lassen es in Journalen, Flugschriften und dicken Büchern drucken: Rußland hab' es auf nichts weniger als auf das mittägliche Europa, z. B. auf uns Deutsche abgesehen, was ja seiner Politik total widerspräche; sondern es sey vielmehr darauf hingewiesen, sich östlich weiter auszudehnen und zu consolidiren.

Nun liegt aber nicht blos Indien östlich, wegen dessen es sich so fein und listig abmüht, den königlichen Seefalken des stolzen Albion, der Indiens Schätze und Meere hütet, zu überrumpeln; sondern innerhalb des vagen Begriffes „östlich" liegt auch die Türkei, bezüglich welcher die Lava der hier ohn' Unterlaß rivalisirenden europäischen Interessen doch früher oder später die Flammen eines Krieges auswerfen wird, der unsern ganzen Erdtheil erschüttern muß.

Denn Rußland, wenn auch vorderhand sich seiner unverjährten Ansprüche auf sie begebend, verzichtet insgeheim keinen Augenblick auf die große Beute des Ottomanenreichs, nach welcher ihm seit einem Jahrhundert gelüstet, die aber die übrigen Großmächte ihm nur auf die Gefahr ihrer eignen Existenz überlassen könnten.

Von der Stunde an, wo der russische Doppeladler zu Konstantinopel aufgepflanzt wäre, müßte jeder Widerstand gegen diese Macht vergeblich erscheinen. Früher oder später würden dann auch die Slavenstämme im Innern Oesterreichs und im Herzen Deutschlands dem russischen Interesse dienstbar werden; und nach dem Sturze der Macht, die so viele Jahrhunderte hindurch die östliche Mark des deutschen Reiches und dessen westliche Nachbarländer gegen die Einbrüche der aus dem Oriente herüberdrohenden Barbaren geschirmt, würden, um nur eines zu gedenken, die Deutschen zwar nicht willig die Kniee beugen, wie vor kurzer Zeit ein deutscher Russe in einer deutschen Zeitung behauptet hat, aber doch bei der tapfersten und entschlossensten Gegenwehr bald in die Kniee sinken.

Schroff den Bestrebungen Rußlands entgegen

stehen diejenigen Großbritanniens, auf welches jetzt unser Auge fällt. So viel achtungswerthe Seiten die gegenwärtige brittische Verwaltung hat, so fehlt es doch nicht an Thatsachen, die es außer Zweifel setzen, daß dieselbe sich dem allgemeinen Geiste der Selbstsucht, der die brittische Nation beherrscht, nicht zu entziehen vermag. Die Landenge von Suez ist für England von gleicher Wichtigkeit, wie die Meerenge der Dardanellen für Rußland. Weiter und weiter breitet das brittische Riesenreich, welches, wenn es auch dem russischen an Grenzenumfang nicht gleichkommt, dasselbe doch an Bevölkerung um das Dreifache, und an innern Hülfsquellen um das Zehnfache übertrifft, sich im fernen Oriente aus. Von der Halbinsel diesseit des Ganges, die den Britten bis auf einige unverhältnißmäßige Gebiete unterworfen ist, haben sie seit dem Jahr 1825 nach der Halbinsel jenseit des Ganges hinübergegriffen, wo sie jetzt bereits Nachbarn der Chinesen, Burmanen und Siamesen sind; im eben abgelaufenen Jahre haben sie ihren Einfluß und vielleicht ihre Herrschaft vom Indus über das Hochland der Afghanen ausgedehnt, von dem sie auf die Steppen am caspischen Meere

und auf die fruchtbaren Thäler und Ebenen von Perſien niederſehen. Nicht weniger bedeutend als die Eroberungen, die ſie auf dem aſiatiſchen Feſtlande in der letzten Zeit durch Gewalt der Waffen gemacht haben, ſind die Erwerbungen, die ſie in noch größerer Ferne durch friedliche Anſiedelung gewinnen. Die brittiſchen Colonien Neuſüdwales und Vandiemensland in Auſtralien blühen ſo ſchnell empor, daß die Ausfuhr aus England nach denſelben, die im Jahr 1827 ungefähr 2,700,000 Thaler betrug, im Jahr 1832 bereits auf mehr als 5 Millionen geſtiegen war und ſich gegenwärtig auf faſt 8 Millionen beläuft. Seit dem Jahre 1829 iſt zu den Niederlaſſungen auf der Oſtküſte von Auſtralien eine neue, am Swanriver, auf der Weſtküſte gekommen; zwiſchen beiden iſt im Laufe des vorigen Jahres die Colonie Adelaide auf der Südküſte angelegt worden; und vor Kurzem ging ein kleines Geſchwader von Kauffahrern nach den Küſten von Neuſeeland ab, um dort eine brittiſche Colonie zu gründen, die vielleicht bald mit jenen des Feſtlandes von Auſtralien wetteifern wird. Je mehr dieſe Niederlaſſungen an Wichtigkeit zunehmen und je weiter das brittiſche Reich in Oſtindien ſich ausdehnt, um ſo mehr muß der brit-

rischen Regierung daran gelegen seyn, die Verbindung mit ihren Besitzungen im fernen Osten gegen jede Unterbrechung zu sichern und zugleich die kürzesten Straßen, auf denen dieselbe zu erhalten ist, in ihre Gewalt zu bringen.

Darum sind die Engländer ebenso, wie sie durch die Besitznahme des Caps der guten Hoffnung mit der vorliegenden Station von St. Helena die Umschiffung der äußersten Spitzen von Afrika unter ihre Aufsicht gestellt haben, darauf bedacht gewesen, sich einen festen Punkt anzueignen, von dem sie die Umschiffung der äußersten Südspitze von Amerika beaufsichtigen können. Deßhalb haben sie erst in der letzten Zeit, mitten im Frieden, die Falklandsinseln vor dem Eingange der Magelhaensstraße in Besitz genommen, ohne auf die Einrede des Freistaates von Rio de la Plata zu achten, der diesen Archipel als sein Eigenthum ansprach, weil derselbe vor dem Abfalle der spanischen Colonieen in Südamerika zu dem Vicekönigreiche von Buenos-Ayres gerechnet wurde. Demselben System der Politik gehört die Erwerbung des Hafens Aden am Eingange des arabischen Meerbusens und die Einnahme der persischen Insel Karah im persischen Golf an. Von Aden streckt

England den mächtigen Arm nach der Landenge von Suez, von der Insel Karah nach der Mündung des Euphrat aus. Auf beide Punkte haben die Britten mit gleicher Begierde ihren Blick gerichtet und an ihnen liegt es nicht, wenn sie nicht schon sich beider bemächtigten. Während der Feldherr Mehemet Ali's in Arabien, Khurschid Pascha, von dem Hedschas aus quer durch das Innere der arabischen Halbinsel gegen Bagdad und Basra vorrückte, sollen bereits englische Kriegsfahrzeuge mit Landungstruppen an Bord von der Insel Karah nach dem festen Platze abgegangen seyn, um bei der ersten drohenden Bewegung des arabischen Heeres eine Besatzung in denselben hineinzuwerfen, die natürlich für's Erste keinen andern Zweck gehabt hätte, als der Pforte eine wichtige Besitzung zu erhalten, die man nicht gern in andern Händen sehen wollte; von der sich aber bezweifeln läßt, daß sie so bald sich wieder zurückgezogen haben würde. Die Landenge von Suez beherrscht zwar den nächsten Verbindungsweg zwischen England und Ostindien, aber einen nicht zu jeder Zeit des Jahres mit gleicher Sicherheit und Bequemlichkeit zugänglichen, weil die Monsuns, die mehre Monate hindurch in einer bestimmten Richtung wehen, bis

jetzt selbst durch den Dampf noch nicht bezwungen worden sind. Von der Mündung des Euphrat kann man dagegen jederzeit mit Leichtigkeit nach Bombay gelangen, und man darf nur die Dampfschifffahrt auf diesem Strome einführen, um sich eine Verbindung mit Ostindien zu eröffnen, die ungefähr eben so weit, wie jene über die Landenge von Suez, und jedenfalls noch sicherer wäre.

Daß England sich keinen Augenblick besinnen würde, wenn sich eine Gelegenheit böte, die zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen und dem Mittelmeere liegenden Landschaften seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, wird Niemand in Zweifel ziehen, der nur einigermaßen in den Geist der brittischen Politik eingedrungen. Daran ist nun aber freilich nicht zu denken, so lange Frankreich nicht durch innere Zerrüttung oder auswärtige Kämpfe völlig gelähmt ist, weil von dem Augenblicke an, wo Aegypten und Syrien im Besitze der Britten wären, alle Küstenländer des mittelländischen Meeres die stolzen Herrscher des Oceans als ihre Herren anerkennen müßten, wozu natürlich Frankreich seine Zustimmung niemals geben kann. England beobachtet deßhalb gegen das neue Reich, welches Mehemet Ali in

Syrien gegründet hat, dieselbe Politik, welche Rußland gegen das osmanische Reich beobachtet: die Politik der Protection. Der Schutz aber, den der Starke dem Schwachen angedeihen läßt, ist nur eine andere Form der Herrschaft, und gewöhnlich ist derselbe nur eine Uebergangsstufe zur unmittelbaren Unterwerfung.

Richten wir noch einen letzten Blick auf die brittischen Ansiedelungen, so ist eine auffallende Erscheinung die Unzufriedenheit, die sich im letzten halben Jahre grade unter einer freisinnigen Verwaltung in den bedeutendsten brittischen Colonien offenbarte.

In Canada konnte der Aufstand der französischen Bevölkerungen nur mit blutiger Gewalt unterdrückt werden; auf Jamaica ein offner Bruch zwischen dem Gouverneur und der gesetzgebenden Versammlung; auf dem Cap der guten Hoffnung allgemeine Auswanderung der holländischen Colonisten von den Niederlassungen, die ihnen früher die behaglichste Lage gewährten, um in weiter Ferne, mitten unter halbwilden Kafferstämmen sich eine neue Heimath zu gründen. Unmöglich kann die Verwaltung ganz frei von Schuld seyn, wenn die Mißstimmung sich auf so weit von

einander entlegnen Punkten beinahe auf gleich gewaltsame Weise äußert. *) —

Schreiten wir aus England über den Kanal nach Frankreich, so gewahren wir die Zustände dieses Landes in einer keineswegs befriedigenden Färbung. Seit fast einem Jahrzehend ringt hier die Julius-Dynastie unter innern und äußeren Zuckungen nach Consolidirung, ohne daß ihr das schwere Werk gelingen will. Die Hindernisse liegen aber eben sowohl in den Regierenden wie in den Regierten. Vor allem liegt der Fluch der französischen Zustände in jener unseligen Centralisation, vermöge deren Paris ein wüthendes Ungeheuer wurde, das die Kräfte des Landes absorbirt, ein Vulkan, dessen Flammen von Zeit zu Zeit das ganze Reich zu verderben drohen. An bedeutenden, scharf geprägten Charakteren arm,

---

*) Man vergl. mit unsrer Darstellung einen trefflichen, unter der Aufschrift: „Englands und Rußlands Bestrebungen" in einer der letzten Septembernummern (1839) der höchst beachtenswerthen braunschweiger „Deutschen Nationalzeitung" erschienenen Artikel, der, wie alle Arbeiten dieser ausgezeichneten, freisinnigen Zeitschrift, der regsten Aufmerksamkeit würdig ist.

banquerott geworden an ächter politiſcher Männertugend, bietet Frankreich ein Labyrinth ehrgeiziger Beſtrebungen dar, die alle vom rohen Egoismus der Individuen oder der Partheien ausgehen. Anſtatt großer, das Wohl des Allgemeinen in's Auge faſſender Geſinnungen, überall nur ſubjective Selbſtſucht; anſtatt eines aufrichtigen Patriotismus die armſeligen Phraſen großſprecheriſcher Perſönlichkeiten und das lügneriſche Pathos der Partheiſchaarungen; kurzum: überall Lüge an der Stelle der Wahrheit.

Die politiſche Ehrenhaftigkeit der Staatsmänner und der Vertreter des Volks iſt nur noch eine Redensart.

„Die franzöſiſchen Kammern ſind," wie einer unſrer ausgezeichnetſten deutſchen Staatsrechtsgelehrten mit großem Rechte behauptet *) — „der Durchgangspoſten, durch den man zur Gewalt zu gelangen ſucht. Die Einen wollen untergeordnete, aber einträgliche Staatsämter, die Andern verlangen wenigſtens für ihre Clienten, ihre Wähler,

*) Friedrich Bülau: „Ueber die Souverainetät im Staate." Januarheft der „Neuen Jahrb. f. G. u. P." von 1840.

ihre Bezirke Begünstigungen, die Fähigkeiten streben nach den Ministerposten. So lange in Frankreich die reelle politische Macht wesentlich in der Staatsverwaltung ruht, der Ehrgeiz und die Habsucht hauptsächlich von da aus befriedigt werden und zugleich die Kammern einen Weg bieten, zu dieser Gewalt und diesen Vortheilen zu gelangen; so lange wird auch das dortige parlamentarische Treiben nur ein Maskenspiel seyn, hinter welches sich das Streben nach hohen Staatsämtern und dergl. verbirgt. An der Spitze der Opposition bestreben sich ehrgeizige Männer, ihren Gegnern so viele Schwierigkeiten als möglich in den Weg zu legen, ihre Maßregeln zu bekämpfen, sie im ungünstigsten Lichte erscheinen zu lassen, bis diese endlich weichen. Nun treten die zeitherigen Gegner an deren Stelle, und machen es gerade wie Jene; entweder weil sie im Grunde derselben Meinung waren, oder weil sie durch die Macht der neuen Verhältnisse überwältigt werden und am Ministertische anders denken als auf der Deputirtenbank. Der Fehler liegt darin, daß Verfassung und Verwaltung nicht im Einklang miteinander stehen und die reelle Bedeutung der letztern sich mit dem Gleichgewicht nicht verträgt,

was die Gesetzgebung in der erstern gewollt hat.“ Und in einer weitern Stelle sagt Bülau: „Der französische Liberalismus hat nur Herrschaft, nicht Freiheit im Sinne. Gesetze und Einrichtungen mögen so drückend seyn, wie sie wollen: wenn nur die Fiction gewahrt ist, daß diese Gesetze und Einrichtungen ihren letzten Grund aus dem Volkswillen ableiten, und wenn nur den liberalen Parteiführern die Hoffnung bleibt, zur Handhabung derselben zu gelangen.“ Wer wollte die Wahrheit dieser Behauptung bezweifeln? Bieten nun aber die innern Zustande Frankreichs und das Getriebe der dortigen Partheien auch das unerquicklichste Schauspiel dar, so darf darüber doch eine andere Seite nicht mißachtet werden, die Seite nämlich, welche mit so großen Interessen des gesammten Europa's correspondirt. Das französische Volk hat vom Herrn der Welten jedenfalls eine vielumfassende, wichtige Sendschaft erhalten, die Sendschaft, mit seiner gewaltigen politischen Zugluft das Ungeziefer des Despotismus überall wegzuscheuchen, durch seine sprühende Electricität die Welt um sich herum in Flammen zu setzen, immer im Augenblicke, wenn der Gift-

staub roher Gewalt die Lebensblüthen südeuropäischer Nationen zu vernichten droht.

Das französische Volk ist der Zunder im Leibe Europa's, der sich immerdar an der Reibung absolutistischer Willkür entzündet, um diese prasselnd zu vernichten.

Noch ist das erste Lebensjahrzehend der Julius-Dynastie nicht zu Ende, und auch gegenwärtig die Frage ihrer Fortdauer weniger als je gelöst. Sich seiner großen Sendschaft im Geschichtslaufe dieses Jahrhunderts bewußt, wird jedoch das Jahr 1840 vielleicht auch in Frankreich mächtige Veränderungen bewirken, vielleicht noch ehe die letzte Stunde jener Decas geschlagen hat, doch gewiß nicht früher, als bis die Juliusdämonen den Brei ihres Rachewerkes ausgekocht.

Von einem Bilde voll so vieler Widersprüche in Charakter, Geberde und Haltung, und so voll Leidenschaften in dem wirren Colorit, wenden wir uns zu einem Gemälde heiterer und friedlicher Gattung: zu dem biedern Oesterreich. So wenig die althergebrachte Politik dieses Kaiserstaates geeignet ist, uns zu einer erfreulichen Parallele derselben mit den fortschreitenden Entwicklungen deutscher Nationalität zu begeistern, so

gehörte doch ein Verkennen alles Historischen dazu, wenn man die großen Verdienste der Dynastie Habsburg um Consolidirung der nationalen Integrität Deutschlands übersehen wollte. Lange Perioden der deutschen Zeiträume hindurch ist die Geschichte dieses Regentenstammes die Geschichte des deutschen Landes und Volks, und die Erinnerungen an Leid und Freude zwischen ihnen gemeinsam.

Wie Oesterreich in den verflossenen Jahrhunderten ein Bollwerk war gegen die drohende Ueberfluthung des südwestlichen Europa's durch die Barbarenstämme des Orients; so ist es noch heutzutage das Bollwerk südwesteuropäischer Rechts-, Staats- und Völkerzustände gegen das dicke Ungeheuer des östlichen Slaventhums, dessen versteinerndes Medusenhaupt aus den Eisschollen Rußland's hervorstarrt. Von Tag zu Tag jedoch wird dieses Bollwerk morscher und lockerer durch einen sichern Feind, den Oesterreich in seinem eignen Busen hegt und der sich in den Slavenstämmen der seinem Staatenverbande einverleibten Völker vor uns vergegenwärtigt. Diese Völkertheile (Czechen, Mähren, ein Theil der Ungarn u. s. w.), das westliche Slaventhum bildend, sind in letzter Zeit

durch das Zauberband einer, aus gemeinsamem Boden entsprossenen Literatur zu ihren östlichen Bruderstämmen je mehr und mehr hinübergezogen worden, und ganz dahingegeben dieser magischen Gewalt harren sie blos des rechten Augenblicks, um mit ihren Brüdern auch in politischem Bezuge nationale Sache zu machen.

Hier also steckt der Knoten, den Oesterreich zu lösen hat, im Interesse zunächst seiner eignen Existenz und dann im Interesse des gesammten Germanenthums, das vom Slaventhume polarisch abgestoßen wird. Schon lange träumen die Freunde Rußland's von einer slavischen Universalmonarchie, die ihren Sitz in Petersburg aufschlüge und ihren Arm ausstreckte aus tiefer Mitternacht hervor über das ganze morgendliche, mittägliche und theilweise selbst abendliche Europa. Jedenfalls wird, um jenen Knoten desto sichrer zu lösen oder zu zerhauen, sich jetzt für Oesterreich vor allen Dingen die Aufgabe stellen, mit den deutschen Brudervölkern des Südwestens in engere Beziehungen zu treten und sich ihrer Sympathien und Interessen durch Concessionen zu versichern, die es derjenigen Idee einer deutschen politischen Einheit unabweisbar

zu machen hat, durch deren Realisirung das ganze Deutschland wieder ein einiges, starkes und freies werden würde. So lange Oesterreich dagegen beim Systeme seiner gegenwärtigen Politik und der starren Isolirung seiner materiellen Interessen verharrt, wird es in den südwestdeutschen Völkern stets hartnäckige Feinde, niemals seine wahren Freunde erblicken können, selbst nicht einmal in einem gemeinsamen Kampfe des germanischen Elements wider das Slaventhum.

Eine ganz andre Stellung als diejenige Oesterreichs zum übrigen Deutschland ist die von Preußen, das sich die fünfte europäische Großmacht nennen läßt. Dieser Staat hat alle Ursache, sich auf den Süden Deutschlands zu stützen, denn hinter sich fühlt er das Gewicht der russischen Präpotenz, und vor sich sieht er den rothen Kamm des gallischen Hahns, der, eingedenk der Jahre 1813 bis 1815, Angesichts des preußischen Adlers vor grimmem Racheseuer überschwillt. Darum auch hat Preußen nach dem Ausgange des Weltkampfes wider Napoleon, seiner neuen Missionen sich klar bewußt, seither nicht Opfer noch Mühe gescheut, die zerklüfteten Interessen Deutschlands einander näher zu bringen und die abgelockerten provin-

zialen Bezüge durch nationale Bande fest zu knüpfen. Allein in solchem Bestreben versahe sich die berliner Politik in dem ernsten Freiheitsgeiste der südwestdeutschen Stämme, die keine große Lust verspürten, in die preußische Uniform zu schlüpfen, deren man in ihrer glatten schlüpfrigen Zierlichkeit aus der Zeit der Freiheitskämpfe noch gar wohl gedachte.

Da demnach Preußen auf diesem ideal-politischen, doch gleichwohl sehr handgreiflichen Wege nicht zu seinem Ziel gelangte, nahm es seine Zuflucht zu einem materialern Bindungsmittel und schuf den zuerst preußischen, nunmehr großen deutschen Zollverein, mit dem es allerdings auf weitgreifende preußische Zwecke abgesehen war. Jedoch führten die politischen Antipathieen des Südens wider Preußen zu manchem harten Kampfe, bevor dort dieser Handelsconner eingegangen ward. Wenn gefragt wird, worauf denn jene Antipathieen, die übrigens seitdem um nichts vermindert worden, sich stützen, so liegt die Antwort in jener politischen Doppelnatur Preußens, vermöge deren es immerdar zwei Rollen spielt, die nie ganz klar hervortreten lassen, welcher Dinge man sich unter jeder Lage der Verhältnisse zu ihm versehen dürfe.

Wenn es heute mit den Freiheitsideen der Jetzt[illegible]it buhlt, so geschieht es fast nur, um morgen [illegible]ne desto kräftigere Liaison mit dem Absolutismus zu schließen.

Preußen setzt äußerlich große Dinge darauf, von seinen gelehrten Fähigkeiten als „protestantischer Staat im eminenten Sinne" gesetzt zu werden, als Staat, welcher in Gesetzgebung und Verwaltung das Bewußtseyn der deutschen Neuzeit repräsentire, und daher auch die vernünftige Staats- und Rechtsidee dieser Tage zur Offenbarung bringe. Allein es ist dies ein Umstand, der im politischen Bewußtseyn der südwestdeutschen Stämme sich nicht zur Thatsache realisiren kann, sondern der vielmehr, vom deutschen constitutionellen Standpunkte aus, gradezu abgeleuguet wird. Die von Preußen stets ohne Hehl zu Tag gelegte Abneigung gegen constitutionelles Wesen hat jedoch das Meiste dazu beigetragen, einen innersten politischen Groll Süddeutschlands zu begründen, der nicht eher versöhnt werden wird, bis Preußen dem Constitutionalismus huldigt. So lange dies nicht der Fall seyn wird, sind die öffentlichen Interessen des constitutionellen Deutschlands wider Preußen ge-

richtet, deſſen Lage dann auch bei jedem Stoße, der Europa trifft, ungleich ſchwieriger ſeyn muß.

Im Südweſten Deutſchlands hat ſich nun einmal das Bewußtſeyn tiefinnerlich durchgebildet, daß nur innerhalb der Rechtsſphären der Vertretungsmonarchie die Begründung wahrer bürgerlicher und geiſtiger Freiheit möglich ſey, und um deßwillen laſſe man ab, mit den hohlen doctrinellen Phraſen eines Jarcke oder mit dem beleidigenden Serviliſmus eines Streckfuß gegen die conſtitutionellen Einrichtungen zu poleſiren, weil ſonſt der große Riß der deutſchen Verhältniſſe immer mächtiger, und die Hoffnung auf nationale Einigung des innern Haltes immer loſer wird. Dieſe Gegenſätze haben uns übrigens Veranlaſſung gegeben, im erſten Beſtandtheil des vorliegenden Bandes den „Conſtitutionalismus und die reine Monarchie in Deutſchland" näher vor's Auge zu nehmen und die redliche Abſicht, in der wir unſre Ueberzeugungen ausſprachen, läßt uns erwarten, daß die letztern unter den aufrichtigen Freunden des deutſchen Vaterlandes hellen Anklang finden, was dann auch zu einer entſchiedenern Herausſtellung des Begriffs der deutſchen Nationalintereſſen und

zur Klärung des Bewußtseyns deſſen, was uns zu gemeinſamem Heile noth thut, beitragen wird. Hätte Preußen im Jahre 1830 ſeine Aufgabe verſtanden, hätt' es den nie wiederkehrenden Moment benützt, durch den es ſo mächtig aufgefordert ward, ſich an die Spitze der neuen Bewegungen zu ſtellen, um nun einmal in der That und in der Wahrheit ein Einiges Deutſchland zu begründen: dann möchten, nach conſolidirter deutſcher Einigung und Freiheit, der künftigen Weltgeſchichte ganz andre Bahnen vorgeſchrieben worden ſeyn. Jede heimiſche Willkür, die damals heulend zu Kreuze kroch oder kauernd in irgend einen Winkel ſchlüpfte, wäre entwurzelt worden, und mit dem neuen Tage würde auch eine neue wärmende Lebensſonne angebrochen ſeyn. Jetzt werden wir ihrer noch lange durch das Herſchel'ſche Vergrößerungsglas der Hoffnung harren müſſen.

Preußen verlaſſend und noch einen ernſten Blick auf das übrige Deutſchland werfend, begegnet uns zuerſt Baiern in ſeiner trübſeligen Mönchsgeſtalt, an die ſich aller bigotte Plunder des Mittelalters heftet. Unſre zweite Abtheilung des gegenwärtigen Bandes hat ſich mit den neue-

sten Zuständen Baiern's ausführlich und angelegentlich beschäftigt, und wir dürfen dafür des Dankes aller Freunde des öffentlichen Fortschritts versichert seyn. Unsern Schilderungen baierischer Zustände, Personen und Verhältnisse möchte hier noch nachzutragen seyn, daß als neueste Symptome des dortigen Regierungsgeistes das Gebot täglicher Gebete in den Schulen beider Confessionen für gnädige Erhaltung des weisesten und gerechtesten Königes; und das indirekte Verbot aller freien Aeußerungen des Menschengeistes, durch die nunmehr auch auf die ausländischen Blätter ausgedehnte Censur zur Manifestation gelangen. In diesen Tagen versammelte sich ein neuer Landtag, von dem, so geringe Bürgschaften er auch in sich tragen mag, und zwar zu Folge der Wahlintriguen und der Ablehnung des Urlaubes für die aus dem Beamten- und Advokatenstande gewählten, im Geruche der Freisinnigkeit oder auch bloser Meinungsverschiedenheit stehenden Deputirten: von dem dessen ungeachtet erwartet werden kann, daß er einen kräftig ausholenden Kampf gegen die allzu handgreiflichen Rückschrittsmaximen der Regierung kämpfen werde, welche Hoffnung uns

auch vorderhand mit dem baierischen Trübsal aussöhnen soll.

Im entschiedensten Gegensatze zu Baiern stehen die öffentlichen Verhältnisse in Baden und Würtemberg, wo ein aufgeklärtes Bürgerleben, unter der Aegide muthvoller Volksvertreter und vernünftiger Regierungen zu immer kräftigeren Entwickelungen erstarkt.

Minder erfreulich sieht's in den beiden Hessen aus, die, auch von der Natur weit weniger als Baden und Würtemberg begünstigt, sich auf Seiten der obersten Staatsgewalt keineswegs gleicher Erleuchtung erfreuen, dies namentlich in Hessen-Kassel, wo das constitutionelle Prinzip einen unausgesetzten Kampf gegen die absolutistischen Liebhabereien der Regierungstheorien und das Deficit der dortigen Ministerweisheit zu bestehen hat. Das dasige constitutionelle Leben zeichnet sich blos durch die fortdauernden Landtagsauflösungen und durch die gutmüthige Philisterhaftigkeit der Kurhessen aus, die so eine Landtagsauflösung ruhig hinnehmen wie eine muhamedanische Schickung. Ihrem alten Kurfürsten wollen sie jetzt neuerdings ein Standbild setzen, zum Danke da-

für, daß er sie Anno 1830 nicht allesammt zu Paaren treiben ließ.

Im Königreich Sachsen ringt die Vertretungsmonarchie noch mit den ersten Schwierigkeiten neuer Staatseinrichtungen, doch läßt die Biederkeit der Regierung und des Volkes solider Sinn zukünftiges Heil erwarten.

In Hannover spielt noch immer die Orgel vom November 1837. Das Volk ist zu lahm und zu angerostet von allerlei Pfahlbürgerei, um diesem mißtönenden Liede ein Ende zu machen.

In Braunschweig beschäftigt man sich ohne Unterlaß mit Treibjagen zu Ehren Sr. hannover'schen Majestät. Das Volk bezeugt seine unterthänige Freude an den Belustigungen der höchsten Herrschaften; daneben ist Se. Durchlaucht der Herzog sehr angelegentlich für Hebung der Oper besorgt! Das 1830 in Asche geschuttete Schloß des liebenswürdigen Herzogs Karl ist in prächtigem Style wieder aufgebaut; von einer Reparatur braunschweigischer Landeswohlfahrt ist nicht die Rede.

Die deutschen Duodezdynastien schließen sich en miniature dem Guten und Schlechten der größern an. Von ihnen sey daher hier nicht weiter

die Rede. Noch einen raſchen Rundblick jetzt auf die übrigen europäiſchen Mittelſtaaten!

Die ſkandinaviſche Halbinſel bietet im Ganzen ein befriedigendes Gemälde dar. Der alte Bernadotte-Johann von Schweden kann ſich noch immer nicht in das rauhe nordiſche Klima finden und wurde trotz des künſtlichen Italiens, das er in ſeine Gemächer zu zaubern weiß, doch manche freſtige Stunden haben, wenn nicht zur rechten Zeit ſtets der norwegiſche Storthing für die nöthige Befeuerung ſorgte. Norwegen insbeſondere erfreut je mehr und mehr — ein leuchtendes Vorbild andrer Staaten! — ſich aller Segnungen ſeiner freiſinnigen Inſtitutionen, indeß Schweden noch immerdar nach Zurückführung ſeines frühern auf einen blühenderen Handel gegründeten Wohlſtandes ringt. Für den eben eröffneten Reichstag ſind manche Wünſche und Hoffnungen angeregt und wir erwarten, daß ſie nicht erfolglos zur Erörterung kommen.

In Dänemark nahm kurz vor dem Jahresſchluſſe Chriſtian VIII. den Thron ſeines ſeligen Oheims, Königes Friedrich VI. ein, deſſen vieljähriger Regierung dem Lande ſo wenig Segnun-

gen entkeimten, daß seinem Tode als dem Beginn einer bessern Zeit entgegengesehen ward.

Denn seit lange hatte als Kronprinz der nunmehrige König durch seine tiefe Wissenschaftlichkeit, durch seine Humanität und seine vielfach bethätigten lieberalen Grundsätze die Blicke aller Dänen auf sich gerichtet, die seine kommende Regierung im Geiste als Bürgschaft einer bessern Zukunft begrüßten, als eine neue Aera nationaler Entwickelungen des Vaterlandes.

Darum hatte der frühere Regent Norwegens, Prinz Christian, fast nicht sobald als König Christian VIII. den erledigten Thron in Copenhagen bestiegen, als von allen Seiten und aus allen Winkeln Dänemarks die lange gehegten Hoffnungen und Wünsche des Volks sich vor dem neuen Könige versammelten, um sich vor dessen Angesichte freimüthig und mannhaft auszusprechen. Zunächst war das bittende Verlangen auf Ertheilung einer freisinnigeren Staatsverfassung, und zwar im Style der norwegischen, gerichtet, ein Verlangen dessen Gewährung man um so mehr erhoffen durfte, als Christian VIII. als Regent von Norwegen die dasige Constitution nicht allein sanctionirte, sondern an deren Begründung selbstthätigen Antheil

genommen hatte. Jedoch trotz den mancherlei Versprechungen, die der König auf die zahlreich präsentirten Volks-Adressen gab, scheint es gleichwohl bei ihm festzustehen, daß an eine Verfassungs-Ertheilung während seiner Regierung nicht gedacht werden könne, sondern daß es, wie er auch gegen eine Studentendeputation sich äußerte, bei der vor wenig Jahren ertheilten Provinzialstände-Institution sein Bewenden behalten müsse. Nicht deste weniger fahrt die Presse fort, dies hochwichtige Thema innerhalb der um sie gezogenen Schranken zu erörtern und dem Könige gereicht es zur Ehre, daß er bei alledem sich für einen Freund der Presse erklärt und in Erwägung ziehen will, wie dieselbe von so manchen Einschränkungen zu befreien sey. Auch sprach der König sich für die Oeffentlichkeit der Finanzverwaltung, für allgemeine Wehrpflicht, für die Emancipation der Juden in Schleswig und Holstein und für eine Vermehrung der Flotte aus, dafern den letztern Umstand die Lage der Finanzen irgendwie gestatte. So viel Anklang die erstgenannten Verheißungen fanden, so getheilter Meinung war das urtheilsfähige Publikum über den letztern Punkt, die Vermehrung der Flotte. Diese kostet dem Staate

ſchon gegenwärtig verhältnißmäßig ſehr große Summen und doch ward der Nutzen derſelben ſeit dem unglücklichen Flottenraube durch die Engländer überaus problematiſch. Dazu kommt, daß Dänemark nach dem Verluſte Norwegens nicht Matroſen genug hat, ſeine Flotte zu bemannen. Im langen Frieden verfaulen die Linienſchiffe; im Krieg ſind ſie ein ſchwer zu bewachender Schatz, deſſen man im günſtigſten Falle ſich nicht einmal gehörig bedienen kann.

Im Ganzen aber ſteht dem herabgekommenen Dänemark unter dem neuen Monarchen jedenfalls eine ſchönere Zukunft bevor, in welche zuverſichtliche Erwartung auch vollen Herzens die Bewohner der deutſchen Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſich theilen, denen die alte Regierung ſo Vieles flehentlich zu wünſchen übrig ließ.

In den Niederlanden hat endlich die lange obſchwebende Differenz im Jahre 1839 ſich gelöst und iſt der von Holland abgefallene Staat der Belgier nun auch vom Könige des erſtern anerkannt. Während aber ſich Belgiens Zuſtände blos in materieller Beziehung gedeihlich entwickeln und das geiſtige Leben noch immer unter dem brutalen Drucke eines verdumpften Clerus

ſtöhnt; iſt es in dem beſonnenern Holland am Jahresſchluſſe zwiſchen der Regierung und den Generalſtaaten beinah zu einem völligen Bruche gekommen und zwar aus Veranlaſſung des in übermäßigen Poſitionen eingebrachten Budgets der „Mittel und Wege" für das Jahr 1840. In der zweiten Kammer der Generalſtaaten ward von allen Seiten mit lautem Rufe darauf gedrungen, daß nach nunmehriger Beſeitigung der ſeither beſtandenen auſſergewöhnlichen Verhältniſſe endlich auch die ſo langeher ſehnlich erwünſchten Erſparungen eintreten. An dieſe Erſparungen aber könne ohne eine Reviſion des Grundgeſetzes nicht gedacht werden; der ganze Staatshaushalt bedurfe einer durchgreifenden Reduction auf einfachere Anſatze und Verhältniſſe. Was jedoch von Seiten der Generalſtaaten durch eine Reviſion des Staatsgrundgeſetzes insbeſondere bezweckt wird, das iſt ein Aufgeben des bisherigen Präregativs der Krone, wornach dieſelbe über die aus den Colonien eingehenden ſehr bedeutenden Einkünfte keine Rechenſchaft zu geben braucht, ſondern ſie vielmehr nach Gutdünken verwenden kann.

Bedenkt man die Opfer, welche das holländiſche

Volk dem Könige und Vaterlande seit zehn Jahren brachte; seine bewunderungswerthe Hingebung; seine musterhafte Eintracht mit allen Maßregeln des königlichen Regiments, ob zwar diese tief in die privaten Leistungen hineinschnitten; bedenkt man die Willfährigkeit der Generalstaaten, die während der ganzen Dauer des Provisoriums keinen Laut des Tadels gegen die Regierung erhoben, um nicht diese in ihrem Verfahren gegen Belgien zu schwächen: dann muß ein Verlangen, wie das jetzt von den Generalstaaten ausgesprochene, auch um so gerechter, um so unabweisbarer erscheinen.

Die pyrenäische Halbinsel bietet fortan einen jämmerlichen Anblick dar. In Portugal eine Regierung ohne alle moralische Grundlage wie das dasige, für die Sichel reife, durchaus demoralisirte Volk; in Spanien, seit Maroto durch die Mordscenen auf dem Kirchhofe von Estella den Karlisten den Todesstoß gegeben, ein langsamer Uebergang zur endlichen Pacification, eine schleppende Vorbereitung des Siegs des constitutionellen Princips.

In Italien die alte Knechtschaft, die alte Verdumpfung, die alte pfäffische Verwahrlosung

der großen Mehrzahl des Volks; und unter diesem Drucke eines hundertarmigen, religiösen und politischen Despotismus keine Hoffnung auf einen Tag der Erlösung, dafern nicht einmal urplötzlich das Volk aus seinem alten Knechtschaftsschlafe erwacht, um seine tausend Tyrannen zu beseitigen und ein einigeres freies Italien zu begründen.

Der heilige Vater, am physischen Krebse siechend, weint nebenbei über den drohenden Untergang der Kirche Rom's, weil endlich die christliche Welt gesonnen ist, allmählich zum wahren, unverfälschten Christenthum der Evangelisten zurückzukehren. Aus dem kirchlichen Streite der Gegenwart wird St. Peters Stuhl zu Rom, trotz der neu auflebenden Energie des Ultramontanismus und trotz des wilden Fanatismus der modernen, überall sich rehabilitirenden Jesuiterei, kein verjüngendes Labsal, keine neue Stütze seiner alten Tyrannei erlangen, denn ob auch auf dem Wege einer vielgespaltenen Verworrenheit, so dringt doch die Welt nach Licht, nach geistigem und bürgerlichem Fortschritt. Der Sieg des Lichtes aber über die Finsterniß, der Freiheit über jegliche Art despotischen Drucks liegt im Endzwecke der Menschheit.

In der Schweiz ein fortdauernder trostloser Zwiespalt der Kantone und der Partheien; fast überall ein frecher individualer Egoismus an der Stelle des alten republikanischen Sinns; eine heillose Zerklüftung der gemeinsamen eidgenössischen Interessen durch den spießbürgerlichen Isolirungsgeist der Cantone; vor allem jene politische Sectirerei, in welcher einerseits die lächerlichen Ansprüche der alten Privilegirten, andrerseits die Halbheits-Bestrebungen eines geistes- und charakterschwachen Juste milieu, und zum dritten die brünstigen Nivellir-Tendenzen eines allzuheftigen himmelanstürmenden Radicalismus sich darstellen.

Die Ereignisse im Zürich-Canton zu Anfang Septembers (1839) waren namentlich darauf berechnet, den in jedem vernünftigen Zeitbeobachter längst erschütterten Glauben an die Möglichkeit einer gesunden, besonnenen, im höhern Sinne vorwärtsschreitenden Entwickelung des schweizerischen Volkslebens völlig zu zernichten und das Gemüth mit namenlosem Eckel gegen ein Land zu erfüllen, dessen politisches Leben in eben dem Grade eine possenhafte Carricatur darstellt, als seine Berge majestätisch und erhaben in die Wolken hineinragen. Täglich heißt es in der Schweiz mit größrem Rechte:

"Krähwinkel winkt aus jedem Winkel winkend." Phrasenmacherei, Pfiffigkeit, Geldsucht sind in diesem herrlichen Lande Fetische geworden, denen man alle Moralität und Charakterkraft zum Opfer bringt. Die Grundsätze, wodurch Staaten groß werden, sind dort nirgend mehr offenbar. Die Schweiz, wenn sie den Weg fortbeschreitet, den sie seit einem Jahrzehend eingeschlagen, wird dergestalt zu einer Zukunft gelangen, in welcher seine alte Freiheit am Felse des Despotismus zerschellt. Ohne die in seine Cantonswappen und seine Herzen wieder einzuschneidende Loosung: „Einigkeit in Rath und That!" wird die Schweiz zu Grunde gehen und in ihr der letzte Stützpunkt altgermanischer Freiheit.

Der Reflector unsrer Weltschau am Jahresbeginne 1840 eröffnet uns schließlich noch eine kurze Ansicht der neuen Welt, wohin sich so manche unsrer europäischen Brüder in der Erwartung eines bessern Looses geflüchtet haben. Wir sehen in Nordamerika eine neue Menschheit, wenn auch freilich bis jetzt noch unter allen Gegensätzen christlicher Humanität und einer rohen heidnischen Selbstsucht, in wunderartigen Entwickelungen sich begründen und in stolzen Vesten der Freiheit den

untergehenden Sternen der alten Welt ein künftiges Asyl bereiten. Dagegen im mittlern Amerika statt des sichern Fortschreitens eines Nationallebens entweder die wilden Verheerungen fortdauernder Bürgerkriege; oder eine schmachvolle Sclaverei unter der rohen Faust politischer und religiöser Dictatur; oder die scheußlichen Schattirungen des wechselnden Despotismus der jedesmal herrschenden Parthei.

Im amerikanischen Süden endlich die alten Dämonen thierischer Selbstsucht, die nichts Reinmenschliches neben sich aufkommen lassen, darum auch kein wahrer nationaler Fortschritt, keine nachhaltigen Elemente bürgerlicher Entwickelungen. Werfen wir, im Begriffe, von diesem Weltspiegel hinwegzutreten, noch einen Totalblick auf die gegenwärtigen Zustände der Völker und Menschheit, so werden wir uns recht innig bewußt, wie weit, wie ungeheuer weit wir noch von den Endzielen der Menschheitsaufgabe abstehen; aus welchen moralischen Niederungen noch auf den meisten Punkten dieser Erde die Völker hervorzugehen haben, um die Höhen der wahren und rechten Menschheitszwecke zu erreichen!

* * *

Zum Schlusse dieser, als Einleitung gegebenen Darstellung muß uns vergönnt seyn, die dritte Abtheilung des vorliegenden Bandes, nämlich: „Johann Gottfried von Pahl's Briefe an einen deutschen Zeitgenossen, nebst politisch-literarischen Zugaben aus Pahl's öffentlicher Hinterlassenschaft" — ausführlich zu bevorworten, da es hier sich darum handelt, die Herausgabe, namentlich der Briefe, vom öffentlichen und privaten Gesichtspunkte aus zu rechtfertigen.

Die Edition dieser Briefe wird zwar fast nach dem öffentlichen Gesichtspunkte hin gar keiner Entschuldigung bedürfen; denn es spiegelt sich in ihnen, so fragmentarisch sie auch hier und da erscheinen mögen, immerhin ein Stück Weltgeschichte, und zwar durch das Observationsglas eines kürzlich Dahingeschiedenen, dem die deutsche Mitwelt ob seiner großen Verdienste um die Entwickelungen des vaterländischen Nationalgeistes, um die Sache des kirchlichen, bürgerlichen und politischen Fortschritts in Deutschkand, die dankbarste Verehrung weihte, und dem die Nachwelt ein bleibendes Andenken bewahren wird. Hingegen bedarf die Ver-

öffentlichung dieser Briefe nach dem privaten Gesichtspunkte einer desto größern Rechtfertigung. Bei der Publicirung hinterlassener Briefschaften hervorragender Persönlichkeiten, welche irgendwie auf ihre Zeit bedeutsam und mächtig eingewirkt, muß zwar das öffentliche Interesse, das sie vermöge der eigenthümlichen Natur ihres Inhaltes und vermöge der Personen, an die sie gerichtet wurden, anzusprechen geeignet sind, jedes andere Interesse überwiegen; allein um deßwillen darf doch keine der Rücksichten außer Acht gelassen werden, auf welche die etwa hinterlassene Familie des Briefstellers oder andre Personen und privaten Bezüge einen gerechten Anspruch machen können. In demselben Maaße aber verdient solche Rücksicht eine genauere Erfüllung, je kürzer der Zeitraum ist, der den Verblichenen von seinen Zeitgenossen trennt, je näher er also noch den Interessen der lebendigen Welt, zunächst den Interessen der Seinigen, steht.

Prälat Johann Gottfried von Pahl, General-Superintendent von Hall, Ritter des Ordens der würtembergischen Krone (geboren am 12. Juni 1768), starb am 18. April 1839, und wir sind daher, indem wir an gegenwärtigem Orte einen Theil seiner hinterlassenen Briefschaften publiciren,

in dem zuletzt erwähnten Fall. Noch ist kaum ein Jahr seit seinem Tode dahingeflossen, die meisten der Seinigen weilen noch in diesem Daseyn, auch die Mehrzahl der Personen, von denen in den vorgelegten Briefen die Rede ist, steht gegenwärtig noch mitten auf dem Schauplatze. Je nach der Natur dieser Briefe möcht, es daher scheinen, daß sie zur Veröffentlichung aus obgedachten Rücksichten überhaupt noch nicht geeignet waren, oder aber, daß letztere in einer Weise wahrgenommen werden mußten, wodurch die Spitzen des öffentlichen an die Herausgabe dieser Briefe sich knüpfenden Interesses leicht abgestumpft werden konnten. Der Herausgeber hat hierbei zu bemerken, daß er, in gewissenhafter Wahrung aller Rücksichten gegen die Erben des Pahl'schen Namens und gegen andre Lebende, aus der reichen Fundgrube der ihm von verschiedenen Seiten anvertrauten, alle Perioden seines Lebens und seiner Wirksamkeit umfassenden Briefe Pahl's, nur diejenigen, an einen noch lebenden hochschätzbaren Zeitgenossen gerichteten, herausgehoben hat, welche, wie sie zugleich von dem mannigfaltigsten und gewichtigsten Interesse sind, auch am wenigsten gegen ein allzuängstliches Augenmerk auf Personen und Beziehungen der

lebendigen Gegenwart anstoßen. Sollte dem Herausgeber dessen ungeachtet noch von dieser oder jener Seite sowohl in Beziehung auf die Zeit als auf die Art und Weise des Erscheinens dieser Briefe ein Vorwurf gemacht werden wollen: so erlaubt er sich von vornweg die abwehrende Einrede, daß er, in der Angelegenheit dieser Bekanntmachungen, in fast allen Fällen, wo kleinliche Rücksichten in Collision mit öffentlichen Interessen geriethen, die letztern überwiegen ließ.

Dies konnte der Herausgeber unbedenklich thun, denn Männer wie Pahl gehören nicht blos ihrer Familie, ihren erkornen Freunden, sie gehören noch vielmehr der ganzen Nation an, aus welcher sie entsprossen sind und auf deren Bestes all' ihre Bestrebungen als Sendschaft ihres Lebens gerichtet waren. Die Nation hat ein Recht, den vertraulichen Ergießungen eines edlen Geistes, der auf sie mit Nachdruck wirkte, zuzuhören, den innersten Schwingungen seines Charakterwesens zu lauschen, auf sein Urtheil zu achten, auch wenn er es im tiefsten Negligée einem Freunde ins Ohr gesagt. Ueberhaupt scheint das Begehren nach Mittheilungen aus dem Leben berühmter und bedeutender Menschen, die Begierde, womit solche aufgenommen

und verſchlungen werden, aus einem tiefen Bedürfniſſe unſrer Zeit hervorzugehen, ſey es nun, um zum Behufe ernſter Betrachtung Vergleiche zwiſchen Vergangenem und Gegenwärtigem anzuſtellen, ſey es ein tieferes Forſchen nach Wahrheit oder das Verlangen, Belehrung und Troſt daraus zu ſchöpfen.

In wiefern ich*), um zu einem zweiten Bedenken der Veröffentlichung dieſer Briefe überzugehen, eine Befugniß hatte, mich ſowohl der vorliegenden als andrer einſchlagenden Briefſchaften anzunehmen und reſp. zu bemächtigen, mögen dieſelben Gründe entſcheiden, aus welchen die hochehrenwerthen Eigner dieſer Papiere ſie mir zum Gebrauche geſtellt. Dieſelben mochten der Meinung ſeyn, daß derjenige, welcher in ſeinem „Salon deutſcher Zeitgenoſſen“ (1r Band) ein begeiſtertes, wenn gleich ſich nur innerhalb ſtrenger Naturwahrheit haltendes Gemälde des öffentlichen Lebens und Wirkens Pahl's noch bei deſſen Lebzeiten aufgerollt, auch nach deſſen Tode ein Recht haben müſſe, alle zu gründlicherer

*) Man geſtatte hier dem Herausgeber ein perſönlicheres Hervortreten.

Abrundung dieſes Gemäldes dienenden, ihm bisher verborgenen Züge aufzudecken und ſie nach beſtem Dafürhalten nachzutragen. Dieſes Recht, und ich darf wohl auch ſagen, dieſe Verpflichtung lagen mir aber deſto mehr am Herzen, je verſchiedener und ſich widerſprechender die Urtheile waren, womit meine Darſtellung des öffentlichen Characters Pahl's innerhalb ſeiner nähern Lebenskreiſe aufgenommen wurde. Die Einen nämlich, die ſich als Freunde und Verehrer Pahl's par excellence ankündigten, wollten in meiner Characterzeichnung einen übertriebenen Panegyrikus erkennen; die Andern, Pahl's erklärte Feinde und Gegner, ſahen darin eine von Eitelkeit und Selbſtſucht beſtellte und erkaufte Lobrede. Die Motive dieſer Einen und Andern waren gleich niederträchtig und armſelig. Aus den Erſtern ſprach der ſchwarze Neid, der ſich ſeiner Richtigkeit gegenüber der hervorgehobenen Größe erſt recht bewußt ward; die Andern konnten in ihrem giftigen Herzen den Stachel nicht bergen, der aus Pahl's fleckenloſer Tugend in ſie hineinwühlte. Es gehört zum Syſteme der Finſterlinge und Abſolutiſten, — denn nur unter dieſen hatte Pahl ſeine entſchiedenen Widerſacher — an keine Tugend, an kein edles rei-

nes Gefühl in der Menschenbrust zu glauben, denn in diesem Gefühle, denn in der Tugend birgt sich, mit göttlicher Macht ausgestattet, der ewige Feind der Finsterniß und roher Willkühr. Die aber in dem obgedachten Vorwurfe des Obscurantismus liegende Anklage meiner selbst werf' ich mit Verachtung und stolzem Selbstgefühl zurück. Die Unabhängigkeit meines Characters, die Loyalität meiner Bestrebungen und die Redlichkeit meiner Gesinnungen anlangend, so hat dieselben selbst der zwieträchtige Haß noch keines Flecks zu beschuldigen gewagt und wenn es auch einmal — wie man sich denn in dieser Welt der Corruption und moralischen Siechheit aller Dinge versehen muß — geschehen sollte, so weiß mein Bewußtseyn die Drachenzähne in ihr giftiges Gehäuse zurückzustoßen.

Darf ich mir noch ein paar Worte über meine persönliche Stellung zu Pahl erlauben, so geschehe auch dieß nur zu dem Zwecke, unrichtigen Voraussetzungen und irrigen Meinungen vorzubeugen.

Es war am Jahresschlusse 1835, daß ich Pahl'n in einem kleinen, aus Gelehrten, Staats- und Geschäftsmännern zusammengesetzten Kreise (welcher sich regelmäßig jeden Abend zu einer be-

stimmten Stunde im Interesse gegenseitiger Erholung zu versammeln pflegte und dem ich angehörte) in Stuttgart kennen lernte. Als Generalsuperintendent in diesem Augenblicke zunächst wegen der Synodalberathungen anwesend, war Pahl, da an diese die Landtagsgeschäfte sich anschlossen, genöthigt, in Stuttgart zu überwintern. Hier waren mir nun, in dem schon erwähnten Kreise, fast allabendlich einige Stunden des Zusammenlebens mit ihm vergönnt. Schon im ersten Augenblicke mit wunderbarer Magie von ihm angezogen, theilt' ich mich bald in den Eindruck, den Pahl's edler geselliger Ton, die antike Einfachheit seines Wesens, welcher seine imposante äußere Erscheinung harmonisch entsprach, vor allem aber die Kraftfülle seiner geistigen Ergießungen und die befeuernde Wärme seiner freimüthigen Reminiscenzen auf jeden Angehörigen des traulichen Zirkels ausübte. Mahnte seine ehrwürdige Greisesgestalt, unter deren Hülle jedoch noch die unverloschene Kraft geistiger Jugend glühte, an eine sorgliche Oekonomie im Haushalte unsers eignen Seelenwesens; so bargen seine Reminiscenzen, welche eingeflochten wurden in geistvolle Expectorationen über Personen, Richtungen und Zustände der Gegenwart, einen end-

losen Schatz von Welt- und Lebenskenntniß, von interessanten Erlebnissen in der Sphäre seines öffentlichen Wirkens und von reichen Bezügen zu bedeutsamen Verhältnissen und hervorstechenden, in historischer Wichtigkeit erstarkten Individualitäten der Vergangenheit. Man konnte nicht eine halbe Stunde mit Pahl verkehren, ohne irgend etwas durch ihn gewonnen zu haben, sey es eine Zunahme an gesellschaftlicher Urbanität, sey es eine Erweiterung geistiger Gesichtskreise und politischer Anschauungen.

Zu Ende 1836, da Pahl der Synodalberathungen wegen wiederum nach Stuttgart kam, ward das alte glückliche Leben fortgesetzt, am eifrigsten aber im Winter $18\frac{37}{38}$, wo er (wie er selbst gestand), am Geiste heitrer als je, neuerdings in unsrer Mitte erschien. Die innre Lage Deutschlands hatte mittlerweile verschiedene Aenderungen erfahren, indem fast gleichzeitig mit der gewaltsamen Abführung des ultramontan-revolutionären cölner Erzbischofs nach Münster, die neue Majestät von Hannover das Grundgesetz dieses Landes rechtswidrig aufhob, um ein neues nach eignem Zuschnitte an dessen Stelle zu setzen. Es konnte nicht fehlen, daß diese beiden, für die deutschen

Verhältniſſe ſo hochwichtigen Ereigniſſe zu den lebhafteſten Debatten in unſerm Kreiſe führten, an denen namentlich Pahl den feurigſten Antheil nahm; jedoch ward er dadurch häufig in eine Erregung verſetzt, die, je natürlicher ſie war, den Freunden nur deſto größere Sorge um ſein phyſiſches Wohlbefinden erregte. Er hatte, in der Periode der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands, durch muthvolle Befeuerung des ſchmählich erlahmten Nationalgeiſtes manche Breſche in den Boden der jämmerlichen Fremdherrſchaft gegraben, er hatte, nach hergeſtellter Ehre des deutſchen Namens, die ſpitzen Pfeile ſeiner Geſinnung wider die Reſtaurations-Tendenzen Roms und wider die Camarilla des neu zurückkehrenden europäiſchen Despotismus geſchleudert, und in der Julius-Revolution, wenn auch mißbilligend ſo manche Excentricität des aus ihr gebornen modernen Liberalismus, doch den Beginn einer neuen Zeit erkannt, um deren Willen es ſich ſchon der Mühe verlohne, noch ein paar Jahre „durch dieſe Irrſale“ mitzugehen. Zeitweiſe die Waffen niederlegend, ohne den Kampfplatz zu verlaſſen, und an der eignen Bruſt feſtankernd mit ſeinem durch die Stürme der neuen Tage allerdings oftmals erſchütterten Glauben an eine endliche

Festbegründung deutscher öffentlicher Rechtszustände und deutscher Freiheit; mußten die erwähnten, ihre Schwingungen mit schreiendem Mißton durch die Gegenwart tragenden Ereignisse den deutschen Geist in ihm um so heftiger hervorfordern, als er einerseits die Hyder der Hierarchie, ihrer vielen vom Absolutismus begünstigten Resurrections-Versuche ungeachtet, in unsrer Zeit doch für gelähmt, und andrerseits wiederum das beschworne öffentliche Recht Deutschlands trotz vieler meineidigen Tendenzen, für zu gefestet im Rechtssinne deutscher Fürsten und Völker, erachtet hatte.

In dieser Zeit unsrer lebhaften Erörterungen zweier großen deutschen Fragen, bei deren Gelegenheit sein tiefstes Characterwesen mir klarer und inniger als je vor's Auge trat, faßt' ich den Entschluß, das Bild Pahl's, das unbefleckte Bild dieses biderben deutschen Mannes lebensgroß in unsre politisch-faule und characterschwache Wirklichkeit hineinzustellen, eine erzene Säule, an der die Niederträchtigkeit erstarren, die Schwäche erstarken, die Kraft sich befeuern möchte. Um deßwillen das energische Colorit, wodurch die blasse neiderfüllte Halbheit, die geschminkte wie die

demaskirte Lüge, insbesondre jegliche Art der Erbärmlichkeit so mächtig allarmirt ward.

Pahl hatte mich während der mehrjährigen Dauer unsrer Bekanntschaft eines herzlichen Vertrauens, einer freundlichen Hingebung gewürdigt, und ich hatte auch in dieser Hinsicht Gelegenheit, die fein- und ernstgestimmten Saiten dieses edeln Geistes anzurühren. Aus solchem Grunde floß in meine Darstellung seines öffentlichen Lebens jener spiegelklare Enthusiasmus der Freundschaft, ohne den es gar nicht möglich gewesen wäre, in die tiefen Geistesschachten dieser reichbegabten Individualität, dieser ungewöhnlichen Charakterkraft einzudringen. Was mir also zum Vorwurfe gemacht wurde, das war gerade ein unerläßliches Requisit, die Züge dieses Charakters unverstümmelt auf eine spätere Zeit zu tragen. Denn wer nicht mit einer, ins Wesen der Dinge gleichsam divinatorisch-intuitiv eindringenden Begeisterung schafft, der schnoppert an der Oberfläche der Erscheinungen herum, schöpft blos den Schaum von ihnen ab, nicht bedenkend, daß doch in der Regel nur das Seichte auf der Oberfläche treibt, indeß erhaben im stillverborgenen Grunde das Tiefe ruht.

Unter den vielen persönlichen Beziehungen, an denen Pahl's Leben so reich ist, haben wir an diesem Orte zunächst derjenigen zu dem wackern ehemaligen Professor der Philosophie an der Hochschule zu Landshut, Dr. J. Salat, zu erwähnen, eine Freundschaft, die ein halbes Jahrhundert hindurch, bis zu Pahl's Tode, unterhalten ward. Ein Theil der Pahl'schen Briefe an jenen Trefflichen sind hier dem deutschen Publikum vorgelegt.

Ein inniges Freundschaftsverhältniß verband Pahl'n mit dem Geschichtsschreiber der Deutschen, dem unvergeßlichen und berühmten Pfister, dessen Charakterwesen mit dem seinigen viele Seiten gemein hatte. Mit dem edeln und hochherzigen von Rotteck stand Pahl namentlich während der deutschen Befreiungskämpfe im vertrautesten und lebendigsten Verkehr, und er lieferte damals für des Erstern „Deutsche Blätter" die bedeutsamsten und einschneidendsten Darstellungen, unter denen wir einige uns im Urterte mitgetheilte, in Voraussicht des uns hiefür gezollt werdenden Dankes der deutschen Publicität, ob ihres großen und bleibenden Interesses hier reproduciren.

Mit Paulus, Krug, v. Tzschirner, v. Wessenberg, Hurter in Schaffhausen,

Reuffer, wie überhaupt mit allen Männern des wissenschaftlichen, kirchlichen und politischen Fortschritts im deutschen Vaterlande, verknüpften Pahl'n engere oder weitere Bezüge, in den zwanziger Jahren auch mit Münch, der damals noch in den Flammen eines ultracirenden Liberalismus prasselte.

An Münch schrieb er unter Anderm am 3. Januar 1825: „Den Entschluß, von der journalistischen Laufbahn abzutreten, *) zwang der jetzige Stand unsrer öffentlichen Verhältnisse auf eine unwiderstehliche Weise ab. Es blieb mir nur noch die Alternative, entweder mit einer schlechten Richtung der Zeit fortzugehen, oder die Ruhe meines Lebens auf eine nutzlose Weise aufzuopfern. Auch durfte ich meine wahrhaft liberale Regierung nicht länger bei der Allianz compromittiren, die sich die heilige nennt, während sie doch nicht verschmäht, einen napoleonischen Zug nach dem andern auf ihr Bild überzutragen. Ohnehin leisten

*) Pahl ließ am Jahresschlusse 1824 die neue Edition seines berühmten Volksblattes: „Nationalchronik der Deutschen" aus den hier angedeuteten Gründen eingehen. Ein Näheres lese man über die Geschichte und Bedeutsamkeit dieses Blattes im „Salon deutscher Zeitgenossen." Ir Bd Frankf. bei Sauerländer, 1838.

jetzt die Feinde des Lichts und des Rechts, durch den tollen Mißbrauch, den sie von ihren augenblicklichen Siegen machen, der guten Sache bessere Dienste, als deren beredteste Vertheidiger. Diese Vertheidigung aber muthig fortzusetzen, dazu sind Sie durch die Kraft Ihres Geistes, durch die Stimme Ihres Willens und durch Ihre Jugend vor Andern berufen. Mögen Sie in der Erfüllung dieses schönen Berufes nicht müde werden! Sie werden freilich dafür kaum einen andern Lohn finden, als den, den Ihr Bewußtseyn Ihnen darreicht. Derselbe aber ist dem gerechten Manne genügend."

Wie überraschend Münch diese Befürchtung seines edlen Freundes Lügen strafte, ist durch die Transaction dieses ehrenwerthen Herrn in die Dienste rein conservativer Interessen bekannt geworden; wodurch es auch geschah, daß jenes besagte Bewußtseyn einen sehr metallnen Klang erhielt.

Große Verehrung widmete Pahl bis in seine letzten Tage dem wackern leipziger Kämpen, Professor Krug. „Recht erwünscht ist mir diese Gelegenheit", so schrieb er noch an diesen unterm 18. November 1838 bei Gelegenheit eines für mich bei Krug niedergelegten Briefs, „um

Ihnen, ehrwürdiger Mann, zu erkennen zu geben, wie erfreulich es mir ist, Sie, am Geiste ewig ein Jüngling, gleich rüstig für die große Sache der Wahrheit und des Rechts fortwirken zu sehen, immer muthig und siegreich den Kampf gegen die bösen Geister unter dem Himmel fortsetzend. Mögen Sie die Versicherung des Dankes für so manche Belehrung und Erkräftigung, die ich Ihnen verdanke, und meiner innigsten Verehrung nicht verschmähen!“ —

Pahl starb, endlich erliegend einem Uebel, dessen in seinen Briefen an Salat mehrfache Erwähnung geschehen, am 18. April 1839 zu Stuttgart, im Kreise der versammelten Seinen. Seine ehrwürdige Gattin, die Freundin seiner Jugend, die treue langjährige Gefährtin auf seiner von so manchen Stürmen unterbrochenen großen Reise durch dieses Daseyn, überlebte ihn.

In Leid und Freude war seine fast das Maaß eines halben Jahrhunderts erfüllende Ehe von dem stillen Segen eines nie getrübten Friedens überschattet. Am Abende seiner Tage, nach so manchen schweren Mühen und Anstrengungen, ward ihm vom Himmel die Genugthuung, sein Haus auf sichern festen Grund gestellt zu sehen.

Seine beiden Söhne, biderbe Bürger und ausgezeichnete Schulmänner, ſtehen im Dienſte ihres Vaterlandes; faſt alle ſeiner Töchter aber ſind durch die Bande muſterhafter Ehen beglückt.

Pahl's Gedächtniß wirkt im Leben Aller, die ihn kannten, ein nie verglimmender Stern echter Bürgertugend und deutſcher Mannheit ſegenbringend nach.

O daß ihm viele ähnlich wären im deutſchen Vaterlande, in Sinn und That! dann würde bald die Lüge ihren frechen öffentlichen Thron, die Halbheit ihre weichen Daunen-Sitze verlaſſen müſſen, und von ſeinem Söller würde der Dämon unſrer nationalen Zerſplitterung bald in die Nacht ſeiner verrätheriſchen Abſtammung verſinken! —

Der zweite Band der „Stellungen und Verhältniſſe," dem gegenwärtigen binnen Kurzem folgend, wird vielleicht durch die Bedeutſamkeit der abgehandelten Gegenſtände das Intereſſe des erſten Theils überragen, Geſinnung und Strebung aber werden dieſelben ſeyn, nämlich Geſinnung und Strebung reiner unverbrüchlicher Liebe zum deutſchen Vaterlande! —

Der

Conſtitutionalismus

und

die reine Monarchie in Deutſchland.

Unſerer Zeit blieb es vorbehalten, die Trägerin eines publiziſtiſchen Kampfes zu werden, in welchem die beiden in unſerm Titel ausgeſprochenen Gegenſätze ſich um eine Art von Alleinherrſchaft (oder Alleingeltung) befehden. Dem erſten Anſchein nach haben die Entwickelungen des deutſchen politiſchen Lebens noch nicht weiter als bis zur Frage geführt: „Welche Regierungsform iſt den politiſchen Stoffen in Deutſchland die angemeſſenſte?“ nachdem wir über dieſen Punkt ſchon längſt glaubten im Reinen zu ſeyn.

Von wannen dieſe neuerliche Disparatheit der politiſchen Ueberzeugungen in Deutſchland komme, wird nicht lange ungewiß bleiben, wenn wir gehörig erwägen, wie verſchieden die Elemente norddeutſcher Bildung von denen Süddeutſchland's ſind und welchen überwiegenden Einfluß die Staatslehre Hegel's namentlich in Preuſſen, in einem Lande, gewonnen, das unleugbar einen bedeutenden Hoch-

druck auf die intellectualen Zustände in Deutschland übt.

Hegel's Lehre vom Staat, die in den gesammten geistigen Organismus preussischer Bildung übergegangen, demonstrirt die Absolutheit der fürstlichen Regierungsgewalt, als der höchsten Spitze und Alles durchdringenden Einheit des Staats; während die süddeutsche Bildung anstatt des persönlichen, ganz und allein nur durch den Regenten bedingten Staates, einen allgemeinen oder constitutionalen haben will, in welchem die Souverainetät von der Krone auf den Staat übergeht und das Volk durch Vertretung und Anlehnung mittelbaren Theil an der Regierung nimmt.

Um uns noch deutlicher auszusprechen, so will die norddeutsche Bildung, in so weit sie sich mit dem spezifischen Begriffe der preussischen identificirt, die absolute Uneingeschränktheit der Regierungsgewalt, jedoch ruhend auf der Alles durchdringenden Sonne der Intelligenz, welch' letztere in solcher Hinsicht die eigentliche politische Großmacht, folglich der erhaltende Pfeiler dieses vernünftig-absoluten Monarchismus seyn soll. Die süddeutschen Ueberzeugungen hingegen verlangen unabweisbar eine Theilnahme des Volks an der Staatsgewalt

und eine Vertretung des Allgemeinwillens durch die gesetzgebenden Versammlungen. Sie wollen demnach keine ministeriale Regierung, wie sie die constitutionelle Fiktion nach dem Wahlspruche der Juliusmonarchie: „Le roi regne et ne gouverne pas“ in Frankreich begründet, sondern eine parlamentare Regierung, in welcher der Wille und die Einsichten des Volkes dem Willen und den Einsichten des Regenten in solcher Beschränkung sich gegenüberstellen, daß dem Regenten, der in seiner Stellung am besten geeignet ist, das öffentliche Bedürfniß und die Wege des öffentlichen Wohls zu erkennen, ein Uebergreifen in das eigentliche Gouvernement nur so weit möglich wird, als seine Theilnahme an letzterem sich nach den Grundsätzen des neuen Bundesstaatsrechts als von den Regentenprärogativen unzertrennlich darstellt.

Die deutsche Repräsentativ-Verfassung wird sich demgemäß stets in ganz abweichender Richtung von der französischen, und mit der englischen nur in so ferne übereinstimmend zu gestalten haben, als das Hauptgeschäft der Verwaltung immer Sache parlamentarer Wirksamkeit seyn muß.

Das germanische Element hat zu keiner Zeit eine reine Monarchie zugestanden, vielmehr hat es

immerdar nach einer Theilung der Gewalten gestrebt, wodurch die Rechtspersönlichkeit der Mehrzahl des Volkes gesichert war. Selbst in der rohesten Gewaltperiode des Mittelalters, dessen öffentlichem Leben doch gewiß die Idee des Staates nicht zu Grunde lag, war die Kette der Lehnsherrn und der Vasallen durch die Gewalt bedingender Verträge zusammengehalten, und so lose auch alle Verhältnisse waren, so war doch als Grundsatz ausgesprochen, daß kein Freier über den andern ein Recht hatte, das ihm dieser nicht durch Vertrag zuzugestehn veranlaßt worden war.

Niemals gehorchten die Völker Deutschland's einem willkührlich gebietenden Herrn. Immer waren ihre Rechte und ihre Pflichten Sache gegenseitiger Uebereinkunft mit Denen, die nach und nach ihre Fürsten wurden. Daher war es nicht die Idee des Staates, auf die man im Mittelalter wie in der Uebergangsperiode der neuesten Zeit die Rechte und die Pflichten des Fürsten und Volkes bezog, sondern das historische Faktum, der moderne Rechtstitel entschied. Der Fürst hatte alle die, aber auch nur die Rechte, die er auf faktischem Wege erworben hatte. Auf seinem Grund und Boden war jeder Grundherr Fürst, in seiner Stadt jeder Stadt-

rath Regent. Der freie Deutſche konnte nicht beſchatzt werden, und ſelbſt bei Auflagen, die die Leibeignen, die Gutsunterthanen der Freien treffen ſollten, bedurfte es der Einwilligung ihres nächſten Herrn. Denn war nicht ihr Vermögen das ſeinige? Als daher ſeit dem vierzehnten Jahrhunderte die Geldverlegenheiten der Fürſten ſtiegen, da mußten die Freien verſammelt, es mußte ihnen die Lage des Staates vorgelegt und von ihnen die Einwilligung zu einem Beitrage aus ihrem Vermögen oder aus dem Vermögen ihrer Unterthanen erlangt werden. Der ſteigende Wohlſtand der Städte verſchaffte auch den Deputirten ihrer Magiſtrate Sitz und Stimme auf den Landesverſammlungen. Demnach freilich nicht der Ueberzeugung, daß es Pflicht ſei, den Rath derjenigen zu hören, die am gewiſſeſten von allen Verhältniſſen des Volkes unterrichtet, am unpartheiiſchſten über ſie zu ſprechen geneigt ſind, daß es wohlthätig für das Ganze ſeyn werde, die Kraft und Freiheit der Staatsbürger unter die Garantie der unabhängigſten und freiſinnigſten Männer zu ſtellen: verdanken die alten Landſtände ihren Urſprung, ſondern ſie ſind von der Nothwendigkeit abgedrungen und ihr Zweck war blos die Unterhandlung des Fürſten mit denen, die gerade die Macht

hatten, die Gewährung ſeiner Wünſche zu verweigern. Dieſe Richtung, welche die deutſchen Landſtände bei ihrer Entſtehung erhielten, bei ihrer Ausbildung behaupteten, ſpricht ſich in der Grundlage der Verfaſſung, in der Zuſammenſetzung der Stände und in ihren vertragsmäßigen Rechten aus.

Folglich waren es faſt zu keiner Zeit unſ're Fürſten, welche gutwillig, aus eignem Antriebe, dem öffentlichen Rechtsleben der deutſchen Völker Impulſe verliehen, ſondern ſie mußten zu ſolchen Zugeſtändniſſen durch die Macht der Verhältniſſe und durch den Kräftedrang, der aus dem immer gewaltvollen germaniſchen Elemente ſtürmte, gezwungen werden. Wenn ſolche Thatſachen nicht zu den Glanzpunkten unſerer Geſchichte gehören, ſo gewährt es auf der andern Seite eine große Genugthuung für den Charakter der Deutſchen, daß die ſchönſten und kräftigſten Rechtsentwickelungen unſerer Geſchichte ihre Bedingungen in den innerſten Lebenskeimen des Volkes, in ſeinem Sinne und Streben für Recht und Freiheit, beſitzen.

Ja, der politiſche Entwickelungsgang unſerer öffentlichen Rechtszuſtände wird trotz ſo vielen Schattens, der ihn umgibt, uns doch fortan die lichteſten Geſichtspunkte unſerer nationalen Erinnerungen und

die glänzendsten Beweise unserer Volkskraft und der im Wesen derselben liegenden Nothwendigkeiten bieten, welch' letztere sich immer in der Erweiterung unserer politischen Rechtskreise aussprachen.

Die Freiheit ist eine so unbezwingbare Lebensbedingung des germanischen Charakters, daß die Folgerungen und Entwickelungen derselben trotz aller Widerstrebnisse von gewissen im Besitze der Gewalt sich befindenden Seiten nie so weit aufgehalten und zurückgedrängt werden konnte, daß wir Gefahr liefen, überhaupt um den Inhalt unsers politischen Rechtsbegriffes zu kommen.

Von der ältesten deutschen Vergangenheit bis herab auf unsere Lage beweis't jedes Blatt unserer Geschichte, daß im Tiefinnersten des germanischen Volksorganismus die Nothwendigkeit begründet sei, sich aus sich selbst heraus in freiester Unabhängigkeit zu gestalten und zu entwickeln, und den Gang seines politischen (und überhaupt geistigen) Räderwerkes nicht von einer absoluten Einzelkraft, sondern durch sich selbst, durch seinen eignen Willen zu bedingen.

Demnach konnten die deutschen Völker zu keiner Zeit der Einsicht und den Ueberzeugungen eines Einzigen (des Vornehmsten) die Lenkung ihres öffent-

lichen Wohls vertrauen, sondern stets mußten sie als unerläßliche Nothwendigkeit in Anspruch nehmen, daß die Edelsten und Besten unter ihnen in die Leitung des Gemeinwesens (des Staates) sich mit dem Fürsten theilten, folglich in solcher Eigenschaft den Willen und die Einsicht des Volkes verträten. So lang es aber in Deutschland Unfreie gab, konnte von einer Vertretung des Volks, als einer Rechtstotalität, nicht die Rede seyn, sondern die Gesammt-Bevölkerung mußte noch nach Klassen und Korporationen unterschieden werden, aus deren Umkreis der Leibeigne natürlich ausgeschlossen war. So spalteten sich die bürgerlichen Interessen nach Klassen und Korporationen oder besser nach Ständen, deren speziale Vertretung sich als natürliche, und hieraus die alte ständische Organisation als nothwendige Folgerung ergab.

Die Bildung der Landstände ging demnach nicht aus der Idee einer gleichmäßigen Vertretung aller Stände und Interessen des Volkes hervor. Nur Die wurden berufen, deren Befragung als nothwendige Bedingung erschien. Die öffentliche Meinung gab damals höchstens der Kirche und den ältesten Dynastengeschlechtern Einfluß. Die äußere Macht beruhte auf dem großen freien, auf Guts-

unterthanen geſtützten Grundbeſitz. Der Reichthum an Geld, als dem Symbole der geſammten Güterwelt, war nur den Städten anvertraut. Daher die Eintheilung in die Curie der Prälaten, Grafen und Herren, die Ritterſchaft und das Städtecollegium.

Erſt die neuern Geſchichtsphaſen des deutſchen Geiſtes und Lebens, die auch die Leibeigenſchaft aufhoben, führten in verſchiedenen deutſchen Staaten eine ziemlich gleichmäßige Vertretung des geſammten Volkes herbei. Dieſe Erweiterung des politiſchen Rechtskreiſes deutſcher Völker aber ging nicht ohn' eine tiefe Gährung und Befehdung der verſchiedenen, ſich ſchroff entgegenſtehenden, Intereſſen und der Ideen der alten und neuen Zeit vor ſich.

Inmitten dieſes Kampfes geſchah es, daß die auf dem Congreſſe zu Wien die künftige Lage Europa's ordnenden Potentaten die Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in allen Staaten Deutſchland's zuſicherten und durch den 13. Artikel der deutſchen Bundesakte zu einer Bedingung der Theilnahme an dieſem groſsen Staatenbunde machten. Indem die hohen Häupter ſolche Willensmeinung ausſprachen, kamen ſie einem laut und lebendig ausgeſprochenen Verlangen der deutſchen Volker entgegen, befriedigten ſie eine Forderung der

Vernunft und Gerechtigkeit, zeigten sie, daß sie das Walten des Zeitgeistes tief erkannt hatten. Dabei war es in jener Zeit einer glorreichen Begeisterung keineswegs ihr Wille, den Völkern nur ein glänzendes Spielwerk hinzuwerfen, sie durch gehaltlose Formen, durch leere Namen zu entschädigen, sondern sie wollten ihnen etwas Wesentliches geben, eine Garantie ihrer heiligsten Rechte, ein Mittel, das Band des Vertrauens zwischen Fürsten und Völkern zu befestigen, ein Institut, das geeignet sei, dem großen und weisen Regenten die Erfüllung seines hohen Berufes zu erleichtern, den Uebelwollenden vor dem Verderben seiner selbst und seines Volkes zu bewahren, vor Allem auch unter schwachen unbedeutenden Fürsten ein frisches und lebendiges Fortbilden des Staatslebens zu vermitteln.

Gemäß jener auf dem Congresse zu Wien eingegangenen Verpflichtungen unserer Fürsten ward in einem Theile Deutschland's dem Constitutionalismus in seiner wirksamsten, nämlich der repräsentativen Form, Eingang verschafft. In den germanischen Lebensstoffen tief begründet, ja von denselben als eine Nothwendigkeit gesetzt, mußt' er alsbald tiefere Wurzeln schlagen, als die Feinde des con-

ſtitutionellen Staatslebens gewünſcht und die blöden politiſchen Schwächlinge erwartet hatten.

Naſſau ging allen deutſchen Staaten in Erfüllung des Conſtitutionswerkes voran. Baiern folgte unter den größern Staaten; wenige Monate darauf erhielt auch Baden ſeine Verfaſſung und faſt gleichzeig blühten in den beiden Heſſen die repräſentativen Conſtitutionsformen auf. Das Werk des edeln Königes von Würtemberg hatte ſich ebenfalls auf das Trefflichſte bewährt.

Jede dieſer Verfaſſungen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge, jede hat ihre Mängel. Bei ihrer Creiirung handelte es ſich davon, auf der Grundlage unſ'rer alten ſtändiſchen Verfaſſungen ein neues, der Zeit und ihren Forderungen entſprechendes, Gebäude aufzuführen. Bei der Unterſuchung, was und wie viel von dem vorhandenen alten Material für den Neubau benützt werden dürfe, mußten natürlich, wie ſchon oben erwähnt, die an dem Modernen und dem Alten (oder vielmehr Veralteten) haftenden Ideen in einen argen Widerſtreit gerathen.

Einſichtsvolle, vom Geiſte der neuen Zeit durchdrungene Staatsmänner erkannten leicht, daß ſo wenig wie möglich von dem alten Schutte beibehalten

werden dürfe, wenn man nicht von vornherein den Keim des Todes in den Neubau pflanzen, denselben zu einem Stück- und Flickwerke machen wolle, das jeden Augenblick den Einsturz drohe. Man bemühte sich aus diesem Grunde, eine solche Verschmelzung des Neuen mit dem Alten zu Stande zu bringen, wodurch die Morschheit des letztern verjüngt, seine Unzulänglichkeit ergänzt, demnach so ziemlich eine neue Schöpfung geschaffen werden konnte, in deren organischen Einrichtung alle politischen Interessen des modernen Bürgers eben so kräftig vertreten, als alte wohlbegründete Rechte gewahrt und geachtet würden. Doch so angelegentlich man auch die letztern in Einklang mit den erstern zu setzen versuchte, so konnt' es doch nicht fehlen, daß sie häufig wie zwei feindliche Pole sich abstießen, und bei der Unmöglichkeit, die verschiedenen Standpunkte und Interessen miteinander auszugleichen, auf der einen Seite sich Vorzüge, auf der andern Mängel ergaben, die leider unsere neuen Verfassungswerke des Charakters organisch in sich abgeschlossener Kunstwerke, wo jeder Theil sich harmonisch zum Ganzen verhält, verlustig machen. Alle erwarten deßhalb ihre weitere Vervollkommnung erst von der Zeit, und dies ist eben ein Vorzug, der allen gemein-

sam ist, daß sie eine stufenweise und doch mit ihrer Grundidee in stetem Einklang stehende Vervollkommnung zulassen, vermitteln und bedingen, daß sie den Maßstab für die Anwendbarkeit ihrer Einrichtungen nicht aus der Vergangenheit, aus dem Herkommen früherer Zeiten, sondern aus den Forderungen der Gegenwart entnehmen.

Wie kräftiger jedoch die deutschen Lebenselemente in der Neuzeit sich entwickeln, desto lauter werden auch jene Forderungen, die eine Perfectionirung der neuen Verfassungsformen im Sinne wahrer bürgerlicher und geistiger Freiheit verlangen. Das deutsche Element bedingt Beschränkung der Fürstenmacht und persönliche Freiheit, womit das christliche in eins zusammenfließt, wonach der Mensch nicht zunächst als Bürger, sondern in seiner freien Individualität als Mensch erfaßt wird, der Staat nicht Alles ist, sondern nur eine beschränkte Sphäre, über welche hinaus die Zwecke der Religion und Humanität liegen.

Kann folglich nur diejenige Regierungsweise als einzige dem deutschen Geiste entsprechende angesehen werden, welche sich naturgemäß und folgerichtig aus dem deutsch-christlichen Elemente herausgebildet, und stellt sich im Systeme des Constitutionalismus

das Ergebniß eines solchen Bildungsprozesses dar; so wird doch wahrlich zugestanden werden müssen, daß innerhalb der Formen des Constitutionalismus allein das deutsche Leben sich frei und sicher entwickeln und fortbilden könne. Aus allen den einzelnen Folgerungen unsers constitutionellen Staatslebens geht aber unwiderleglich hervor, daß sie allesammt aus dem deutsch-christlichen Elemente geschöpft seien, daß sonach auch dieses die Spitze unsers Constitutionalismus, seine alles durchdringende Einheit und politische Naturgemäßheit begründe.

Ist in solcher Hinsicht der Beweis geführt, daß der Repräsentativ-Regierung die ausschließliche Herrschaft über das deutsche Volk gebühre, so liegt die den Stein des Anstoßes bildende Antithese um so klarer zu Tage, die in den Formen der reinen Monarchie sich uns darbietet. An diesem Orte ist es unnöthig, eine ausführlichere Begriffsbestimmung der reinen Monarchie zu geben, in welcher, im Gegensatze zur constitutionellen, der fürstliche Wille der Anfangs- und Ausgangspunkt alles Staatslebens ist und die persönliche Freiheit des Individuums in dem Alles umfassenden Alleinwillen des Regenten untergeht. Es bedarf keiner besondern Hinweisung auf diejenigen europäischen Länder, in welchen die

absolute Monarchie am reinsten sich darstellt, um sie jedem Auge kenntlich zu machen; und um so weniger ergibt sich solches Bedürfniß, als gegenwärtigen Ortes nur von den direkten Gegensätzen des Constitutionalismus inmmitten des deutschen Lebens die Rede seyn kann.

Daß jene Gegensätze aufgefunden werden im Staatsleben des Königreichs Preussen, braucht hier nicht erst behauptet zu werden, da wir einen Punkt berühren, der keinem Zweifel mehr unterworfen ist.

Preussen war, ob gutwillig, von Innen heraus, ob durch die Zeitereignisse genöthigt, so gut wie die andern deutschen Staaten von dem Bedürfniß einer Regierungsweise durchdrungen, in welcher die oberste Staatsgewalt gespalten werde in zwei Faktoren, deren einer dem Fürsten, der andere dem Volke zugehöre. Das preussische Cabinet hatte deutlich eingesehen, daß es nimmer wohl gethan seyn würde, die neuen Strömungen des preussischen Volkslebens in unnatürliche Fesseln einzuzwängen, daß es vielmehr auch *seinem* Volke diejenige Regierungsform überliefern müsse, welche, von den deutschen Fürsten auf dem Wiener Congresse als die beste erkannt, auch bei einem einfachen Blicke auf die innere und äußere Geschichte

des deutschen Volkes als solche unabweisbar sich darstellte.

Wie es aber dessenungeachtet gekommen, daß im Laufe der Jahre, trotz mehrer zu Gunsten des Constitutionalismus gegebener Verheißungen und Verwahrungen, der Berliner Hof sich zur Realisirung des repräsentativen Systems noch nicht entschließen konnte — über diese Thatsache lassen wir die nähere Untersuchung um deßwillen dahingestellt, weil sie uns zu tief in die Erörterung politischer Stoffe verwickeln müßte, deren Besprechung den engern Kreis unsers vorliegenden Zweckes weit überschritte. Indem wir uns deßhalb an gegenwärtigem Orte blos an das einfache Faktum halten, durch welches sich in dem preussischen Staatsleben ein unmittelbarer Gegensatz zu dem Staatsleben des constitutionellen Deutschland's firirte: so sei es uns vergönnt, an Deutschland's politische Intelligenz die Frage zu stellen, ob nicht der von Preussen eingeschlagene Weg das gerade Gegentheil Dessen bezwecke, was auf dem Wiener Congresse als Gesammtwille der deutschen Fürsten ausgesprochen worden ist?

Die Cabinetsideen Preussen's wurden gestählt und geläutert durch die Lehren einer Philosophie,

die in ihrer Anwendung auf das Staatsleben die uneingeschränkte fürstliche Regierungsgewalt als Ergebniß eines vernünftigen Staatsraisonnements setzte und so zu sagen für Preussen die reine Monarchie als Vernunftgebot postulirte. Die staatsrechtliche Spekulation in ihren positiven Ausgangspunkten verband sich mit jenem abstrakten Satze der Hegel'schen Philosophie, um dem rein spekulativen Gedanken das Siegel der Positivität und der Empirie aufzudrücken.

Kein Wunder, wenn ein solches Zusammentreffen der neuern philosophischen Erkenntniß mit den Maximen der alten Staatslehre, in Preussen die Mehrzahl der gebildeten Ueberzeugungen dem Prinzipe der reinen Monarchie zuführte und wider alles constitutionelle Wesen eine Opposition begründete, die, weil in ihren Prämissen falsch, auch in ihren Folgerungen sich jederzeit als haltlos und unrichtig erweisen mußte.

Denn selbst auch zugestanden, daß Hegel's Zurückforderung der Absolutheit der Fürstengewalt sich mit dem Wesen echter Philosophie vertrage, was wir aber immer leugnen werden; so würde dieß nur beweisen, daß in den höchsten Dingen der Menschheit die Philosophie sich in den schroffsten Wider-

ſprüchen zu den Lehren der Geſchichte und des Geſchichtsgeiſtes verhalte, der immerdar und bei jeder Corruption der öffentlichen Verhältniſſe wenigſtens bei uns in Deutſchland den Staat als Mittel und Zweck des Volkes, und nicht umgekehrt, ſetzte, wonach alſo des Volkes Wohl (in ſeiner Rechtsperſönlichkeit) Selbſt- und Alleinzweck wurde, dem alle Nebenzwecke ſich unterordnen müſſen.

Jede vernünftige Welt-, Geſchichts- und Lebens-Anſchauung hat von jeher die Spitze und Alles durchdringende Einheit des Staats, welche Hegel ſo dienſtbefliſſen dem Regenten vindizirt, in den Mittelpunkt des Volks- als des Allgemein-Willens geſetzt, der in entſprechender Repräſentationsform zu rechtlichem und deßhalb gültigem Ausſpruche kam. Denn darüber kann doch keine neue Frage ſeyn, daß der Staat, als Mittel und Zweck der Geſellſchaft, auch wiederum Zweck des Allgemeinwohls werde, welches aber nur durch einen angemeſſenen Ausſpruch des allgemeinen Willens, über ſich ſelbſt in's Klare und zu einem Bewußtſeyn kommt.

Aus unſerer Darſtellung ergibt ſich nun zunächſt, daß das preuſſiſche Staatsleben, obſchon noch keine reine Monarchie im abſoluten Sinne begründend, gleichwohl ſich als direkter Gegenſatz zu allen aus

dem deutſch-chriſtlichen Elemente gezogenen politiſchen Folgerungen verhält, welche ſeit länger als zwanzig Jahren im öffentlichen Leben des ſüdweſtlichen Deutſchland's zur ſtaatsrechtlichen Offenbarung gekommen ſind.

Finden wir ſonach die Gegenſätze des Prinzips, das allein nach unſerer Ueberzeugung die politiſchen Lebensſtoffe des deutſchen Volkes zu einer ſtets kräftigern, ſchönern und freiern Geſtaltung führen kann, ſchon innerhalb der Marken des deutſchen Staatslebens in ſchroffſter Weiſe ausgeſprochen, ſo ergibt ſich von ſelbſt die Unterſuchung, ob nicht ſolcher Gegenſatz des wahrhaftigen deutſchen Weſens und Strebens ſich naturgemäß alſo entwickeln müſſe, daß er alle innern und äußern Kräfte (die Kräfte der Intelligenz wie der Materie), deren er habhaft werden kann, zu ſeinem Wachsthume verwende, um endlich in einer das feindliche Syſtem nach Willkühr vernichtenden Stärke dazuſtehn?

Denn kann geleugnet werden, daß überall, wo im Körper eines großen, durch Verſchiedenheit der Einrichtungen und Anſichten zerklüfteten Volkes ſich die Gegenſätze in ſolcher Weiſe berühren, daß die denſelben inhärirenden Intereſſen ſich eben ſo entſchieden ausſchließen, als die Grundlagen und Stoffe,

aus welchen sie herausgewachsen sind? Ist es nicht um ihres Vortheils, um ihrer Sicherheit willen Pflicht der Gegensätze unter sich, daß einer den andern erdrücke, um sich nicht fürder in seinen Entwickelungen und Consequenzen durch ihn stören und hindern zu lassen? Eine zweideutige Frage auf diese Antwort wär' eine Heuchelei.

Die Männer der alten deutschen Staatsraison, als deren begeisterter Schutzredner neuerdings Dr. Romeo Maurenbrecher in seinem Buche: „Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät" — auftrat, werden zugeben, daß neben dem Coder ihrer staatsrechtlichen Ueberzeugungen kein constitutionelles Staatsrecht nach dem neuesten Zuschnitte bestehen könne, das, seinem Prinzipe nach, eine Souverainetät des Staats als Antithese der reinen Fürsten-Souverainetät, ausspricht. Eben so wenig aber können die Constitutionellen jene feindlichen Widersprüche mit Stillschweigen übergehen, die von den Standpunkten der alten deutschen Staatsraison nicht ohne Nachdruck gegen den Bau unsrer neuen Verfassungsformen erhoben worden und fortan werden erhoben werden, wenn gleich sich mancher Kämpfer, wie bisher, so auch künftig in etwas sinnloser Weise geberden möchte.

Der Unterschied der Ueberzeugungen zwischen den Constitutionellen und den Gegnern der Repräsentativ-Regierung wurzelt in der Verschiedenheit der Sache selbst, deren Anhänger und Schildträger sie sind; weßhalb es sich hier nicht etwa um ein blos Formelles, sondern um etwas durchaus Wesentliches handelt.

Im System der Staatssouverainetät (der repräsentativen Verfassung) zeigt sich die Vorstellung, daß das Recht des Monarchen kein eignes, sondern ein abgeleitetes sei, wogegen eine völlige Mitherrschaft des Volkes, wie dies in der im System der Volkssouverainetät unterstellten Theilung der Gewalten zwischen Fürst und Volk stattfindet, ausgeschlossen wird. In diesem System ist die durchgehende Vorstellung, daß die Herrschaft des Volks auch nicht einen Augenblick neben dem Monarchen weggedacht wird. Die ältere deutsche Philosophie ist sich, wie Maurenbrecher richtig bemerkt, dieses Gegensatzes tief bewußt geblieben, und den ältern deutschen Publizisten war es so klar wie ihren philosophischen Lehrmeistern, daß neben dieser Volkssouverainetät der Monarch aufhöre, Monarch d. h. Alleinherrscher zu seyn.*) Selbst neben der Staats-

*) Zur Erfassung dieses Gegensatzes bedurft' es aber

Souverainetät kann natürlich das monarchiſche Prinzip in der Spitze ſeines Begriff-Inhalts keinen Beſtand gewinnen. Denn die monarchiſche, d. h. die Fürſtengewalt iſt durch die conſtitutionelle Modifikation, welche dem Volke die Theilhaberſchaft an der Geſetzgebung überliefert, geſpalten. Von der Souverainetät der unter repräſentativen Verfaſſungsformen regierenden Fürſten kann folglich nur in ſo ferne die Rede ſeyn, als z. B. nach unſern Repräſentativ-Verfaſſungen der Fürſt der zuſammenhaltende Mittelpunkt des Staatslebens, doch auch dieſes blos durch die Organe der getheilten Gewalten iſt.

Die Befehdung, in welche in neueſter Zeit auf deutſchem Boden die Anhänger und Vertheidiger des reinen conſtitutionellen Princips mit den Schildträgern des alten Feudalismus geriethen, welche die deutſchen Verfaſſungen älterer Organiſation wieder hergeſtellt haben wollen: hat vorzugsweiſe zur ſchärfern Scheidung der Gegenſätze von Conſtitutionalismus und reiner Monarchie geführt. Denn es gehört doch wirklich eine gute Doſis Köhlerglauben dazu, um uns, vertrauensvoll den Be-

in der That auch nicht des Meiſtertitels in der philoſophiſchen Erkenntniß.

theuerungen jener Anhänger der alten deutschen Staatsraison und einer veralteten, mit allen ihren Gebrechen und Unzulänglichkeiten hinter uns zusammengestürzten, Zeit hinzugeben, wornach es jenen Männern bei ihrem Wiederherstellungswerke des Alten blos um die Vindikation der Grundlagen des letztern zu thun sey, um einen neuen angemessenern Bau desto sicherer aufzuführen.

Dies ist nichts als eine dialektische Fiktion, wodurch die besagten Parteimänner unsere Heiterkeit erregen würden, wenn wir nicht wüßten, daß vermittels dieser Fiktion eine Brücke gebaut werden sollte, um zu einem Systeme zu gelangen, das, dem Begriff der Monarchie den alten Inhalt wieder erwerbend, in seiner Verwirklichung auch alle jene andern alten Zustände restituiren würde, durch deren Zusammensturz Diejenigen allerdings am meisten eingebüßt haben, welche gegenwärtig ihre Wiederherstellung mit so viel Künsten der Energie und der Verschlagenheit anstreben.

Viele aus der Kategorie, die wir hier vorzugsweise im Auge haben, sind dem mehr und mehr in Preußen sich ausbildenden Regierungssysteme ebenso abhold, als dem Constitutionalismus. Denn

ſo tief auch immer die preußiſche Regierungspoli-
tik in der reinen Monarchie wurzeln möge, ſo
muß doch von Freund und Feind anerkannt wer-
den, daß die preußiſche Verwaltung in jeder Hin-
ſicht tüchtig, wie überhaupt alle Zuſtände dieſes
Landes auf's Beſte geordnet ſeyen. Nicht die zu-
fälligen Vortheile der Geburt ſondern die wahre
Geiſtes- und Charakterbildung weißen in Preußen
die erſten Sitze in den geſellſchaftlichen Rangver-
hältniſſen an. Der Unterſchied der Stände ver-
ſchwindet vor der Alles erleuchtenden und Alles
durchdringenden Intelligenz. Doch wo dieſe
die Herrſchaft aufgeſchlagen, da iſt es keinem po-
litiſchen Materialismus möglich, ſeine rohen Kräfte
walten zu laſſen. Wofern daher Preußen, trotz
ſeiner Provinzialſtände, zu den reinen Monarchien
gerechnet werden kann, in welchen der Fürſt, um
mit dem Gedanken auch die Hegel'ſchen Worte zu
wiederholen, die Spitze und Alles durchdringende
Einheit des Staates iſt; ſo muß gleichwohl zuge-
ſtanden werden, daß man mit einem in ſolcher
Weiſe ſich ausſprechenden ſtricten Monarchismus
unter gegebenen Verhältniſſen ſich ſchon befreun-
den kann. Denn eine ſolche Monarchie iſt eine
vernünftig-abſolute. Indem wir dieſen Charakter

ihr zugeſtehn, ſind wir ſogar gewillt, ihr in gewiſſen Beziehungen ſelbſt manche Vorzüge vor der Repräſentativ-Regierung einzuräumen. Denn wo ein Regent in uneingeſchränkter Gewalt die edelſten Motive ſeines Herzens und ſeines Geiſtes hellſte Erkenntniß zum Wohle ſeines Volkes in's Leben führt, da iſt in ſolchen Handlungen viel mehr kräftigende und kraftvolle Einheit, als in den weiſeſten Beſchlüſſen einer Deputirtenverſammlung. Eine den Volksorganismus erfriſchend und erquickend durchſtrömende Willensconcentricität kann aber nur da gedacht werden, wo es dem Lenker des Staats oder denjenigen, die dieſen Begriff erſetzen, möglich iſt, der einmal erkannten Idee des Guten auch ohne Verzug und ohne Einſchränkung die Verwirklichung folgen zu laſſen. Wo die Gewalten getrennt ſind, iſt an eine Gleichzeitigkeit der vernünftigen Beſchlußnahme mit der Ausführung in den meiſten Fällen um ſo weniger zu denken, als die Disparatheit der menſchlichen Einſichten und Leidenſchaften in der Natur unſers Geiſtes zu tief begründet iſt, als daß ſie ein politiſches Räderwerk, das von verſchiedenen Kräften und Gewalten getrieben wird, nicht allzu häufig

das Gewicht ihres lähmenden Mißlauts empfinden laſſen ſollte.

Möchte ſolche Beobachtung für das Prinzip der reinen Monarchie, in welcher Wille und Gewalt identiſch ſind, mit lauter Zeugenſchaft auftreten, ſo muß hiergegen die Bemerkung erhoben werden, daß in jener Staatseinrichtung der vernünftige Wille deſſen, der beſchließt, faſt jederzeit problematiſch iſt, inſoferne er nemlich eine Gabe oder Laune des Völkerſchickſals genannt werden kann. Denn hier iſt der vernünftige Wille unzertrennbar an den individualen Verſtand geknüpft, von welchem er gedacht, und an das Herz, von welchem er beſchloſſen wird. Ein Individuum aber, und mög' es auch die höchſte Höhe biederfeſter Charakterbildung erklommen haben, wird ſich niemals der Einflüſſe des Augenblicks, überhaupt der perſönlichen Verſtimmungen erwehren können. Doch wie die letztern zur Geltung kommen, da reichen die politiſche Vernunft und Liberalität ihre Entlaſſung ein. Dieſe beiden Namen, die hier zwei ſtaatskünſtleriſche Begriffe ausdrücken, ſind die Pointen, an welchen zu jeder Zeit eine gute Staatsverwaltung erkannt werden ſoll. Die Vernunft iſt der Anker, die Liberalität das

Schlepptau des Staatsſchiffs. Ohne dieſe beiden Hülfsmittel wird das letztere nie ſicher an den Klippen und ſchroffen Wendungen des fortſtrebenden Geſchichtsgeiſtes vorüberſteuern. Jene beiden ſtaatskünſtleriſchen Attribute, in ihrer gegenſeitigen Durchdringung, müſſen ſich zur regierungspolitiſchen Maxime und Nothwendigkeit durchbilden; ſie müſſen, mit einem Worte, der unverrückbare Grundſatz werden, dem alle Staats- und Verwaltungsakte zu emaniren haben. Weil aber in dem Einzelwillen eines Individuums ein Grundſatz niemals unverrückbar ſeyn kann; und die politiſche Vernunft den geiſtesatmoſphäriſchen Stimmungen und Zuſtänden der Einzelperſon gar zu ſehr unterthan iſt: ſo iſt es klar, daß eine vernünftig-abſolute Monarchie nur als Ausnahme, nie als Regel, zu unſerer Anſchauung gelangt.

Die Grundſätze, nach welchen ein ſich ſelbſt bewußtes Volk (demnach nicht ein rohes, oder aus der Barbarei ſich noch hervorarbeitendes, für welches vielmehr die abſolute Monarchie ein politiſches Bedürfniß iſt) regiert werden ſoll, dürfen nicht perſonal-metaphoriſch ſeyn; d. h. ſie dürfen nicht von dem Leben und Sterben dieſes oder jenes Regenten abhängig gemacht werden können.

Vielmehr müſſen ſie Geſetz, ſie müſſen Verfaſſung werden, durch welche dieſes Volk zum Rechtsbegriffe, zu ſeinem Rechtsinhalte gelangt.

Das geſchriebene und geheiligte Wort muß die individualen Verſtimmungen, da ſie kaum aufgetaucht ſind, ſchon neutraliſiren, es muß der Willkühr ihre Schranke, der Laune ihren Zielpunkt ſetzen; es muß aus der Geſchichte eines Volkes den Fatalismus des Zufalls, der in ſeinen Regenten doch mehr oder minder zum Vorſchein kommt, hinwegräumen, um dem geordneten Räderwerke des ſich ſelbſt bedingenden Schickſals Platz zu machen. Wenn Friedrich der Große und ſein jüngſter Nachfolger auf dem preußiſchen Throne eine vernünftig-abſolute Herrſchaft handhaben, wer und was bürgt dafür, daß die ſpätern Nachfolger das Gleiche thun? Tritt uns da nicht der Fatalismus des Zufalls mit einem ſchreienden Mißton perſpektiviſch entgegen?

Man wende uns zur Vertheidigung des in Preußen eingeführten Syſtems nicht ein, daß ſelbſt bei einer Hingebung des Cabinets an den Conſtitutionalismus demſelben nicht möglich ſeyn würde, im preußiſchen Staate die Repräſentativ-Regierung

durchweg einzuführen, da dieser Staat aus zu vielen heterogenen Volkselementen zusammengesetzt sey, um nach einem und demselben Grundsatze regiert zu werden. Ein solcher Einwand würde alsogleich durch die Bemerkung beseitigt werden können, daß die Stoffe des preußischen Staatslebens in ihrer überwiegenden Gewalt durchaus deutsch seyen und auch kein Grund zur Annahme vorliege, die Bewohner des Großherzogthums Posen würden den Segnungen der repräsentativen Verfassungsform sich unzugänglich erzeigen.

Vielmehr möchte mit fast größerm Rechte angenommen werden, daß in Posen, wenn nur erst der geistige Boden dort gereinigt und gefestet ist, die politische Empfängniß des Wesens der constitutionellen Repräsentation sich umfassender und nachhaltiger offenbaren dürfte, als in mehreren deutschen Duodezstaaten, in welchen leider der politische Philistrismus noch immerdar in hartem Kampfe gegen die freien Entwickelungen der neuen Verfassungsformen liegt.

Die Neuzeit, welche, mit den unverjährbaren Rechten der Völker gewappnet, in heißen Kampf wider die Lüge der Vergangenheit und des veral-

teten Unrechts zog, hat mit dem Lichte der Wahrheit die Höhlen des Menſchenfeindes aufgedeckt, der die ſelbſtſtändigen Bewegungen der Völkergemeinſchaften ſo lange mit ſeinen ungeheuren Armen gefeſſelt hielt.

In Deutſchland hat die Beſiegung eines Gegenſatzes, der gleichſam als nationaler Kakodämon in uns groß gewachſen war, zur Anerkennung des von unſerer Geſchichte längſt geheiligten Grundſatzes geführt, daß das Volk an der Lenkung ſeiner öffentlichen wie privaten Schickſale mit Bewußtheit mitwirken, ſonach der zweite (dem erſten coordinirte) Faktor ſeines Geſchickes ſeyn müſſe. In den Formen des repräſentativen Conſtitutialismus ward jene geſetzliche Selbſtkraft durch die verſchiedenen Weiſen des Vertrags mit den Fürſten eingegangen und geheiligt. Der unabweisbaren Forderung des deutſchen Geſchichts-, und mit dieſem identiſch, des deutſchen Volksgeiſtes ward in ſolcher Art das Siegel der Gewährung aufgedrückt. Es ſind jetzt keine Verſuche und Probleme mehr, durch welche das wahre Wohl der deutſchen Neuzeit entziffert werden ſoll; die repräſentative Verfaſſung hat ſich thatſächlich

als das einzige Mittel dargeſtellt, welches allein, als herausgewachſen aus dem deutſch-chriſtlichen Elemente, wenn gleich langſam ſo doch ſicher das Wohl der deutſchen Völker dauernd begrün den kann.

Die allſeitige Durchführung der Repräſentativ-Verfaſſung iſt die höchſte Aufgabe unſerer Gegenwart. Ohne deren Löſung wird unſere weltgeſchichtliche Sendſchaft nicht gelingen. Sie wird jedoch, jene Aufgabe, erſt dann gelößt werden können, wenn der von Preußen auf die deutſchen Verhältniſſe geübt werdende Hochdruck ſich nicht mehr als deſtruktive Antitheſe des conſtitutionellen Weſens, ſondern vielmehr ſich poſitiv im Sinne der letztern, geltend macht.

Wir laſſen dahingeſtellt, ob ſchon die nächſte Zeit der Zeuge der Adoption des conſtitutionellen Syſtems, von Seite Preußens, ſeyn werde; jedoch durchdrungen ſind wir von dem Bewußtſeyn, daß für ſo lange von keiner deutſchen Einheit, weder nach Innen noch nach Außen, die Rede ſeyn könne, als nicht die geſammten deutſchen Inſtitutionen auf den gleichen Grundlagen ruhen;

als nicht die politiſchen Ueberzeugungen einen ſie vereinigenden Mittelpunkt gefunden und jener unſelige geiſtige Zwieſpalt gehoben iſt, der noch in dieſem Augenblicke den deutſchen Süden vom deutſchen Norden trennt.

Zuſtände,

Charaktere und Verhältniſſe

in

Baiern.

Baieriſche Zuſtände.

1.

Ich kann es wahrlich wohl geſtehen, daß ich an einem ſchönen Maiabend des Jahres 1838 in Frankfurt am Main mich nicht darum in die Nürnberger Eilpoſt ſetzte, um in Baiern naturzuſtändliche Verhältniſſe zu ſtudiren, ſondern daß viel höhere Zwecke, zu denen ſich die Romantick nur als Geſellſchafterin für trübe Stunden geſellen ſollte, den Entſchluß zu dieſer Reiſe in mir zur Reife gebracht. Wie überhaupt in den letzten Jahren, durch die ſich ſo ſchroff entgegenſetzenden Beſtrebungen in Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentlichem Leben, und die Gegenwirkungen, welche die Idee der bürgerlichen Freiheit in dieſem Staate erlitt, das Königreich Baiern ein beſonderer Gegenſtand der politiſchen Aufmerkſamkeit und Betrachtung wurde; ſo mußte letztere durch die Folgerungen, welche die Vorgänge zu Köln im November 1837

in Baiern hervorgerufen, nur noch um ein Ansehnliches vergrößert werden.

Kaum hatte die preußische Regierung, durch den angedeuteten Schritt, die Rechte des Staats gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche gewahrt, als es offenbar wurde, daß der kirchliche Obscurantismus, Hand in Hand mit dem politischen, seine thatkräftigsten Satelliten hauptsächlich in Baiern zähle, und daß in diesem deutschen Staate sich neuerdings der unmittelbarste Gegensatz zu den geistigen und politischen Lebensstrebungen des übrigen (und insbesondere protestantischen) Deutschlands in systematischer Weise ausprägen werde. Indem er die nöthige Verstärkung aus Wien und Oestreich sich verschrieb, warf der baierische Ultramontanismus neue Verschanzungen in seinem Lager auf, nicht für einen Krieg auf Leben und Tod gefaßt, weil es seiner finstern Tulenna tur nicht eigen ist, im Lichte des Tages dem offenen Angriffe des Feindes sich entgegenzustellen; sondern blos mit fanatischer Energie sich bereit haltend, die Vertheidiger des religiösen und geistigen Lichtes, des vernünftigen Rechts und der Gerechtigkeit aus dem scharfen Hinterhalte hervor mit verrätherischen Waffen zu bekämpfen.

Die Operationen der im Knechtsdienste des Ultramontanismus wirkenden baierischen Skandalblätter sind noch in zu lebhaftem Andenken der Zeitgenossen, als daß ich an diesem Orte eine Schilderung derselben versuchen sollte. Es muß hier genügen, daß in einer Charakterisirung des Geistes der Regierung, wie er durch die persönlichen Stimmungen, Ansichten und Ueberzeugungen des Staatsoberhaupts bedingt wird, auf den Schlüssel hingewiesen werde, der nur zum Theil das merkwürdige Räthsel der Reaction verschließt, die sich von Baiern aus in solchen staunenswerthen Contrast zu den Lebensfragen der neuen Richtungen und Ideen setzt.

Wohl würd' es auch von Interesse seyn, durch eine ausführliche Parallelisirung der Regierungsgrundsätze unter Max Joseph und dem gegenwärtigen Könige die grellen Gegensätze nachzuweisen, die sich in einem so kurzen Geschichtsraume in den persönlichen Stimmungen zwischen Vater und Sohn ergeben; doch müßt' ein solcher Versuch uns zu weit von den engern Grenzen unserer gegenwärtigen Zwecke abführen, und es mag daher für die letztern genügen, daß wir ein kleines Rundgemälde der letzten historischen Ver

gangenheit Baierns vor dem Auge des Lesers aufrollen und jene Gegensätze in mehr allgemeinen Hinweisungen andeuten.

In Baiern spielt die überaus tragische Thatsache, daß die zu verschiedenen Zeiten ausgestreute Saat der Aufklärung immer zur Frucht der Verfinsterung geworden ist. So unter der Regierung des schwachen und wollüstigen Churfürsten Karl Theodor von Baiern, dessen Lande nur kurze Zeit den glücklichen Hochdruck der großherzigen Bestrebungen Kaisers Joseph II. empfanden, um gleich darauf durch die Zuchtruthe Karl Theodors in um so tiefere Verfinsterung und Knechtschaft geführt zu werden. Dieses Fürsten mehr als zwanzigjährige Regierung über Baiern bildet ein fast ununterbrochenes Gemälde von Vergehungen gegen die Volksthümlichkeit seiner Unterthanen, und einer erbärmlichen Staatsverwaltung. Der Schimmer, der noch aus früherer Zeit der Beschützung der Künste und Wissenschaften sein Haupt umgab, zerfloß jetzt, beim Anblick der geistigen Verwahrlosung des baierischen Volkes. Umgeben von fanatischen Pfaffen, Günstlingen und Maitressen, ward er ein Spielball derselben ohne es selbst zu merken, während unaufhörlich jene sich bemühten,

ihre Plane zu verfolgen und eine Partei die andere aus der Gunst des schwachen Fürsten zu verdrängen suchte. Als vollkommene Impotenz dem alternden Churfürsten den Genuß von Liebesfreuden nicht mehr gestattete, wandte er sich in seiner Schwäche den Priestern zu. Er bedurfte gar mancher Absolutionen. Der Priester und Erzjesuit Ignaz Frank ward sein Beichtvater und mit dem geheimen Rathe und Staatssekretär von Lippert die Seele des Kabinets. Von ihnen aus gingen jene wüthenden Verfolgungen gegen alle diejenigen, die einer vernünftigen Aufklärung huldigten. Vorzüglich war die geheime Verbindung der Illuminaten ein Gegenstand, an dem sie all' ihren Haß und ihre Verfolgung erschöpften.

Jener Orden, gebildet aus den besten Köpfen Baierns und der Rheinpfalz, der jedoch mit dem Jakobinismus darin zusammentraf, Alles zu nivelliren, Alles zu verachten, was nicht unmittelbarer Gegenstand der Vernunft- und Sinnenerkenntniß war, verdankte seine Entstehung der Schuld einer jämmerlichen mit unverkennbaren Todübeln behafteten Regierung. Nur mit der gänzlichen Zerstörung jener geheimen Verbindung — sie war geheim weil sie so allein dem Verfinsterungssystem der Regierung

entgegenzuwirken vermochte — endigten die Verfolgungen gegen jene Männer, die ihr angehört hatten. Ein Theil derſelben wanderte aus; ein anderer wurde eingekerkert, und ein dritter verbarg ſeine Geſinnungen in der Hoffnung auf beſſere Zeiten.

Karl Theodors Todestag war ein Freudentag für Baiern. Denn ſchon lange hatte dieſes Land den erwartungsvollen Blick auf ſeinen Thronfolger, Max Joſeph, den ſeitherigen Herzog von Zweibrücken gelenkt. Als er in München einzog, jubelten dem Fürſten alle Herzen entgegen. Von ihm erwartete man die Heilung jener unzähligen Gebrechen, an welchen die bisherige Verwaltung ſiechte. Max Joſeph täuſchte auch die in ihn geſetzten Erwartungen nicht. Die feigen verrätheriſchen und ehrloſen Geſchöpfe des verſtorbenen Regenten wurden geſtürzt.

Die tüchtigſten Männer traten an die Spitze der neuen Verwaltung. Freiherr von Montgelas (der ſpäter in den Grafenſtand erhoben wurde), der vertraute Jugendfreund Max Joſephs, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem durchgreifenden Charakter, erhielt die Hauptzügel. So war nun in kurzer Zeit im Lande alles wie

umgewandelt, und Baiern athmete frohen Muthes dem neuen Jahrhundert entgegen, nachdem es an der Neige des alten (Februar 1799.) von dem elenden Regime Karl Theodors erlöſ't worden war.

Unter Max Joſeph entfaltete der wiederauflebende Bund der Lichtfreunde die größte und energiſchſte Thätigkeit. Wer der Gunſt und des Vertrauens des vortrefflichen Fürſten ſich erfreuen wollte, mußte ein Mann von Ehre und ein Freund vernünftiger Aufklärung ſeyn. Dergeſtalt ruhte und bewegte die Staatsverwaltung geraume Zeit, ja ſelbſt eine anſehnliche Reihe der ſchwierigſten, insbeſondere ſchwer auf Baiern laſtenden Kriegsjahre hindurch ſich in den Händen aufgeklärter, ehrliebender Männer, bis das unglückſelige Zuſammentreffen ſo vieler der bürgerlichen und geiſtigen Freiheit direkt entgegengeſetzter Bezüge und Richtungen der europäiſchen Politik, der Reaktion von jenſeits der Berge herüber im Süden und im Weſten Europa's, und in nothwendiger Rückwirkung von daher auch in den katholiſchen Landen Deutſchlands, Thür und Thor eröffnete. Die Reſtaurations-Politik in Frankreich, im Einverſtändniſſe mit den Stimmungen des katholiſchen

abſoluten Monarchismus des übrigen Europa, ja theilweiſe ſelbſt des nichtkatholiſchen, wollte ihr heimiſches Werk mit der Wiedereinſetzung der Jeſuiten vollenden, und legte den hauptſächlichſten Grund hierzu, indem ſie den Bourbons auf der pyrenäiſchen Halbinſel und der ultramontaniſchen Propaganda die geſetzlichen Freiheiten des ſpaniſchen Volkes ſchlachtete. Der Weltſchrei, der damals aus dem europäiſchen Süden durch unſern ganzen Welttheil erdröhnte, wirkte weniger ermuthigend als niederſchlagend auf die politiſchen Stimmungen in Deutſchland zurück, das ſeit den Karlsbader Beſchlüſſen ſich ohnedies mehr und mehr an machtloſe Ergebung gewöhnen mußte.

Schon mehre Jahre früher, hatte die jeſuitiſche Congregation in Baiern einen bedeutſamen Sieg errungen, indem ſie, die ſimulirte Freiheit im Angeſicht, aber im Buſen die giftige Schlange bergend, in ein offenes Bündniß mit dem politiſchen Liberalismus trat, um den tiefverhaßten Grafen Montgelas zu ſtürzen.

Dieſer Miniſter, ſchon ſo lange ſich der höchſten Gunſt und des unbegrenzten Vertrauens des Königs erfreuend, hatte zwar den neuen Ideen der Freiheit ſich nie beſonders günſtig erwieſen,

im Ganzen aber doch sich gegen die vernünftigen Forderungen des Zeitgeistes nachgiebig gezeigt und vornehmlich nie abgelassen, die Machtfülle des Staates gegen die bedrohlichen Eingriffe des Kirchthums zu schützen. Aus solchem Grunde und weil Baiern von jeher die Hauptlagerstätte der ultramontanischen Propaganda gewesen, von welcher aus sich die jesuitischen Fäden nach allen Richtungen ausspinnen ließen, hatte der Haß der letztern sich gegen diesen Staatsmann zu grimmiger Höhe geeinigt. Sein Sturz war der hauptsächlichste Zielpunkt ihrer geheimen und offenen Bestrebungen. Also ward die große Masse des Volks fanatisirt, während eine Anzahl gesinnungloser Schriftsteller des In- und Auslandes, scheinbar im Intresse des politischen Fortschritts, in der That aber als Werkzeuge der kirchlichen Propaganda, in der Verunglimpfung des Mannes sich überboten. Zu Montgelas' Vertheidigung erschien die Zeitschrift Altemannia, die lange einen rühmlichen Kampf gegen ehrlose Angriffe bestand.

Das Vertrauen Max Joseph's selbst in seinen vielerprobten Minister, so wie der Glaube an dessen Unentbehrlichkeit, schien erst während seiner, des Königes Anwesenheit in Wien (wohin er am

Jahresschlusse 1816 zu seinem kaiserlichen Schwiegersohne reiste, nachdem er für diese Zeit dem Grafen Montgelas das Regierungsgeschäft übertragen hatte), tief erschüttert und untergraben worden zu sein.

Denn in Wien, wo die römische Propaganda zu allen Zeiten ihre vornehmsten und zahlreichsten Mitglieder hatte, fand sie in diesem Augenblicke den mächtigsten Anhalt in der politischen Stimmung des dortigen Cabinettes selbst, zu welcher sich noch persönlicher Groll verschiedener hochgestellter Personen in der Kaiserstadt gesellte, mit denen es Montgelas in frühern Zeiten verdorben hatte.

Sonach geschah es, daß, nachdem der König am 1. Februar (1817) von Wien nach München zurückgekehrt war, schon am 2. ganz unerwartet eine öffentliche Bekanntmachung erschien, verkündend, daß der Graf Montgelas seine Entlassung von den bisher innegehabten hohen Posten gefordert habe, und daß ihm in Rücksicht seiner großen Verdienste um den Staat ein jährlicher Gehalt von 30,000 Gulden belassen, auch für ausserordentliche Fälle sein erprobter Rath sich vorbehalten worden sei.

Die ultramontanische Partei, von dem berüchtigten und nunmehr nach Jenseits gegangenen Staatsrath von Grandour geführt, verhehlte jetzt ihren lauten Jubel um so weniger, als es ihr gelang, die durch den Austritt Montgelas' aus dem Cabinette erledigten drei Portefeuilles, geprüften Anhängern des römischen Stuhles in die Hände zu spielen.

Graf Rechberg, der sich die päpstlichen Sporen als seitheriger Gesandter am Wiener Hofe verdiente, erhielt das Ministerium des Auswärtigen. Graf Thürheim das Portefeuille des Innern, Baron Lerchenfeld das Finanzministerium. Die Minister der Justiz und des Krieges, Reigersberg und Riva, behielten ihre Stellen.

Das Zugeständniß an die jesuitische Propaganda, wovon der Eintritt dieser drei Männer in das Cabinet abhängig gemacht worden, sprach sich in der unglückseligen, auf allen Punkten der europäischen Aufklärung mit heftigster Entrüstung getadelten Uebereinkunft aus, die das neue Ministerium mit dem römischen Stuhle schloß, wodurch demselben, unter dem Vorwande, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, der alte übermächtige Einfluß auf Baiern wiedergegeben wurde.

Es war der spätere Lohn eines solches Verdienstes wollen, zum Cardinal [illegible]ene Häfelin, welcher am 5. Juni 1817 mit dem schlauen und hinterlistigen Consalvi das folgenreiche Concordat unterzeichnete, welches später zum Staatsgesetz erklärt wurde.

Dieses Concordat ist der wichtigste Staatsact in der neuern Geschichte Baierns, wodurch dieses dem Entwickelungsgange des übrigen südlichen Deutschlands entrückt und in eine unmächtige Stellung geworfen wurde, durch die es der Initiative in den süddeutschen Verhältnissen für immer verlustig ging.

Max Joseph selbst mochte die ungeheure Wichtigkeit jenes Zugeständnisses an die ultramontane Politik wohl keinen Augenblick verkennen, doch nachdem es einmal in Folge der unglückseligsten politischen Conjuncturen gemacht worden war, schien er einen um so größern Drang der Pflicht in sich zu fühlen, das, was er seinem Volke in staatsgesellschaftlicher Beziehung desselben zur Kirche zu viel gethan, in rein politischer Hinsicht auszugleichen.

Also beeiferte sich der König, den schon bei Montgelas' Entlassung ausgesprochen festen Willen,

seinem Lande eine repräsentative Verfassung zu geben, welche geeignet sey, das Vertrauen des Volkes und die Kraft der Regierung in sich zu vereinigen, in's Leben zu führen.

Ohne die unabweisliche Nachgiebigkeit gegen den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesakte, kamen jener königlichen Enschließung die Vorarbeiten zu den repräsentativen Verfassungen, wie sie in diesem Augenblicke in mehreren südwestlichen Staaten des deutschen Vaterlandes an der Tagesordnung waren, kräftigst zu Hülfe. Die Schöpfung des neuen Staatsgebäudes überließ man dem Herrn von Zentner, der eine Stelle im Ministerium bekleidete.

Die Idee einer beschränkten monarchischen Verfassung streckt ihre Wurzel noch in die Montgelas'sche Ministerialperiode zurück, denn am Wiener Congresse hatte der Marschall Wrede schon erklärt, wie der König beschlossen, seinem Reiche eine neue Verfassung zu geben, ohne jedoch sich über wie und wann derselben Etwas vorschreiben zu lassen. Am 26ten Mai 1815 hatte der König sein Versprechen wiederholt.

Auch war wirklich im Herbst 1814 eine Versammlung aus der Zahl der vorzüglichsten Staats-

beamten gewählt worden, welche die Aufgabe zu lösen hatte, die Constitution vom Jahre 1808 einer genauen Prüfung zu unterwerfen, die zeitgemäßen Abänderungen vorzuschlagen, und die hiernach geformte neue Verfassungsurkunde zu bearbeiten. Das Werk war zur Kundmachung gereift, als durch die sich ergebenen Territorialveränderungen seiner Ausführung Hindernisse in den Weg traten. Diese Verfassungsurkunde war aber von der später geschaffenen völlig verschieden, denn eine solche vollständige Einräumung von Gewalten, wie sie in der Zentner'schen Arbeit dem Volke gewährt ist, lag nicht in der Intention des alten Ministeriums.

Es war am 17. Mai 1818, als der Vorläufer der neuen Constitution: das Edikt über eine neue Einrichtung des Gemeindewesens, erschien. Am 27. Mai aber, an des Königs Geburtstag, erfolgte die Bekanntmachung der neuen Verfassungsurkunde selbst, am Tage vorher vom Könige gegeben. In ihr fanden die Rechte und Freiheiten, die das baierische Volk durch die Verfassung vom Jahr 1808 schon besaß, eine neue Bürgschaft ihres fernern Bestandes, und nur die Art, wie die Volksrepräsentation begründet und eingerichtet war, unterschied diese Urkunde wesentlich von jener zehn Jahre ältern.

Das Ganze war das Werk des freien Willens eines Königes, „der seines Herzens Glück und den Ruhm seines Thrones nur von dem Glücke seines Vaterlandes und von der Liebe seines Volkes empfangen wollte.“

Es hatte aber die neue Verfassung kaum Wurzel gefaßt, als die Entzweiungen offenbar wurden, in welche das Ministerium Rechberg mit Baden gerathen war. Bekanntlich hatte der lezte Vertrag mit Oesterreich, Baierns völlige Entschädigung auf Baden angewiesen; aber dieser Staat zeigte sich allen Verfügungen über seine Lande abgeneigt, und war zu Abtretungen durchaus nicht zu bewegen.

Die Verhandlungen über den Erwerb des Main und Tauberkreises hatten daher kein Resultat zu Tage gefördert.

Im Vorgefühle dessen, was nach seinem Tode das Schicksal der Rheinpfalz sein würde, erklärte der Großherzog Karl die Untheilbarkeit Badens und die Erbfolgefähigkeit der Grafen von Hochberg. Dies geschah im Herbste des Jahres 1817. Von da an wurden die Schritte des baierischen Hofes ernstlicher; die Minister beider Staaten wechselten heftige Noten, während die Fürsten selbst in einen Briefwechsel sich einließen, in welchem Politik und

persönliche Gesinnungen sich in einem argen, aber interessanten Widerstreite zeigten. „Seit drei Jahren sei er bedroht, sich einen Theil seiner Lande entrissen zu sehen," schrieb der badische Großherzog an den König, aber „er sey auf alles gefaßt. Wenn man die Absicht habe, ihm mit Gewalt zu entreißen, was man in Güte nie erreichen würde, so rufe er die öffentliche Meinung zu seinem Beistande an; einen mächtigern Alliirten werde der König schwerlich finden;" worauf der König erwiederte: „wie er im Stillen die Regulirung der Angelegenheiten abwarten wolle, deren Ausgang vom Ausspruch der größern Mächte abhinge."

Nun versammelte sich im Herbste 1818 der Congreß in Aachen; da kam auch, neben den französischen Angelegenheiten, der Streit zwischen Baiern und Baden zur Sprache.

Erklärte jetzt auch die öffentliche Meinung sich noch so sehr für Baden, weil Baiern von Baden erlangen wollte, was es rechtlicherweise bloß von Oesterreich zu fordern hatte: so erstaunte der eingeweihte Politiker doch nicht wenig, frühern klaren Verträgen nun zu Aachen eine Erklärung geben zu sehen, wie sie von Baiern allerdings nicht erwartet wurde.

Die von Seiten Rußlands den badiſchen Intereſſen zu Theil gewordene Protektion ſchien die diplomatiſchen Stimmungen ſehr für ſich eingenommen zu haben.

Im Sinne Badens und der großen Mächte gedieh dieſe Sache zur endlichen Entſcheidung, als in Folge des zu Aachen gefaßten Entſchluſſes, ſowohl die Integrität Badens als die Nachfolge der Grafen Hochberg anerkannt wurde. In dem Abſchiede der Frankfurter Territorial-Commiſſion vom 20. July 1819 wurde darauf der ziemlich unbedeutende Erſatz für die bedeutenden Verluſte Baierns feſtgeſetzt, welcher in dem Erwerb des Amtes Steinfeld mit 5000 Einwohnern und einer immerwährenden jährlichen Rente von 100,000 Gulden beſtand.

Eine vollkommene Entſchädigung behielt ſich aber das baieriſche Cabinet im Geheimen ſtets bevor, und ſcheint ſie erſt für empfangen anſehen zu wollen, wenn ſeine Beſitzungen am Rhein mit denen am Main ein zuſammenhängendes Ganzes bilden. Durch die letzten Gebietsveränderungen war der Flächenraum des baieriſchen Staates um 150 Quadratmeilen verringert, jedoch die Einwohnerzahl bis auf drei und eine halbe Million erhöht worden, ſo daß nunmehr das Königreich im deutſchen

Staaten-Bund die dritte, unter den reindeutschen Staaten aber die erste Stelle einnahm.

Aus dieser Stellung in dem neuen politischen Verbande Deutschlands war Baiern unter gewissen Voraussetzungen die Mission zugefallen, für unsern Süden das zu werden, was Preußen im deutschen Norden ist. In wieferne die Traktate mit Oesterreich und die Verfalle mit Baden dieser Rolle Abbruch thaten, lassen wir hier ungeprüft, nur so viel mag mit einigem Rechte behauptet werden, daß die baierische Regierung bei Einführung der constitutionellen Formen sich selbst Schranken gegen das Bestreben, eine europäische Macht zu werden, gesetzt habe.

Jene angedeuteten Voraussetzungen aber mußten dadurch zur Wahrheit werden, daß Baiern in dem durch das constitutionelle Prinzip bedingten neuen Entwickelungsgange der südwestlichen Völker Deutschlands die Initiative zu allen vernünftigen Fortschritten im geistigen und bürgerlichen Leben dieser Völker ergriff, sonach die Fahne der neuen Freiheit, die ihre Abzeichen zu empfangen hatte von einem auf religiöse und politische Aufklärung gegründeten Rechtszustande, den übrigen Völkern Süddeutschlands vorantrug.

Alsdann konnte Baiern eine zuvor nie geahnte Bedeutsamkeit in den neuzeitlichen politischen Verhältnissen Deutschlands gewinnen und gegenüber dem norddeutsch-preußischen Einflusse eine Haltung einnehmen, der es zu einer Gewährsmacht der politischen Zukunft Deutschlands in einer Richtung erhob, wodurch Preußens inconstitutionelle Gegenwirkungen, so wie der, Deutschlands Unabhängigkeit bedrohende, Einfluß der nordöstlichen Politik in der Wurzel neutralisirt worden wäre.

Nachdem aber das baierische Cabinet, vermöge der erwähnten Zugeständnisse, die es der geistesknechtenden Politik Roms gemacht, sich des Zügels für einen energischen geistigen Fortschritt kraftlos begeben hatte, hat es auch die später in's Leben geführten Garantieen des öffentlichen Rechtszustandes des baierischen Volkes von vornherein der geistigen Schwungkraft, demnach die neuen politischen Schöpfungen des Elementes der freien Bewegung beraubt.

So offenbarten die constitutionellen Einrichtungen in Baiern binnen Kurzem den Mangel jenes Prinzips, wodurch allein das Leben der neuen Organisation bedingt und zu den frohesten und freiesten Entwickelungen geführt werden konnte:

nämlich des Prinzips der geistigen Freiheit, der unabhängigen geistigen Bewegung.

Seit dem Abschlusse des römischen Concordats hatte die Hierarchie und das Reaktionssystem, allen in andern Bezügen hervorbrechenden Segnungen der repräsentativen Verfassung zum Trotz, fast den gesammten Einfluß in Baiern an sich gerissen. Nun zeigte sich die partie honteuse des Rechbergschen Ministeriums in ihrer ganzen schmachvollen Wirklichkeit. Diejenigen, die einst mit freudigen Hoffnungen auf die großen Fortschritte der National-Bildung Baierns hingeblickt, erkannten jetzt, daß in den letzten Zeiten ein trauriger Stillstand eingetreten sey, und die öffentliche Meinung sprach sich laut darüber aus, wie der Abschluß des heillosen Concordats das Signal zu Rückschritten in allen Gebieten der religiösen und geistigen Aufklärung, und dies hauptsächlich in den Grundlagen der letztern, des Volksunterrichts, geworden wäre.

Der berüchtigte Unterrichtsplan für die Gelehrtenschulen des Königreichs, im Jahre 1816 zwar noch unter dem Ministerium Montgelas gegeben, aber gleichwohl schon ein geheimes Werk des neuen von der hierarchischen Partei beherrsch-

ten Miniſteriums, dieſer Unterrichtsplan mit ſeinen elenden altjeſuitiſchen Formen, die Ausführung des Concordats ſelbſt, endlich die zugelaſſene Weigerung des unbedingten Eides auf die Conſtitutionsurkunde des Reichs durch die Landesbiſchöffe (1819), wie ſo manches Andere, was den ſprechendſten Beweis für die Abſicht des Miniſteriums lieferte, die Bahn wieder einzuſchlagen, welche die Regierung Karl Theodors gegangen war: dieſe Thatſachen alleſammt führten in das ſüddeutſche Bewußtſeyn ſtets unabweislicher die Ueberzeugung zurück, daß Baiern aus der Peripherie der neuen ſüddeutſchen Lebensſtrebungen und ſtaatsgeſellſchaftlichen Entwickelungen herausgetreten, und daß von ihm für wahrhaft deutſche, auf einer vernünftigen Weltanſchauung beruhende National-Intereſſen in keinerlei Bezuge etwas zu erwarten ſey, ſo lange der hierarchiſche Einfluß die Puleſchläge ſeiner Politik bedinge.

Zwar hoffte immer noch der beſſere Theil des Volkes, die klare Anſicht der Lage der Dinge und der richtige Takt, der die Regierung Max Joſephs von jeher ausgezeichnet, würde ſie auch hier wieder von ſelbſt für die Folge dazu führen, den übergroßen Anmaßungen einer geiſtes- und frei-

heitsscheuen Partei, die sie bereits in früherer Zeit in ihrer ganzen Infamie und Schändlichkeit kennen gelernt, Schranken zu setzen.

Solch' billige Hoffnung ward in soferne nicht zu Schanden, als jener verrufene kirchliche Schulplan bald durch einen, wenn auch nicht vollkommenen, so doch bessern ersetzt wurde (1824), daß die Wundersucht eines verrückten und verzuckten Prinzen, des Alexander von Hohenlohe, an dem festen und hellen Sinne des Königes brach (1821), daß ein versuchter häßlicher Gewaltschritt des Metropoliten von München nicht ungeahndet blieb (1824), und daß, während die Hierarchie in offenen wüthenden Kampf gegen jede Art von Toleranz ausbrach, zu Ingolstadt, mitten im katholischen Baiern, eine neue protestantische Kirchengemeinde sich gestaltete.

In solcher Weise wußte der edle Mar, dessen großes königliches Herz so vielfach hintergangen und gemißbraucht worden, einen Theil der natürlichen Folgerungen zu neutralisiren, die aus dem, dem hierarchischen Systeme eingeräumten Einflusse für die innern und öffentlichen Verhältnisse in Baiern nothwendig hervorzugehen hatten. Die Freunde des Lichtes und gesetzbegründeter Freiheit sahen

jedoch in dem alternden Könige den Stern ihrer Zukunfts-Hoffnungen mehr und mehr erbleichen, je weniger man zu seinem Nachfolger auf dem Throne sich jener energischen Gegenwirkungen versehen konnte, welche der jugendlich-greise Max den Consequenzen der in einer unglücklichen Stunde von ihm der päpstlichen Vormundschafts-Politik zugestandenen Befugnisse, in seinen letzten Regierungsjahren widerfahren ließ.

Denn obschon Kronprinz Ludwig in seltsamen Poesieen, über welche die Kritik sich niemals recht in's Klare zu setzen vermochte, die Rechte der Menschen und die Freiheiten der Völker besang, und die dithyrambische Leier vornemlich für die Wiederherstellung des Griechenvolkes ertönen ließ, nicht minder aber auch durch seinen fast sanguinischen Kunstsinn manche Ideen des Lebens und der geistigen Bewegung förderte: so war doch aus manchen seiner persönlichen Stimmungen, Grundsätze und Hingebungen gar bald offenbar geworden, daß man sich nichts weniger als erfreulicher Befestigungen des Volkswohls im Sinne bürgerlicher und geistiger Freiheit zu seiner bevorstehenden Regierung versehen dürfe. Schon die Opposition, welche sein eigenes Thun und Treiben gegen die

hellern Grundsätze seines königlichen Vaters überall zur Schau trug, mußte ihm die freiern Geister entfremden und auch die kräftigeren Gemüther von ihm abziehen.

Die unverkennbare Hinneigung zu Charakteren und Umgebungen, welche keinerlei Bürgschaft für ein einstiges vernünftiges Regierungssystem des Kronprinzen geben konnten, sprach eindringlich für das Mißtrauen, das sich in den aufgeklärten Köpfen der Nation hinsichtlich der baierischen Zukunft befestigte.

Als Maximilian Joseph im Oktober 1825, in Folge eines Schlagflusses, in seinem geliebten Sommersitze Nymphenburg eines unerwartet schnellen Todes starb, schallte ein lauter Schrei des Schmerzes durch das ganze Baiernland, das an dem Verblichenen mit kindlicher Liebe und Verehrung gehangen hatte.

Der bisherige Kronprinz ergriff die Zügel der Regierung zwar mit warmer Pietät gegen die Manen seines großherzigen Vaters, aber unter dem gleichzeitigen unverholenen Ausdrucke seiner Unzufriedenheit mit manchen Grundsätzen und Regierungsmaximen des königlichen Vorgängers.

Noch ward niemals eine wunderlichere Politik

und Herſcherweiſe geſchaut, als diejenige, womit die erſten Jahre der Regierung Königes Ludwig bezeichnet werden können. Die politiſchen Improviſationen gingen Hand in Hand mit den poetiſchen Einfällen und Ergießungen der königlichen Majeſtät. Heute waren die Dinge ſo, morgen anders; und wenn dieſen Tag die Freiheiten der Völker vom Throne herab beſungen wurden, war es ein Zeichen, daß morgen um ſo gewiſſer dagegen gefündigt werde. Mittlerweile aber die angedeutete Art von Stegreifpolitik ſich an der Tagesordnung erhielt, ward ihr in dem Punkte ein bleibender Charakter bewahrt, daß man ſich der That, dem Werke nach ſtets ſtrenger und ſyſtematiſcher gegen jene Freiheit kehrte, womit die exorbitante Phantaſie des Königes poetiſches Verſtecken geſpielt. Endlich trug der mit jedem Tage zu größerer Herrſchaft gediehene hierarchiſche Einfluß ſelbſt über dieſe modernen Fictionen einer königlichen Einbildungskraft den Sieg davon. Seine Majeſtät verloren ſich jetzt mehr und mehr aus ihren neuzeitlichen Stimmungen in die ſchwarzgefärbten katholiſchen Anſchauungen des deutſchen Mittelalters, und ließen als Produkt derſelben die Rehabilitation des Kloſterweſens in ihren Landen

hervorgehen. Das Miniſterium Schenk, in ſeiner Art einzig daſtehend, beſorgte das Glück des baieriſchen Volkes, indeß Se. Majeſtät auf Ihren alljährlichen italieniſchen Reiſen ſich der Segnungen der allein ſeligmachenden Kirche für die groſſen Werke der Wiederherſtellung des kirchlichen Mittelalters erfreute, in deren Schöpfung Ihre Regierung eifrig befliſſen war.

Das Miniſterium Schenk war ein recht merkwürdiges Miniſterium. Mit Recht konnte Kaiſer Franz bei ſeinem Beſuche in München den König Ludwig fragen: „Wer denn eigentlich das Regiment führe, wenn er (der König) Verſe mache, und ſein Miniſter ſich mit Komödienſchreiben befaſſe?“

Für den baieriſchen Staat wär' es allerdings um vieles beſſer geweſen, wenn Herr Eduard von Schenk ſich mehr mit ſeinen Komödien, die der geiſtigen Nachhülfe ohnedies bedurften, als mit Staatsverwaltung abgegeben hätte, in der er niemals eine Stärke zeigte. Herr von Schenk ſoll ſich ſeine Befähigung zum Miniſter damit erworben haben, daß er zuerſt die königlichen Poeſieen feilte und nach deren Druck entſprechende Kritiken vermittelte. So meint wenigſtens mancher unterrichtete Ehrenmann

Unbestreitbares Merkmal des Schenk'schen ministeriellen Charakters ist, daß seine persönliche und amtliche Wesenheit in der des Königes aufging.

Bei der Dichterschwäche der Schenk'schen Persönlichkeit, bei seines Charakters lyrischer Biegsamkeit konnte von selbstständigen Ideen und Ansichten dieses Mannes gar nicht die Rede seyn. Er war das Wetterglas der königlichen Stimmungen. Noch während König Ludwig Kronprinz war, hatte ihm zu lieb Eduard von Schenk, der von protestantischen Eltern geboren wurde, sich in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufnehmen lassen, welcher Umstand allerdings auch zu den Motiven seiner spätern Beförderung gerechnet werden kann. Die öffentlichen Urtheile über diese Conversion waren sehr verschieden; bei dieser Gelegenheit aber mag als ein schöner Charakterzug des Königes Max angeführt werden, daß er von Schenk behauptete, dessen Uebertritt zur katholischen Kirche ohne eine tiefere, hier nicht erkennbare, religiöse Ueberzeugung mach' ihn zu einem „schlechten Kerl." Schenk's Brüder sind bis diesen Tag echte und gerechte Protestanten.

Daß das Ministerium solch' eines charakterlosen Mannes mit dem Strome der Zeit weder sicher fortzuschwimmen, noch einen Damm demselben entgegen

zuſetzen vermochte, ſpringt in die Augen. Und doch war die politiſche Subſtanzloſigkeit dieſes Miniſteriums den erſten Rückwirkungen, welche das Jahr 1830 vorzüglich nach den neuen Provinzen Baierns und ſelbſt nach Alt-Baiern machte, eher förderlich als entgegen. Denn wenn der König überhaupt einen ſelbſtſtändigen Charakter an ſeiner Seite nicht dulden konnte, ſo vermocht' er noch viel weniger einen Miniſter mit liberalen Grundſätzen auszuſtehn. War die abſolute Unmöglichkeit hierin ausgeſprochen, daß ein freiſinniges Miniſterium den neuen Entwickelungen in Baiern zu Hülfe kommen könne, ſo war es wenigſtens beſſer, ein ſchwaches, prinzipienloſes zu haben, als ein den neuen Ideen mit kraftvoller Entſchiedenheit ſich entgegenſtemmendes. Des Schenk'ſchen Miniſteriums politiſches Verdienſt für die gegenwärtigen Intereſſen des Fortſchrittes, baſirte ſonach auf deſſen Schwäche und Unſelbſtſtändigkeit.

Wie aber durch die Geſchichte hinreichend dargethan iſt, daß in Zeiten großer politiſcher Bewegungen, in welchen die Prinzipe der bürgerlichen Liebe und des bürgerlichen Haſſes, der Freiheit und Sklaverei in tödtlichem Kampfe ſich begegnen, und die ewigen Ideen des Menſchenrechtes im Siegesſtrome vorwärts treiben

nach dem erhabenen Ziele ihrer Verwirklichung; daß in Zeiten solcher Art leichtfügige Grundsätze zerstört oder fortgerissen werden vom allgemeinen Strudel, indeß nur der sich auf sich selbststützende Mann einer entschiedenen Ansicht und Gesinnung sich mitten im Strome zu erhalten und mit kräftigem Arme die Wellen zu spalten vermag: so mußte nothwendig auch während der politischen Fluth des Jahres 1831 das baierische Ministerium Schenk in den allgemeinen Wogen zerschellen, da es nicht Schiffmannstalent und Energie genug besaß, das Staatsschiff glücklich von den Klippen wegzutreiben, an welchen es sich in der wilden Brandung gestoßen hatte.

Demnach geschah es, daß das bisherige Ministerium, welches seit dem Regierungsantritte des Königs Ludwig mit dessen „vollem Vertrauen" die öffentlichen Geschäfte geleitet hatte, nach dem Schlusse des stürmischen Landtags von 1831, dessen Abschied am 29. Dezember desselben Jahres bekannt gemacht wurde, aufgelöst ward. Die bisherigen Minister bis auf den Minister von Weinrich, der dem Kriegswesen vorstand, traten von ihren Posten ab. Das Ministerium des königlichen Hauses und des Aeussern erhielt der Freiherr von Gise, welcher bis dahin Gesandter am russischen Hofe gewesen und als

ſolcher ſich in der abſolutiſtiſchen Reaktionspolitik hinlänglich geübt hatte; das Miniſterium des Innern der bisherige General-Commiſſär zu Augsburg, Fürſt Ludwig von Oettingen-Wallerſtein, über den wir ſogleich ein Mehreres berichten werden; das Miniſterium der Juſtiz der Freiherr von Zu Rhein, bisher Regierungspräſident des Unter-Mainkreiſes, und nach deſſen baldigem Tode der Präſident des Appellationsgerichts in Amberg, Freiherr v. Schrenk; das Miniſterium der Finanzen der bisherige Reſident am deutſchen Bundestage, Freiherr von Lerchenfeld, und nach deſſen Abgange als Geſandter nach Wien, der ſeitherige Zolladminiſtrator von Wirſchinger. Dieſer Wechſel, mit welchem in Baierns Geſchichte eine neue Aera begann, vermochte jedoch die Stürme nicht zu beſchwichtigen, welche an vielen Orten in Baiern, zumal im Rheinkreiſe, ſich erhoben und ſchon während der letzten Ständeverhandlungen ihren baldigen Ausbruch deutlich verriethen. In jenem Kreiſe nämlich, der mehrere Jahre unter Frankreichs Herrſchaft geweſen war, beſtanden ſchon ſeit Langem die möglichſte Vertheilung des Grund und Bodens, vollſtändige Gewerbe-, Anſäſſigmachungs- und Verehelichungsfreiheit; es gab dort keinen bevorrechteten Adel, keine Majorate

und Fideicommisse, keine gutsherrlichen Feudalrechte, und die Staatsabgaben waren mäßig. Aus den Staatswaldungen erhielt der Rheinbaier, theils unentgeldlich, theils zu sehr niedern Preisen seinen Holzbedarf. Das Alles stammte aus den Zeiten, wo Frankreich über den Kreis herrschte, und die Bewohner neigten sich, ihrer lebendigen Anlage nach, noch gern zu Frankreichs Institutionen hin. Die erste widrige Stimmung, welche durch gesteigerte Salzpreise noch mehr vermehrt wurde, ward durch Einführung der Mauthzölle erzeugt. Es kam zu Aufläufen und Widersetzlichkeiten gegen die Zollbeamten und Zollwächter. Die Julitage in Frankreich hatten erregend und befeuernd auf die Bewohner des Rheinkreises gewirkt; freisinnige Journalisten unterhielten diese Stimmung, und die Verhandlungen der letzten Ständeversammlung trugen das Ihrige dazu bei, das große Publikum im Rheinkreise zu einem lebhaften und persönlichen Antheile an den politischen Bewegungen der Zeit zu veranlassen.

Die in der Ständeversammlung angeregte Frage und die darüber entstandenen Spaltungen über die Dienstpragmatik der Friedensrichter und über den Rechenschaftsbericht der abgelaufenen Finanzperiode,

waren ganz geeignet, das lebhafte Interesse der Parteien zu nähren. Alles wurde in den Zeitschriften besprochen, nicht selten maßlos, immer ohne Schonung, und die Beschuldigungen und Anklagen häuften sich zu Pyramiden auf. Die Regierung verschanzte sich hinter die deutschen Bundesbeschlüsse, trat mit einer fast fanatischen Energie der Preßfreiheit entgegen, und verbot, Unterschriften zu Adressen über öffentliche Angelegenheiten an den deutschen Bundestag zu sammeln, durch welche man auf die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands einen „ungesetzlichen" Einfluß zu gewinnen beabsichtige. In andern Bekanntmachungen warnte man gegen den Beitritt zu Vereinen zur Unterstützung der freien Presse, welche sich vorzüglich im Rheinkreise bildeten, und verbot sie endlich ausdrücklich, erinnernd, die bestehende Verfassung räume den Staatsbürgern nirgend das Recht ein, politische Verbindungen willkührlich zu schließen oder zu veranlassen.

Was auf diese Warnungen und Verbote sich weiter begab, das Schicksal der Blätter: „Die deutsche Tribune" und „der Westbote" und deren Redactoren, der D. D. Wirth und Siebenpfeiffer, lebt noch frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen.

Unter wachsender gährender Unzufriedenheit mit

den Maßnahmen der Regierung, die dieselbe den Anforderungen der vernünftigen Freiheitsstrebungen der Rheinbaiern entgegenhielt, nahte das Constitutionsfest in Hambach, das anfangs von der Regierung verboten, hierauf aber dennoch erlaubt worden war.

In dieser Zeit befand sich der König, seiner jährlichen Gewohnheit nach, in Italien, sich dort ruhig den Kunst- und Naturgenüßen hingebend, da er die Verwaltung in guten Händen zurückgelassen hatte.

Inzwischen waren die öffentlichen Klagen über Spionerie und geheime Polizei in Baiern immer lauter geworden. Fürst Oettingen-Wallerstein hatte eine Art polizeilicher Inquisition eingeführt, die unter allen Formen, im Rocke des Militärs, im feinen Costume des Stutzers, im ärmlichen Habit des Praktikanten, im gleißenden Gewande des Pfaffen und selbst im bäuerischen Kittel die individualen Stimmungen und Ansichten überwachte.

Vergebens remonstrirte der Minister des Innern, in einem besondern öffentlichen Schreiben gegen die Beschuldigung der von ihm organisirten geheimen Denunziantenpolizei.

Es hatte sich später evident erwiesen, daß Hand-

lungen und Reden der Einzelnen mit dem Beginne des Wallerſtein'ſchen Miniſteriums durch die öffentliche und verkappte Polizei ſorgfältig beobachtet und alle Behörden und Stellen angewieſen wurden, die Conduitenliſten ihres untergebenen Perſonals einzuſenden, in denen ſich auch eine eigne Rubrik befand: ob das Individuum gut königlich geſinnt, und dem Regentenhauſe treu ergeben ſey.

Fürſt von Oettingen-Wallerſtein.

Einen beſſern Nachfolger in der Leitung der innern Angelegenheiten des baieriſchen Staates hätte Herr von Schenk nicht finden können als den, der ihm am Jahresſchluſſe 1831 in dem Fürſten Wallerſtein geworden. Zwar hatte der Herr Fürſt in ſeinen frühern amtlichen Stellungen keine beſonders hervorſtechenden Geiſtestugenden und ſtaatsmänniſchen Talente bewährt: allein Etwas zeichnete ſeinen Menſchen aus, das er vor Herrn von Schenk voraus hatte, nemlich eine entſchiedene Anſicht, ein konſequentes charakterfeſtes Handeln und Wollen. Ja in Wahrheit, Fürſt Wallerſtein hatte kaum von dem Portefeuille des Innern Beſitz ergriffen, als ſeine politiſchen Grundſätze prägnant und ſcharf hervortraten. Er ſchwebte nicht, gleich Schenk's reimeriſcher Charakterloſigkeit, zwiſchen Abſolutismus und Freiheit mitten inne, ſondern er legte ſogleich durch Geſinnungen und Werke an den Tag, daß ſein Gefühl dem Freiheits-Herzpochen der

Völker und ſein Gedanke jeder Theilnahme an dem öffentlichen Fortſchritte fremd ſei.

Das baieriſche Cabinet konnte ſich rühmen, an ſeiner Spitze nunmehr einen Mann zu haben, der in der That und in der Wahrheit, ja in der Totalität ſeiner Ueberzeugungen und politiſchen Willenskraft ganz dem Prinzipe des Stillſtands ergeben war. „Stillſtand iſt Fortſchritt!“ betheuerte Fürſt Wallerſtein, er ſtickte dieſe Deviſe in ſeine miniſterielle Fahne ein und empfing auf dieſen Grundſatz im Stillen und öffentlich die Huldigungen des baieriſchen Beamtenthums als deſſen Angebinde einer wahrhaftigen Hingebung an's königliche Haus.

König Ludwig, der die Weſenheit ſeines neuen Miniſters alſogleich im Grunde erkannt, konnte wenige Monate nach Verwirklichung der neuen Miniſtercombination, nemlich im April 1832 während der heftigſten Anfregung in verſchiedenen Provinzen ſeines Staates, ruhig nach Italien, dem Lande ſeiner künſtleriſchen Träume und religiöſen Zukunftshoffnungen, reiſen, da er die Zügel ſeines Reichs in den ſicherſten und kräftigſten Händen zurückließ.

Die Großthaten des Wallerſtein'ſchen Miniſteriums begannen, wie wir ſchon angedeutet, mit

verschiedenen energischen Manifesten gegen die Preßfreiheit und die Preßvereine in Rheinbaiern, vornemlich aber mit Einführung jener famosen polizeilichen Inquisition, deren verkappte Gardisten die Angehörigen aller Stände und Menschenklassen waren und gegen deren Organisirung sich später Wallerstein in fast lächerlicher Unzulänglichkeit vertheidigte.

Nach dem Beispiele, das die letzten Zeiten des spanischen Mittelalters boten, gedachte der Herr Fürst durch das erwähnte Mittel die Gesinnungen und Ueberzeugungen der frei gebornen Geister zu beknechten, oder doch wenigstens sie dergestalt zu überwachen, daß deren feindliche Richtung alsbald durch die geeignete Gegenwirkung zerstört oder neutralisirt werden könnte.

Bis zu welcher Vollkommenheit dies System der geheimen Denunziantenpolizei gebracht worden und an welchen Früchten es zu erkennen, werden wir später Gelegenheit haben, etwas näher darzuthun. Ein Theil der öffentlichen Meinung in Baiern, welcher über die amtliche Vergangenheit des Fürsten Wallerstein in deren politischer Richtung Vermuthungen hegen zu dürfen glaubte, die den nunmehrigen Minister in grellen Wider-

jvruch zu früher getheilten Ueberzeugungen ſetzte, mußte nach den erſten Kraftäußerungen des neuen Miniſters des Innern insbeſondere über die Raffinirtheit, die Conſequenz und mannhafte Energie erſtaunen, womit die politiſchen Akte eingeleitet und durchgeführt wurden, ſo daß aus dieſer Verwunderung eine indirekte Anerkennung des bedeutenden ſtaatsmänniſchen Talents des Fürſten nicht ausgeſchloſſen werden konnte.

Die Durchtriebenheit, Elaſticität und gleichwohl wieder kraftvolle Entſchiedenheit des Miniſters waren mehr oder minder in allen Staatsaktionen ſichtbar und indem man hieraus ſich überzeugte, daß der offizielle Widerpart der neuen Lebensſtrebungen in Baiern den letztern ein Mehreres als blos die amtliche Einrede entgegenzuſetzen habe, wurden viele kurzſichtige Gemuther durch den provinzialen Patriotismus getäuſcht, in welchen der Herr Fürſt ſeine miniſteriellen Thatſachen zu hüllen wußte.

Mit der Phraſe „das treue Baiernvolk“ warf er abſcheulich um ſich, und ſo vertheidigte er z. B. ſich gegen den öffentlich erhobenen und nachgewieſenen Vorwurf der von ihm eingeführten geheimen Polizei: „Die Verwaltung Baiern's wird nie eine geheime Denunziantenpolizei einführen,

oder das Institut der polizeilichen Inquisition in unserm schönen Vaterlande dulden!"

An demselben Tage, an welchem das Hambacher Fest gefeiert ward, war das Constitutionsfest auch in Gaibach bei Würzburg gefeiert worden, und es hatte sich dabei eine große Volksmenge jedes Standes eingefunden. Unter den vielen Reden, die dort gehalten wurden, hatte insonderheit die des Bürgermeisters von Würzburg, Hofraths Behr, große Sensation erregt. Im Allgemeinen war darin gesagt worden, daß bei den täglich fühlbarer werdendenden Mängeln der baierischen Verfassung eine neue im Wege des Vertrages zwischen Fürst und Volk nach dem Beispiele anderer Staaten zu wünschen wäre. Am 21. Mai entstand ein kleiner Tumult in Nürnberg, wozu eine Streitigkeit zwischen dem Dr. Coremans und dem Kupferstecher Fleischmann die Veranlassung gegeben; bei der Katzenmusik, die man dem letztern brachte, wurde eine Schildwache getödtet und zwei andere wurden verwundet. Hierauf wurde Coremans verhaftet und über die Grenze gebracht. Eine große Aufregung war jetzt überall in den westlichen Theilen Baiern's sichtbar; besonders wirkte das Hambacher Fest noch lange nach. Am 28. Mai ent-

ſtand ein blutiger Streit zwiſchen dem Pöbel und den Soldaten in Speier; am 30. ein Tumult der Bürger in Dürkheim in einer blos ſtädtiſchen Angelegenheit; in Frankenthal verſuchte man, ein Magazin zu erbrechen; in Grünſtadt und Oggersheim wurden Freiheitsbäume gepflanzt; in Kaiſerslautern trieb am 1. Juni der Buchdrucker Koblepp die Gendarmen aus ſeinem Hauſe.

Alle dieſe Vorgänge bildeten hinlängliche Herausforderungen an den Fürſten von Wallerſtein, die ganze Innerlichkeit ſeines politiſchen Syſtems zu entwickeln. Es hatte jetzt ſein miniſterieller Charakter ſo gut wie ſein privater die Probe des Feuers zu beſtehn.

Denn von dem gebildeten Verſtande des Fürſten war mit Gewißheit anzunehmen, daß er, bei den politiſchen Vorderſätzen, nach welchen das Regiment in Baiern ſeit dem Regierungsantritte des gegenwartigen Königes geführt worden, manche der energiſchen Offenbarungen des neu erwachten Volksbewußtſeyns in Rheinbaiern nicht verdammen könne; während die Maximen der baieriſchen Politik ſolche Erkenntniß aus dem amtlichen Verhaltregiſter des Miniſters a priori ausſchloſſen. Indem nun dergeſtalt die Verſtandes-Einſicht des Fürſten in eine

unerläßliche Collision zu den Grundsätzen und Ueberzeugungen seines Cabinets und seiner eigenen Person gerieth, war durch sie (wenn sie auch in nur geringer Verbindung mit einer redlichen und humanen Politik auftrat) die natürliche Veranlassung gegeben, die gegen jene Vorfälle in's Werk zu richtenden Gegenwirkungen nach einem Systeme vernünftiger und gerechter Mässigung zu vollbringen. Im Geiste der letztern hätt' es sodann genügen mögen, die offizielle Unzufriedenheit mit der Excentricität verschiedener oratorischer Manifestationen des Hambacher und Gaibacher Festes zu erkennen zu geben und die übrigen erwähnten Begebnisse in unparteiische Untersuchung zu nehmen, in welcher jedoch die Schuld auf beiden Theilen gleich gewissenhaft erörtert werden mußte, aus welcher richterlichen Verpflichtung sofort nothwendig hervorging, daß in der Toga des Gerichtsherrn nicht schon ein apriorisches Urtheil gegen die Beklagten vorhanden seyn dürfe.

Des Fürsten von Wallerstein Maaßregeln jedoch, die er in Folge der mehrerwähnten ruhestörerischen Ereignisse ergriff, gelangten im Geiste einer ganz andern Politik zur Offenbarung. Denn

der Herr Fürſt begnügte ſich nicht damit, gegen die Feſte in Hambach und Gaibach, reſp. wider deren politiſchen Charakter, ſeinen miniſteriellen Fluch zu ſchleudern, er erließ vielmehr Verhaftbefehle gegen die Haupttheilnehmer derſelben. Die bekannten D. D. Schüler und Savoye machten ſich aus dem Staube, während Wirth und Siebenpfeiffer ſo guthmüthig waren, ſich einfangen zu laſſen.

Der König war von allen Vorgängen benachrichtigt worden und am 18. Juni wieder in München angekommen, worauf die ſchnellſten und zweckdienlichſten Maasregeln zur „Herſtellung der Ruhe" berathen und beſchloſſen wurden. In Folge derſelben ging der Feldmarſchall Fürſt Wrede am 22. Juni als außerordentlicher Hofkommiſſär mit unbeſchränkter Vollmacht und angemeſſener Militärmacht nach Speier; eine feudaliſtiſch-ſtrenge Vorſchrift für die Beamten des Rheinkreiſes vom 28. Juni gebot: die Ruhe von Grund aus herzuſtellen, die Polizeigewalt mit Energie zu handhaben und im erforderlichen Falle die Militärmacht anzurufen. Der Landrath wurde wegen ſeiner Schwäche und Hinneigung zu den Liberalen getadelt und mehreren Deputirten jenes Kreiſes das Mißfallen der Regierung zu erkennen gegeben.

Das Volk zeigte sich anfangs bei solchen Maasregeln sehr erbittert und es verlauteten hier und da selbst nachdrückliche Drohungen. Wrede verfolgte jedoch nur einige genugsam bezeichnete „Unruhestifter," während er die Masse schonte, und als er am 31. Juli nach München zurückkehrte, konnte er sich rühmen, daß kein Tropfen Bluts geflossen sey.

Diese einstweilige Pacification des Rheinkreises würde indessen weniger geräuschlos zu Stande gekommen seyn, wenn sie einem andern Werkführer, als dem alten tapfern und biedern Feldmarschall übertragen worden. Denn solch' ein blutloses Ende, wie es sich faktisch ergab, hatte schwerlich in der Intention des Ministers des Innern gelegen, vielmehr ist über seine damalige politische Stimmung bekannt geworden, daß er dem Könige zu rücksichtlosem militärischem Einschreiten und zur Aburtheilung nach dem Standrechte rieth, um die „Kanaille" in „der Wurzel" zusammenzuhauen.

Noch während des Pazificationswerkes im Rheinkreise waren die bekannten Bundestagsbeschlüsse erschienen, neue drohende Anfregung nicht nur in jener Provinz, sondern auch in Franken und namentlich in Würzburg erregend.

Eine Protestation im Rheinkreise ließ der Minister mit Beschlag belegen.

Eine andere von Würzburg an den König in Kraftausdrücken gesandte Protestation blieb gleichfalls ohne Erfolg, wie auch nicht anders zu erwarten war. Um inzwischen die revolutionäre Stadt zu bestrafen, wurde das Appellationsgericht nach dem friedlicher gesinnten Aschaffenburg verlegt, nachdem zuvor drei patriotische Gesellschaften in ersterer Stadt waren aufgelöst worden.

Die spießbürgerliche Feigheit und Charakterlosigkeit der Minderzahl der Würzburger Bürgerschaft wandte sich nach diesen Vorfällen, dieselben höchlich mißbilligend, unter Anführung eines Appellationsraths Kiliani mit einer de- und wehmüthigen Ergebenheitsadresse an den König. Auch wurde die Pensionirung des Bürgermeisters Behr durchgesetzt.

Inmitten der Universität begann eine halbbarbarische Purification und mehrere Professoren wurden versetzt, oder kamen in den Ruhestand.

Im September nahmen die Untersuchungen gegegen verschiedene Redakteure politischer Blätter ihren Anfang, während gleichzeitig das Institut der geheimen Polizei neue Rekrutirungen erhielt und

ſich zu einer groſsartigen, die ganze Publizität beherrſchenden, Macht entfaltete. Alles war das perſönliche Werk des Fürſt-Miniſters. Man mochte denken, es habe Wallerſtein ſchon zur Zeit des zweiten Philipp von Spanien gelebt, ſo fein wuſst' er die Fäden der von ihm geſchaffenen politiſchen Inquiſition auszuſpinnen. An theoretiſcher Grauſamkeit gab er dem Herzoge Alba nichts nach. Des letztern praktiſche Tugenden würd' er im Zeitalter Philipp's mit nicht weniger Geläufigkeit geübt haben. Die Propaganda der Denunziantenpolizei hatte ſich damals in dem Grade vervollkommnet, daſs ihrem geheimen Gehörkreiſe keine Aeuſserung im öffentlichen, ja ſelbſt im Privatleben, mehr entging.

Auf einfache mißbilligende Aeuſserungen gegen die Regierung oder die Perſon des Königes und in Folge der darüber geſchehenen Denunzirungen und gepflogenen Unterſuchungen wurden viele Perſonen jedes Standes „wegen Majeſtätsbeleidigung" zur feierlichen Abbitte vor dem Bildniſſe des Königes und zu Gefängniſs- und Zuchthausſtrafen verurtheilt!! Die Conſtitution war jetzt in Baiern thatſächlich ausgelöſcht und alle öffentlichen Zuſtände gewannen

ren Charakter feudaliſtiſcher Beknechtung. Doch waren dieſe Gewaltſtreiche faſt erſt noch die Vorläufer der ſpätern Maaßnahmen, die mit den Aprilſagen des Jahres 1833 begannen. Jetzt brach Wallerſtein's politiſcher Charakter in die Glanzentwickelung ſeiner innerſten Weſenheit durch. In dem Vergrößerungsglaſe ſeiner politiſchen Einbildungskraft — ſo mußte man glauben — ſah er die geſammte akademiſche Jugend Baiern's bei dem Frankfurter Attentate compromittirt. Inſonderheit auf die „anrüchigen" Univerſitätsprofeſſoren ſchien ſich der Baſiliskenblick ſeiner Amtsherrlichkeit zu richten. Profeſſor Behr war ſchon im Januar verhaftet worden und dieſe Thatſache, wenn gleich ſie dem Ausſpruche der öffentlichen Vernunft zufolge ſich nur als das Werk der verläumderiſch denunzirenden Inquiſitionspolizei offenbarte, zeugte dem Scheine nach für eine tiefe geheime Kenntniß der Regierung bezüglich der Beſtrebungen der revolutionären Propaganda, deren Netze ſich von verſchiedenen deutſchen Ausgangspunkten durch Baiern geſponnen hätten. Dem Nimbus miniſterieller Allwiſſenheit, in welchem Fürſt Wallerſtein ſich ſtets ſo wohl gefiel, kam ſolche allklug-bornirte Kurzſichtigkeit eines Theils der öffentlichen Mei-

nung in Baiern überaus zu ſtatten. Er ließ jetzt ſeinen politiſchen Scharfſinn und ſeine ſtaatspolizeiliche Raffinirtheit bewundern, indeß er gleichzeitig und zwar im höhern Auftrage bemüht war, jenen Irrthum in eine dichte Wolke des Geheimniſſes zu hüllen. Je dichter aber dieſe Wolke war, um ſo rieſenhafter mußten die Schlagſchatten erſcheinen, welche Behr's politiſche Vergehungen warfen. Trotz des tiefen Dunkels jedoch, in welches die Unterſuchung gegen Behr aus mehr als einem Grunde gehüllt worden, war doch bald in das Bewußtſeyn der Oeffentlichkeit die Kunde gedrungen, daß dieſelbe mit inquiſitoriſcher Strenge geführt werde und daß, welcher Art nun auch die Schuld des Angeklagten ſeyn möge, mit Gewißheit dürfe angenommen werden, daß der königliche Zorn ſich mit ſchwerer Gewalt auf das Behr'ſche Haupt geworfen.

Es iſt natürlich, daß Behr's Gefangenen Loos durch die Aprilunruhen in Frankfurt am Main nicht erleichtert wurde. Vielmehr hielt die Regierung oder eigentlich der hinter derſelben ſich bergende perſönliche Groll der oberſten Autorität ſich berechtigt, ohn' alle weitere Beweisgründe die po

litiſche Schuld des wackern Behr als erwieſen und zugeſtanden anzuſehen.

Behr wurde jetzt nach München gebracht, da das Appellationsgericht für den Iſarkreis als Criminalgerichtshof über die mit den demagogiſchen Umtrieben in irgend einer Beziehung ſtehenden und unter der Rubrik von Hochverrath oder Majeſtätsbeleidigung bezeichneten politiſchen Verbrechen und Vergehen aus dieſer Epoche in den ſieben ältern Kreiſen, und das Kreis- und Stadtgericht München als Unterſuchungsbehörde erklärt war.

Nach ſorgfältiger Unterſuchung hatte ſich herausgeſtellt, daß verſchiedene Studenten aus Baiern wirklich in das Attentat von Frankfurt verwickelt waren. Dieß brachte ſchärfere Maaßregeln für die Univerſitäten, die Univerſitätspolizei wurde erweitert und unwiderruflich feſtgeſetzt, daß die Theilnahme an verbotenen Verbindungen den Ausſchluß von den Studien und aus dem Staatsdienſt nach ſich ziehen ſolle. Damit ſich die Scenen von Hambach am 27. Mai nicht etwa erneuern möchten, traf die Regierung alle Vorſichtsmaaßregeln und bot zugleich eine bedeutende Militärmacht auf. Dem ungeachtet kam es zu blutigen Auftritten.

In Neuſtadt waren ſchon ſeit dem 21. Mai

mehrere Abtheilungen Soldaten einquartiert, um etwaigen Ruhestörungen vorzubeugen. Am 26. Mai Nachmittags kamen etliche Studenten aus Heidelberg an, bald darauf sah man auf dem nahen Kapellenberge eine schwarz-, roth - goldene Fahne wehen. Die Unruhen, welche hierauf in Neustadt vorfielen, sowie die gegen dieselben ergriffenen Maaßregeln und die spätere Verurtheilung der H. H. Wirth, Siebenpfeiffer, Große, Pistor, Schüler, Savoye, Pfarrer Hochdörfer u. a. können als im Detail bekannt vorausgesetzt werden, und uns steht hier deßhalb nur zu, einige indirekte Hinweisungen auf das Verhalten des Fürsten Wallerstein sowohl in Rücksicht auf die nöthig gewordenen Gewaltmaaßregeln als in Bezug auf den, den erwähnten Männern gemachten politischen Prozeß, zu geben. Um dies jedoch mit gehöriger objektiver Begründung zu thun, sind wir genöthigt, hier noch einige allgemein-characteristische Züge des Fürsten abzuschildern, um aus ihnen einzelne Handlungen desselben folgern und wieder manchen tiefer liegenden Motiven die Spur abgewinnen zu können.

Fürst Wallerstein mag nach den Behauptungen Derer, welche die Entwickelung seiner öffentlichen

Stellungen eben so gut als seines innern Menschen zu verfolgen Gelegenheit gehabt, für einen durchgreifenden Charakter gelten, dessen Willenskraft auf einer soliden geistigen Bildung einen bedeutenden Stützpunkt fand. Von der Natur mit einem keineswegs bösartigen aber heftigen, einseitigen und bigotten Einflüssen leicht zugänglichen Herzen beschenkt, dessen Poren gewöhnlich dem Wurm der Eitelkeit so gerne als dem Feuer energischer Leidenschaft sich öffnen, führte eine ziemlich sorgfaltige Erziehung ihm viel verfeinerte Genüsse des Geistes zu, die seine Phantasie zwar keineswegs bändigten, ihr aber doch ein gewisses Ebenmaas verliehen und seinen Gedanken nach der Statte seiner eigenen Geisteswelt zurückführten. Hieraus läßt sich jenes eigenthümliche Uebersehen der schwierigsten Verhältnisse, jenes Durchdringen der neuen Zeitbewegungen erklären, welches nirgend deutlicher als in den Gegenwirkungen, die er denselben entgegengesetzt, sich ausspricht.

Die Größe und Schwäche, die in Liebe und Haß erglühenden Leidenschaften der Menschheit hatt' er aus den Büchern der Geschichte kennen gelernt, doch weil weder ein Drang seines Innern noch äußere Veranlassungen die höhern Ge-

sichts- und Standpunkte des Menschheit-Lebens ihm eröffneten, war es beim Hinzukömmniß seiner Geburtsvourtheile natürlich, daß seine Ansichten über Staats- und Völkerleben bald jede edlere Färbung abstreiften und ihm die Völker als große sinnlose Heerden vorführten, die seiner Meinung nach der Weltgeist ohne Zweifel geschaffen, damit sie von ihren Schäfern, nemlich den Bevorrechteten der Geburt, nach Möglichkeit und Belieben geschoren würden. Nur die Einflüsse der Bildung, deren der Prinz genoß, ließen die rohe Innerlichkeit solcher wachsenden Ueberzeugungen sich in einem feinen täuschenden Lichte verbergen, wofür die bezeichnendsten Beweise in der parlamentarischen Thätigkeit des Fürsten vorliegen.

Bei solchen Ansichten und Ueberzeugungen wär es eine offenbare Abweichung von naturgemäßen Normen gewesen, wenn Wallerstein während der Zeit seiner obersten Verwaltung sich anders, als geschehen, gezeigt. Die Natur der Verhältnisse, unter denen sein Ministerium sich zu entwickeln hatte, war von der Art, daß sie seine innersten Stimmungen zur That hervorrief. Gleichwohl würden wir uns in der wahren Würdigung der Motive Wallersteins ganz vergreifen, wenn wir die Mehr-

zahl ſeiner miniſteriellen Thatſachen blos auf die Rechnung ſeiner politiſchen Stimmung und Ueberzeugung ſchreiben wollten. Wir haben hier vielmehr einer vorherrſchenden Charaktereigenſchaft Wallerſtein's, die in der obigen allgemeinen Schilderung nur leiſe angedeutet iſt, ausführlicher zu erwähnen, nemlich ſeiner Herrſchſucht, ſeines Bedurfniſſes zu dominiren. Dem Könige Ludwig mochte dies Merkmal am perſönlichen Weſen ſeines Miniſters ſo wenig lange verborgen bleiben als Herrn v. Wallerſtein das dießfallſige Mißbehagen ſeines königlichen Herrn. Nun aber der Herr Fürſt einmal den Honig des Gewaltbeſitzes gekoſtet, ſchien ihm kein Mittel unerlaubt, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten. Der Mittel aber und Gelegenheiten während der politiſchen Aufregung verſchiedener Provinzen des Landes gab es in Fülle. Wallerſtein wußte, daß er dem Könige unentbehrlich geworden, und dieſer erkannte ſehr gut, daß ohne die infernaliſche Energie dieſes Miniſters ſo viel geſtörte Verhältniſſe des Staates nicht ſo bald in das erzwungene Ebenmaas der Ruhe zurückgekehrt wären. Alſo war er genöthigt, ihm die Zügel zu laſſen. Ihr Vertrag war durch das Bedürfniß bedingt. So wie aber dieſes aus

seiner schroffen Tiefe hervorstieg und das politische Dunkel je mehr und mehr sich lichtete, die zerschlagenen Balken aber im Organismus des Staates durch neue ersetzt waren, ward auch das Band zwischen König und Minister täglich lockerer. Jetzt sah sich letzterer, um sich zu behaupten, genöthigt, beim Mangel wirklicher Gefahren, zu eingebildeten seine Zuflucht zu nehmen.

Demnach wußt' er vor dem Auge des Königes aus dem dunkeln Schoose der „politischen Propaganda" immer neue gefahrdrohende Gestalten hervorzubeschwören. Wo seine Phantasie nicht ausreichte, da kamen ihm die Würdenträger seiner politischen Inquisition zu Hülfe. So wußt' er den König in einer unabläßigen Furcht vor Gefahren zu erhalten, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden waren; und dieser Furcht, wodurch die geheime Polizei zu wachsender Blüthe forcirt wurde, emanirte jene Unzahl von Verhaftungen, die das deutsche Ausland fast hätten glauben machen mögen, es sey ganz Baiern dem gespenstigen Schreckbilde der politisch-demagogischen Propaganda zum Opfer gefallen.

Denn um der Geschichte die Wahrheit zu vindiziren, so muß hier angemerkt werden, daß das

Herz des Königes Ludwig an den wilden Maaßregeln gegen Diejenigen, welche politischer Vergehungen angeklagt wurden, den wenigsten Theil hatte. Aber wenn er auch streng, ja zuweilen in einer Weise strafte, welche an die Gebräuche eines sonst überall glücklich überwundenen Barbarismus erinnerte, so glaubt' er nur Gebrauch von seinem guten Rechte und von seiner Herscherpflicht zu machen, die ihm gebot, dem Thron die gehörige Achtung zu erzwingen, wenn sie ihm nicht mehr gutwillig gewährt würde; denn die Vorspiegelungen seines Ministers, die ihn zu solchem Handeln veranlaßten, konnten ihm ja nur als lautere Wahrheit gelten.

In solcher Weise wußte Wallerstein seine Stellung einige Jahre weiter zu fristen, als sein Sturz wider alles Erwarten im November 1837 erfolgte, nachdem er sechs Jahre lang das Ministerium des Innern geleitet hatte. Ueber dieß Begebniß war einige Zeit ein tiefes Dunkel gebreitet, doch sind wir im Stande, nunmehr zur Aufhellung desselben etwas beizutragen. Wir nahmen schon Veranlassung, des Ehrgeizes, oder vielmehr der Sucht zu herrschen, sich Alles unterzuordnen, zu erwähnen und sie als Agens zu be-

zeichnen, dem die Schuld des freveln Spieles zuzuschreiben sey, welches Wallerstein geraume Zeit mit Baiern's Könige und Volk getrieben.

Das von uns erwähnte Mittel nemlich, durch welches Wallerstein sich seinem Könige unentbehrlich zu machen wußte, mußt' am Ende, so raffinirt es auch gehandhabt wurde, doch sich abstumpfen, je lauter die öffentliche Meinung Deutschland's gegen die politischen Verketzerungen in Baiern sich aussprach und je heller der Blick des Königes selbst rücksichtlich dieser Verhältnisse wurde. Dem letztern mußte jetzt Wallerstein's herrisches Wesen um so unbequemer seyn, je mehr er noch vor Kurzem das Drückende des Zustandes, in welchen die Unentbehrlichkeit dieses Ministers ihn versetzte, fühlen mochte. Also konnte eine schickliche Veranlassung zu einer Lösung nicht unerwünscht bleiben und nichts war gewisser, als daß sie bald sich bieten werde.

Auf dem Landtage vom Jahre 1837, der vom 11. Febr. bis 4. November dauerte, wurden vorzüglich die materiellen Interessen des Landes berathen und Fürst Wallerstein, der schon im Jahre 1834 Gelegenheit hatte, in den Kammern sein ausgezeichnetes Rednertalent glänzen zu lassen, trat auch jetzt in allen parlamentarischen Fragen mit Gewandtheit

und Energie für die Intereſſen des Thrones und der Regierung auf, ohne dabei auf verſchiedene Koketterien mit den freiſinnigen Tendenzen der Zeit zu verzichten, hinter deren willkommenem Aushängeſchild er die feinſten Operationen gegen das wankende Vertrauen ſeines königlichen Herrn verbarg. Denn indem er ſein Licht leuchten ließ für die Intereſſen des Königthums, um ſeinem Herrn die Vortheile zu beweiſen, die ihm der Beſitz eines ſolchen Würdeträgers ſichere; ſucht' er zugleich durch liberale Redensarten die Gefahr ahnen zu laſſen, die ihm aus einem Bruche mit ſolch' einem Miniſter — der dann in's entgegengeſetzte Lager ſich poſtiren würde — erwachſen müſſe.

Aber Se. Majeſtät, welche den Fürſten Wallerſtein ſchon zu lange in ihrer unmittelbarſten Nähe geſehen, um nicht einen kräftigen Blick in ſeine Ränke und Spiegelfechtereien gewonnen zu haben, ließen ſich durch dieſe politiſchen Grimaſſen des Miniſters nicht gefangen nehmen, vielmehr beſchloſſen ſie, unter dieſen Umſtänden die Anhänglichkeit deſſelben an Ihre Perſon auf eine Probe zu ſtellen, an welcher Wallerſtein, um ſo zu reden, den Hals brechen würde.

Die erfreulichſten patriotiſchen Anknüpfungspunkte bot nemlich an dieſem Landtage die herausge-

ſtellte Thatſache großer Erſparniſſe, welche im Staatshaushalte gemacht worden. Die Summe war nachgewieſen, jedoch ſonſt weiter nichts über die künftige Verwendung mitgetheilt. Einige Abgeordnete ſprachen den Wunſch aus, dieſe bedeutenden Erſparniſſe zum Nachlaß eines Simplums der direkten Steuer, zur Beſchleunigung der Herbeiführung des Steuerdefinitivums, zur Beförderung der Kultur und der Gewerbe, zur Deckung der ſchwer auf den Unterthanen laſtenden Umlagen, zur Herſtellung der Straßen, zur Beſeitigung des langſamen Juſtizganges, namentlich bei dem oberſten Gerichtshofe, und zur Hebung des Beamtenſtandes zu verwenden.

Die Miniſter beobachteteten hierbei ein tiefes Stillſchweigen, ſelbſt dann noch, als ein Abgeordneter in ſeiner Eigenſchaft als Referent über die ſämmtlichen Staatseinnahmen ſich dahin ausſprach, daß er in Folge der von Seiten einiger Mitglieder gemachten Aeußerungen in Anſehung der Rechte der Kammer bezüglich der Erübrigungen ſich veranlaßt ſehe, um beſtimmte Aufklärung zu bitten.

In dieſem Momente aber war Wallerſteins Sturz, ob auch noch im Geheimen, bereits erfolgt. Die Frage über die Verwendung der Erſparniſſe war die Fallgrube geworden, in welche die miniſterielle

Amtsherrlichkeit des Fürsten versank. Es hatte nemlich der letztere von des Königs Majestät den Auftrag erhalten, das königliche Petitum an die Reichsräthe: „die ganze Summe der Ersparnisse zur Verfügung des Königes zum Zwecke der Unterstützung der griechischen Staatsverwaltung zu stellen" zur Gewährung zu bringen.

Wallerstein, der in diesem Auftrage eine treffliche Gelegenheit erkannte, mit seinem Könige einen neuen Vertrag der Unentbehrlichkeit zu schließen, ließ seinen Souverain errathen, daß er nicht abgeneigt sey, seinem erwähnten Ansinnen zum Siege zu verhelfen, wenn dagegen ihm, dem Fürsten, diejenigen neuen Zugeständnisse der königlichen Gunst, die er für solchen hochwichtigen Dienst in Anspruch nehmen könne, gemacht würden.

Da jedoch der König, in seinen Operationen nicht minder geschickt als sein Minister, die verlangten Zugeständnisse von dem Erfolge der Wallerstein'schen Bemühungen in der bezeichneten Sache abhängig machen zu wollen schien, da ging dem Fürsten eine klare Anschauung der Lage der Dinge auf, und er überzeugte sich, daß er jetzt weniger durch ein positives als durch ein negatives Verhalten zu seinem Souverain, den drohenden Sturz noch von sich abzu

halten vermöge. Denn Wallerſtein mußte leicht erkennen, daß das königliche Verlangen, trotz der dem Regenten günſtigen Stimmung der Kammer der Reichsräthe, doch ſeine unbeſiegbaren Hinderniſſe finden, ſonach er, Wallerſtein, auch mit einer beſondern, das königliche Petitum unterſtützenden, Motion nicht durchgreifen werde.

Allein wenn dies auch wider Erwarten gelang, ſo war es doch gewiß, daß die Propoſition am Veto der zweiten Kammer ſcheitern würde, woraus ſich für Wallerſtein die Ueberzeugung ergab, daß die verlangte Mühewaltung in keinem Falle ein günſtiges Reſultat für ihn liefern könne. Er beſchloß daher, den verſteckten Angriff ſeines Königes in derſelben Manier und mit einer Kraft zurückzuſchlagen, von welcher der königliche Herr ſich überzeugen ſollte, daß es gewagt wäre, ſich dieſelbe zum Feinde zu erkieſen, wenn's doch in ſeine Gewalt gegeben ſey, ſie für und für ſich dienſtbar zu machen.

Eines Tages alſo erhob ſich Fürſt Wallerſtein in der Kammer der Reichsräthe nicht deßhalb, um im Sinne des königlichen Vorſchlags und Auftrags zu ſprechen, ſondern vielmehr zu dem Zwecke, der hohen Verſammlung die Verwendung der großen Erſparniſſe im Staatshaushalte in der Weiſe vorzuſchla-

gen, wie sie später in der Kammer der Abgeordneten selbst beantragt worden. Fürst Wallerstein entwickelte an diesem Tage einen ungewöhnlichen Glanz seiner Beredsamkeit, schilderte in lebendigen Farben viele Mißstände des Landes, zu deren Abhülfe ihm eine zweckgemäße Verwendung der Ueberschüsse allein hinlänglich durchgreifend schien, und unterließ es schließlich nicht, den Patriotismus der hochansehnlichen Versammlung für seinen Antrag anzurufen. Die hochpreisliche Kammer, die in der Beredsamkeit des Ministers bisher nur die Ansichten des Königes zu vernehmen gewohnt war, mußte, in die Intriguen desselben nicht eingeweiht, in dieser Stunde um so mehr erstaunen über die Ueberzeugungen, die der Fürst, im Gegensatze zu seinen frühern, jetzt aussprach, als man dem Gedanken, wenigstens von den meisten Seiten, nicht Raum geben konnte, der Minister mach' in diesem Augenblicke eine andere politische Stimmung als die des Königes geltend. Inzwischen sprach sich in der Mitte der Kammer ohnedies die entschiedene Meinung dahin aus, daß dem Begehren des Königes keine Folge gegeben werden dürfe.

In geheimer Siegesfreude über diesen Beschluß begab sich eine Stunde später, nachdem er gefaßt

worden, Fürſt Wallerſtein zum Könige, des letztern Vorwürfe gewiß, aber zugleich überzeugt, daß der König auf Durchſetzung ſeines Verlangens beſtehen und deßhalb ihm, dem Fürſten, als dem Werkzeuge ſeines Willens, neue bedeutende Zugeſtändniſſe machen würde. Wie ſehr aber ſah Wallerſtein in dem Empfang von Seiten des Königes ſich getäuſcht! Er fand ſtatt der erwarteten Vorwürfe eines königlichen Gönners und Freundes den ganzen Zorn eines, wie es ſchien, von ihm im Innerſten verletzten Regenten.

Wir verzichten auf eine Reproduktion der Aeuſſerungen, die in dieſer Stunde zwiſchen König und Miniſter gefallen ſeyn ſollen, und erwähnen kurzweg, daß dem Fürſten Wallerſtein der Sturz, den er kurz darauf erlitt, bereits hier verkündigt ward. Der ganze Vorfall blieb indeſſen noch Staatsgeheimniß. Wäre derſelbe gleich bekannt geworden, ſo würde die Kammer der Abgeordneten, als in ihr die Erſparniß-Angelegenheit gleichfalls zur Sprache kam, ſich über das myſteriöſe Stillſchweigen, das Wallerſtein dabei beobachtete, weniger gewundert und die öffentliche Meinung für die gleich darauf erfolgte Entlaſſung des Miniſters das gehörige Motiv gefunden haben, wodurch im-

merhin eine Unzahl irriger und zum Theil böswilliger Gerüchte darüber verhindert worden wäre.

Die Ständeversammlung war im Beginne des November nicht so bald aufgelöst, als auch der Schicksalswürfel des Fürsten fiel, wodurch ihm sein Ministerium abgenommen wurde. Der bisherige geheime Legationsrath von Abel wurde zum Staatsrathe ernannt und besorgte die Geschäfte eines Ministers des Innern; zu welchem er am Ende des März 1838 provisorisch ernannt wurde.

Wenn wir unserer kurzen Schilderung des öffentlichen Charakters des Fürsten schließlich einige Züge beimischen, die seinen Privatmenschen charakterisiren, so wird der Leser unfehlbar auf Kontraste stoßen, durch welche der politische Ehrgeiz des Fürsten in einen interessanten Gegensatz zu seinen privaten Entsagungen, Eigenheiten und Stimmungen versetzt wird.

Sein weiches liebedürstendes Herz zog ihn zu einer münchner Tandlers Tochter, der er großmuthig die Hand bot; allein die Nemesis hatte einmal seinem Herzen eine herbe Demüthigung zugedacht, die ihm darin widerfuhr, daß ihm die hübsche Tandlerin zu Gunsten eines derben Bäckerknechtes ein rücksichtloses: „Ich will

nicht!“ zurief. Im erſten und heftigen Schmerze über dieſe betrogene Hoffnung warf er ſich in die Liebesarme einer Gärtnerstochter, die ihn denn endlich auch erhörte und ſich von ihm als Gattin heimführen ließ.

Vergebens werden wir im Charakter Wallerſtein's, des erklärten fanatiſchen Protektors der Geburtsvorrechte, nach einem Erklärungsgrunde ſuchen, der uns über die letzterwähnten plebeiſchen Richtungen und Hingebungen ſeines Herzens, ſo fern wir ſie als Gegenſätze zu den erörterten Trieben ſeines politiſchen Ergeizes, ſeines herrſchſüchtigen Weſens und zu den Bedürfniſſen ſeines hellen praktiſchen, gebildeten Geiſtes anſehen, Auskunft gäbe.

Es bleibt uns nichts als die Annahme einer Corruption übrig, durch welche die Beſtrebungen ſeiner öffentlichen Exiſtenz dergeſtalt geſchieden wurden von den Stimmungen und Bedürfniſſen ſeines Privatmenſchen, daß ſein Ehrgeiz vor der Schwelle ſeines Hauſes ſich ſpaltete und er in's Heiligthum des letztern nichts als den flüggen Vogel bügerlicher Privattriebe zurückbrachte.

Der Fürſt-Miniſter, dem nach und nach von ſeinem erbitterten Könige alle mobilen, d. h. nicht an ſeiner Perſon haftenden Titel und Würden

nebst den zugehörigen Besoldungen genommen wurden, hat nun auf seinem Stammschlosse Wallerstein einen eigenen kleinen Hof gestiftet, an dem er nur als Minister der auswärtigen Angelegenheiten fungirt, da er der bürgerlichen Fürstin die Verwaltung in so unbeschränktem Maaße überlassen hat, daß deren Absolutismus einer Pantoffelherrschaft nahe kommt. Gleichwohl scheint Wallerstein jetzt glücklicher zu seyn, als da noch seinen Händen die innere Staatsverwaltung Baierns anvertraut war.

Ob ein in geheimer Bewegung sich aussprechender politischer Rachegroll gegen seinen königlichen Herrn ihm in das Asyl seiner bürgerlichen Zurückgezogenheit gefolgt sey, lassen wir im Angesichte des idyllischen Glückes, das hier dem Anschein nach sein Herz gefunden, um so mehr dahingestellt; gewiß bleibt, daß Prinz Karl (Bruder des Königes) und der Kronprinz selbst, dem Fürsten auf's innigste ergeben sind.

Was hieraus auf den Fall eines Regierungswechsels in Baiern für den Fürsten zu folgern wäre, überlassen wir der Vermuthung und Ansicht jedes Einzelnen; uns aber scheint, daß Wallerstein's politische Carriere noch nicht ausgelaufen

ſey, ſondern ihm das Schickſal vielmehr noch bedeutende Stellungen aufgeſpart habe, zu welchen die Fähigkeiten ſeines elaſtiſchen und gleichwohl kräftigen Geiſtes ihn jedenfalls viel eher qualifiziren als die Eigenſchaften ſeines Herzens, das manchem Makel öffentlicher und geheimer Natur, kundigen Beweiſen zufolge, nicht fern geblieben iſt. Was ſeine „wahrhaftige Hingebung" an die conſtitutionelle Staatsform betrifft, womit ein kurzſichtiger halber Liberalismus Wallerſtein's Entlaſſung motiviren wollte, ſo haben wir hoffentlich hier Züge geliefert, welche geeignet ſind, jene arge, auf Wallerſtein's liberalen Koketterien und Spiegelfechtereien beruhende, Täuſchung eines Theils der öffentlichen Meinung, zu enthüllen.

Herr von Abel.

Herr von Abel, der nunmehrige baierische Minister des Innern, (Sohn des 1819 verstorbenen großherzoglich frankfurtischen Justizraths und Professors der Rechtswissenschaften an der bis 1814 zu Wetzlar bestandenen Rechtsschule) geboren zu Wetzlar 1788, begann die bedeutendere Periode seiner öffentlichen Laufbahn als Assessor bei der Kreisregierung zu München und gleich darauf als Polizei- und Stadtcommissär in Bamberg (1818 und 1819).

Seine Stellung war hier, nach den vorausgegangenen Kriegs- und Theuerungsjahren, eine ziemlich schwierige, doch ward eine Art von Humanität in Ausübung seiner Pflichten anerkannt,

deren letzterer er aber in der angeführten Richtung durch den Uebergang der Polizeiverwaltung an den neuconstitutionellen Magistrat frühe überhoben wurde. Hierauf war er bis zum Jahre 1827 Regierungsrath zu München, und wurde dann zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt. Als solcher erhielt er den Verdienstorden der baierischen Krone, durch welchen er in den Adelstand erhoben wurde.

In seinen mannigfaltigen Wirkungskreisen hatte er die beste Gelegenheit, in allen Zweigen der Staatsverwaltung reiche Erfahrungen zu sammeln, eine genaue Kenntniß des ganzen Landes und seiner Verhältnisse sich zuzueignen. Begabt mit hellem Blicke und scharfer Beobachtung war es ihm bei seinen Anstellungen in den verschiedenen Provinzen des Landes möglich, die eigenthümlichen Institutionen, Sitten, Vorurtheile und überhaupt den ganzen Charakter der Bewohner durch unmittelbare Anschauungen kennen zu lernen.

Im Jahre 1837 bei Eröffnung des damaligen Landtags berief das Vertrauen Königes Ludwig den durch Fleiß, Geschäftsgewandtheit und brauchbare conservative Grundsätze sich auszeichnenden

Abel zum Regierungscommiſſär bei den Verhandlungen der Abgeordneten-Kammer für das Miniſterium des Innern, in welcher Eigenſchaft er ſich beſondere Verdienſte um ſeinen königlichen Herrn erwarb. Von der Natur mit einer angenehmen ſonoren Stimme begabt, des Ausdrucks wie der Sache Meiſter, die er behandelt, mußt' er bei dem weitern Hinzukömmniß eines faſt theatraliſchen Vortrags bald zu den beſſern Sprechern der Kammern gerechnet werden.

Ueber den Erfolg ſeines Wirkens in dieſer neuen Stellung auf dem Landtage $^{1827}/_{1828}$ liefern die Kammerprotokolle einen ſo hinreichenden Beweis als das Vertrauen des Königes, das durch die abermalige Ernennung Abel's zum Regierungscommiſſär beim darauf folgenden Landtage von 1831 ſich bezeichnend kund gab.

Diesmal machte Abel als Schild des Herrn von Schenk ſich geltend, wodurch die ruhmwürdigen Rückzüge dieſes poetiſirenden Miniſters wenigſtens zum Theil vertuſcht wurden.

Nach dem Schluſſe des gedachten Landtags 1832 zum geheimen Legationsrathe befördert, arbeitete Abel nur kurze Zeit im Miniſterium des

Auswärtigen, als jenes Ereigniß eintrat, welches einen Sproſſen des wittelsbachiſchen Hauſes auf den neuhelleniſchen Thron berief.

Da ward Abel zum ſubſtituirten Mitglied der, dem damals noch minderjährigen Könige Otto beigegebenen Regentſchaft ernannt, an deren Spitze Graf Armansperg geſtellt war.

Von dort, zufolge ſeines Meinungszwieſpalts mit dem Regentſchaftspräſidenten über Syſtem und Grundſätze des neuen Regiments, gleich Herrn von Maurer nach Baiern zurückgerufen, trat er im Herbſte 1834 wieder in das Miniſterium des Innern ein.

Wiederholt zur Stelle eines Regierungskommiſſärs bei der zweiten Kammer für den Landtag 1837 ernannt, fand er neue Gelegenheit, ſeinen gewandten Kopf und ſeine Geſchäfts- und Lebenskenntniſſe zu erproben.

Vom Könige, (der bereits geraume Zeit der Gelegenheit zu harren ſchien, den ihm über den „Zaun gewachſenen“ Fürſten Wallerſtein gehörig bei Seite zu ſetzen), insgeheim ſchon lange zu Wallerſtein's Nachfolger beſtimmt, ward Abel wenige Tage vor dem Sturze des Fürſten plötzlich

(am 1. November) zum Staatsrath im ordentlichen Dienſte befördert, doch ſchon drei Tage darauf, nach erfolgter Entlaſſung Wallerſtein's, zum Verweſer des Miniſteriums des Innern und endlich unter dem 31. März 1838 zum wirklichen Miniſter des Innern ernannt.

Wofern die öffentlichen Dienſte, zu deren Gewährsmann Herr von Abel durch ſeine Beförderung zum Miniſter gemacht wurde, weniger den perſönlichen Zwecken des Staatsoberhauptes als dem allgemeinen Staatswohle ſich unterthan erzeigen werden, ſo wird der königliche Akt, welcher Abel'n die innere Verwaltung übertrug, nicht der allgemeinen Zuſtimmung ermangeln. Denn in der That iſt Herr von Abel mit allen erforderlichen Mitteln für ſeinen hohen Poſten ausgeſtattet; mit dem Dienſte und deſſen heutigen Anforderungen auf's innigſte vertraut, verbindet er mit einem Schatze gediegener Kenntniſſe einen gebildeten, kräftigen Geiſt und eine Feſtigkeit des Charakters, die ſich ſchon bei mehrfacher Gelegenheit bewährte.

In ſeinem neuen Wirkenskreiſe entwickelt er eine Thätigkeit, einen Eifer, die in der That Er-

ſtaunen erregen müſſen. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitet er gewöhnlich ununterbrochen im Miniſterium. Beinahe täglich ertheilt er Audienz und Jedermann iſt, nach der Verſicherung eines baieriſchen Blattes, „von ſeinem Weſen wie von ſeiner äuſſern Erſcheinung eingenommen.“ Eine hohe kräftige Geſtalt, die ſich frei mit männlicher Grazie bewegt, eine offene Stirne, dunkle lebhafte Augen und geiſtvolle ſcharf markirte Züge, verkündigen den Mann von Würde und Bedeutung.

Doch wird immerhin erſt dasjenige, was er dem baieriſchen Staate noch ſeyn wird, die innere Weſenheit ſeines Charakters herauszuſtellen haben, bis jetzt ſind nur einzelne bezeichnende Züge bemerkbar, in welchem Licht und Schatten um die Vorherrſchaft kämpfen. Denn daß Abel der Antipode Wallerſteins iſt, möcht' ihm, bei den einzelnen Vorzügen und Geiſtestugenden, die auch dem letztern eigen ſind, in der Beziehung zum Allgemeinen nur als untergeordnetes Verdienſt angerechnet werden können, wenn er ſeinen Vorgänger nicht hauptſächlich durch ſpartaniſchen Geſchäftsfleiß überträfe. Hingegen mag Waller-

ſtein ſeinen Nachfolger in ſo ferne hinter ſich zurücklaſſen, als er niemals den Launen ſeines Königs auf Koſten ſeiner eigenen Charakterunabhängigkeit ſich dienſtbar machte oder deſſen perſönlichem Steckenpferde ſchmeichelte, wie doch fürwahr Herr von Abel thut, der einen großen Roſenkranz neben ſeinem Arbeitstiſche hängen hat, damit jeder ſeine „Frommheit“ kenne, von der er weiß, daß über ſie dem Könige referirt wird.

Wenn ſich geheime und öffentliche Inſinuationen beſtätigen ſollten, wornach die anderthalb Millionen Erſparniſſe, wegen welcher der miniſterielle Bogen Wallerſtein's ſprang, unter dem Miniſterium Abel trotz der verweigerten ſtändiſchen Zuſtimmung nun in der That für Griechenland verwendet werden, ſo würde wenigſtens dieſe Thatſache nicht zu den Glanzpunkten der Geſchichte des Abel'ſchen Miniſteriums gerechnet werden können, ſelbſt für den Fall, daß Abel bei dieſer Sache nicht als aktiver Schuldner betheiligt iſt.

Immerhin wirft es ein zweifelhaftes Licht auf die perſönliche Selbſtſtändigkeit dieſes Miniſters,

wenn wir uns der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß persönliche Unabhängigkeit neben dem gegenwärtigen Staatsoberhaupte von Baiern etwas schwierig möchte zu behaupten seyn. Es gehören viel zerspaltene Tugenden, und viel Antipathieen gegen Licht und geistigen Fortschritt dazu, auf manchem Posten sich festzusetzen. Als bereits vorhandenes Verdienst des Abel'schen Ministeriums mag anerkannt werden, daß aus der Polizeiverwaltung des Landes deren geheime Agenten, die Gardisten der polizeilichen Inquisition, ausgeschieden wurden, die, von Wallerstein erschaffen, auch mit diesem Minister fielen.

Abel's persönliche Nothwendigkeit ward auf einen andern Fels gegründet als diejenige Wallersteins, und so war es kein Wunder, wenn der letztere das ganze Gebäude seiner geheimen Einrichtungen bei seinem eigenen Falle hinter sich zusammenstürzen sah.

Der baierische Bürger vermag sich zwar noch immer nicht eines freien geistigen Verkehrs mit seinen Mitbürgern zu erfreuen, ohne befürchten zu müssen, daß die bescheidenste Nutzanwendung seines Bürgerthums und die harmlosesten Ergießungen sei-

ner Ueberzeugung von Spionen denunziirt werden; nichtsdestoweniger aber läßt sich in Baiern doch wieder etwas leichter athmen und wenigstens hat das bürgerfreundliche, Menschen und nicht Gespenster sehende Abel'sche Ministerium die Schrecken des Wallerstein'schen in der angedeuteten Richtung einigermaßen vergessen gemacht.

Da der baierische Staatsbürger sich noch immer nicht der Rechte bedienen darf, die ihm nicht blos von der Vernunft, sondern von den Gesetzen seines Landes durch die Constitution garantirt sind; so würde das Abel'sche Ministerium eine ruhmvolle Erwähnung in der deutschen Geschichte ansprechen dürfen, wenn es am Ende seiner Wirksamkeit sich sagen könnte: ich verhalf dem vaterländischen Volke zu dem, was von Gott und Rechtswegen ihm zugehört.

II.

Nach den vorausgegangenen Schilderungen ſteht es uns wohl zu, nach den Prinzipien oder Maximen zu fragen, die ſich in der neueſten Periode der baieriſchen Staatsverwaltung vorzugsweiſe zur Offenbarung gebracht. Manche unſrer ehrenwerthen Leſer werden hierauf entgegnen, daß ihnen dieſe Frage überhaupt als überflüſſig erſcheine, da ſolche bereits durch die Thatſachen der erwähnten Landesadminiſtration hinlänglich beantwortet ſey.

Auf dieſe an und für ſich vernünftige Einrede erwiedere ich, daß manche jener Thatſachen von ſo verſchiedenartigen Vorausſetzungen ſcheinen ausgegangen zu ſein, daß ihnen offenbar keine gemeinſamen politiſchen Prinzipe zu Grunde liegen, daß überhaupt nur in einer gewiſſen, grell hervorſtechenden Beziehung eine allerdings methodiſche Einheit des politiſchen Grundſatzes vorherrſche, während

uns für andere Beziehungen und Richtungen jene Einheit gebricht und uns vielmehr eine Corruption begegnet, die uns auf eine vollkommene Charakterlosigkeit der Verwaltungsmaximen schließen lassen dürfte.

Wenn wir solcher Zerrissenheit etwas tiefer auf den Grund sehen, so finden wir die letzte Ursache derselben in den persönlichen Stimmungen des Staatsoberhauptes, die es dem Cabinette unmöglich machen, nach einem fest und logisch gegliederten Systeme zu verfahren.

Heute begünstigt man dieses, Morgen jenes Verwaltungsariom. An Klarheit der Begriffe und des aus diesen zu resultirenden Willens ist da überall nicht zu denken. Um statt so vieler nur des einen Beispiels zu erwähnen, so weisen wir auf die tragikomische Confusion hin, die doch unstreitig sich in der am Ende 1837 erfolgten neuen Kreiseintheilung ausspricht. Nach der neuen Gestaltung des baierischen Staatskörpers, wie sie zuletzt durch den Wiener Congreß bedingt wurde, wußte der ververnünftige und edle König Max Joseph nichts Eiligeres zu thun, als die verschiedenen nationalen Elemente, aus denen die Lebenskraft des baierischen Staates fortan bestand, sich gegenseitig adäquat zu

machen, und sie nach einem staatspolitischen Mittelpunkte zusammenzuführen.

Demnach war es sein Bestreben, aus Pfälzern, Franken, Baireuthern, Altbaiern ꝛc., allzumal Baiern zu machen, die fürder von so gemeinsamen Interessen beseelt werden sollten, als nun einmal das Schicksal sie dazu bestimmt, gemeinsam ein Volk zu seyn.

Daß gegen diesen Assimiliationsprozeß sich manche widerstrebende Kräfte geltend machten, kann um so geringere Verwunderung erregen, als die große Heterogenität der innern Bedürfnisse und öffentlichen Lebensrichtungen der verschiedenen Stämme am Tage liegt. Aber ein kluges Regiment, eine väterlich-weise Regierung mußte im Stande seyn, die schroff hervortretenden Gegensätze allmächlig auszugleichen.

Der von der Regierung zu solchem Zwecke eingeschlagene Weg war im Ganzen ein weiser, doch konnte sie verschiedener Maasregeln sich nicht entschlagen, welche die provinzialen Geister, statt sie zu bannen, zum Widerstande hervorriefen.

Doch aller Hindernisse ungeachtet, die sich in solcher Art dem Assimiliationsprozeß entgegensetzten, traten die öffentlichen Interessen und politischen

Stimmungen der verſchiedenen Provinzen mehr und mehr aus ihrer Abſonderung heraus, um einen generiſchen Charakter anzunehmen. Die Antipathieen fanden eine immer bereitwilligere Löſung. Die Baiern am Rheine mochten den Baiern an der Iſar nicht grollen, daß dieſe nicht mit gleicher Lebendigkeit dem Lichte jener Ideen ſich hingaben, das durch die neue Zeit entzündet wurde. Denn die Rheinbaiern wurden durch ſolches geiſtige Zurückbleiben ihrer Brüder an der Iſar nicht direkt in dem Beſitzthume ihrer eigenen Fortſchritte beeinträchtigt, da eine andere Legislation auch ihren politiſchen Beſtrebungen andere Standpunkte und geſetzliche Beſtrebungen bot. Die guten Altbaiern aber hielten ſich weniger für beklagens-, als für beneidenswerth.

Die Ereigniſſe jedoch, zu welchen die Verheißungen des Jahres 1830 aufriefen, ſtellten nach kurzer Zeit die Verſchiedenheit der öffentlichen Lebensſtrebungen der den baieriſchen Staatskörper bildenden Völkerglieder in den grellſten Gegenſätzen dar. Auf der einen Seite der roheſte Materialismus und die blödſinnigſte Abſtumpfung für alle höhern Lebensintereſſen; auf der andern Seite eine ſanguiniſche Hingebung an die Ideen der Zeit und

den öffentlichen Fortschritt. Nachdem die Faust der Gewalt diese schreienden Widersprüche wiederum zum Schweigen gebracht, hätte man denken sollen, es werde die Regierung, durch die letzten Erfahrungen gewitzigt, nun mit gedoppeltem Ernste darauf Bedacht nehmen, ein Bindemittel aufzufinden, wodurch die lockern Anknüpfungspunkte der verschiedenen Provinzen kräftiger als je gefestet würden. Unstreitig mußte man, um solches zu bewirken, dem gesammten Baiernvolke ein Allen zugängliches Element bieten, wofür es sich gleichmäßig interessiren konnte und wodurch die Nothwendigkeit, sich innig zu einem Ganzen zu verschmelzen, vor der öffentlichen Vernunft genügend motivirt ward.

Vor allen Dingen mußten die provinzial-nationalen Vorurtheile offen und geheim bekämpft und respektive beseitigt werden. Das ganze Bestreben der baierischen Staatskunst hatte sich dahin zu richten, die spezial-politische Vergangenheit der einzelnen Provinzen durch das Interesse aufzuheben, das Allen gemeinsam die Gegenwart bot. Der Bürger jeder Provinz durfte zunächst, im baierischen Interesse, kein anderes Bewußtseyn haben, als daß er baierischer Bürger sey. Der deutsche Bür-

ger entwickelte ſich aus dem vernünftigen, politiſcher Intelligenz zugänglichen, baieriſchen Bürger von ſelbſt. In dem Begriff „Baiern" mußten ſonach (im Gefühle des in ſolcher Weiſe zu Stande gekommenen baieriſchen Bürgers) die Bezeichnungen „Pfalz," „Franken" ꝛc. untergehen.

Die Regierung, indem ſie das famoſe Edikt erließ, wodurch Baiern wieder in ſeine alten Völkertheile zerriſſen wurde, übte freilich nur einen neuen Akt jener manchfachen und merkwürdigen Corruption, durch die die baieriſche Verwaltung ein ſo eigenthümliches Colorit erhält. Ein wenig Renommiſterei mag auch dabei mituntergelaufen ſeyn, wenn mit großen Worten ausgeſprochen ward: das Königreich Baiern wird künftig wieder in folgende Herzogthümer u. ſ. w. abgetheilt ſeyn. Wir wollen nicht länger bei dieſem Gegenſtande verweilen. Ohnedies ſind wir durch politiſche Rückſichten gezwungen, ſo Manches, was baieriſche Politik betrifft, zu unterdrücken. Wir wollten uns gerne dabei zufrieden geben, wenn es in Baiern darum nur etwas beſſer und beſſer würde. Aber wie wenig Hoffnung iſt dazu vorhanden!

Das bezeichnendſte Merkmal der angedeuteten

Corruption ſpricht ſich aber in dem immerwährenden Uebergreifen des Curialismus in die Akte der Staatsverwaltung aus. Die Unverträglichkeit des Curialismus mit conſtitutionellem Staatsleben iſt dem geſunden Geiſtesblicke ſo offenbar, daß es unnöthig erſcheint, dieſelbe an einzelnen Beiſpielen nachzuweiſen. In Baiern ſind conſtitutionelles Recht und curialiſtiſcher Abſolutismus in unabläßigem Conflict, was leichter zu begreifen ſeyn wird, wenn man die Gründe in dem mit Rom abgeſchloſſenen unglückſeligen Conkordate und in dem Vorſchube nachlieſ't, den die gegenwärtige Regierung von Baiern dem Pfaffenthume angedeihen läßt. Der Curialismus maßt ſich in Baiern Befugniſſe an, die theilweiſe auf das Conkordat baſirt, in ihrer conſequenten Durchführung zum roheſten Deſpotismus ausgreifen. Freiſinnige Prieſter, die ſich erlauben, den Ideen des Jahrhunderts nachzugeben und aus den römiſchen Feſſeln nach Möglichkeit ſich frei zu machen, ſpüren zunächſt die tückiſche Hand jener finſtern geiſtesdumpfen Macht.

Es vergeht kein Jahr, wo nicht in Baiern ein vielſtimmiger Nothſchrei geſteinigter Gewiſſensfreiheit um Erlöſung von ſeinen ſchmählichen Feſſeln

flehte. Unter den neueſten Nothrufen ſolcher Art dunkt uns inſonderheit der des tüchtigen Pfarrers Stephan Königsberger bemerkenswerth und aller freiſinnigen Sympathieen der deutſchen Gegenwart würdig. Wir vernehmen ihn aus der vor zwei Jahren in der Schweiz erſchienenen Schrift: „Die Unverträglichkeit des Curialismus mit freien Staatsverfaſſungen; dargelegt aus den höchſtmerkwürdigen Prozeßakten des von der erzbiſchöflichen Curie in München ſuspendirten und ſeiner Pfarrei beraubten Stephan Königsberger.“

Stephan Königsberger, Pfarrer in Schönberg unweit Mühldorf und Ampfing, ein gebildeter und geiſteskräftiger Mann, hielt ſich, nachdem König Ludwig bei ſeinem Regierungsantritte 1825 in Folge einer liebenswürdigen Laune, (die eben darum auf keinem tieferen Willen fußte, ſondern rein auf den Effekt berechnet war), die Preſſe freigegeben hatte, als freigeſinnter Staatsbürger verpflichtet, ſeine Stimme in verſchiedenen Volksblättern im Intereſſe des Lichts und der Wahrheit, gleich manchen Andern, ertönen zu laſſen. Am freieſten ſchrieb er, als 1830 der neue franzöſiſche Sturm auch Deutſchland's Völker inſizirte und der hierdurch entbrannte Strohfeuergeiſt

namentlich auch die baierische Kammer ergriff; als ganz Europa die Erhebung der für ihre Nationalität kämpfenden Polen zujauchzend begrüßte. Königsberger's Sprache war kräftig, derb, aber niemals revolutionär. Er erwartete mit so vielen Andern von diesen Kämpfen, in welchen der freiheitathmende Geschichtsgeist der Gegenwart zur Offenbarung gedieh, die Vernichtung absolutistisch-despotischer Regierungen in Europa, keineswegs aber die Vernichtung der auf freies Bürgerthum gegründeten constitutionellen Throne, an deren Befestigung es sich vielmehr die neuen Bestrebungen großentheils angelegen seyn ließen. Eine Quelle alles Unglücks, das auf den Völkern liegt und zum Theil auch auf den Regenten, erkannte er mit vernünftiger Ansicht in dem System des römischen Curialismus. Er hatte die Fortschritte desselben seit fünfzehn Jahren beobachtet, daher schrieb er die fliegenden Blätter: „Hannibal, oder Beiträge gegen den neu aufstrebenden Obscurantismus!"

Das auf falschen Dekretalen und antikirchlichen Usurpationen der Päpste beruhende sogenannte kanonische Recht, das aber den ächten Kanonen oft geradezu widerspricht; das Verlangen nach den

altchriſtlichen Diözeſan- und Provinzialſynoden, frei von der unrechtlichen Bevormundung durch die Päpſte, Aufhebung des Hildebrandiſchen Vaſallen-eides der Biſchöfe, und die dann von ſelbſt folgende Aufhebung des römiſchen Cölibatgeſetzes und die Wiedervereinigung der kirchlichen Intereſſen mit denen des Staates, waren darin ſtehende Artikel. Zur Verantwortung gezogen von den Wächtern des hierarchiſchen Syſtems, die durch die heillosen Conkordate und durch Eide dazu verpflichtet ſind — ward Königsberger nur noch heftiger und bitterer, bis ihn endlich die kurialiſtiſche Vernichtungswaffe zu Boden ſchlug. Keine Verfaſſung, kein Juſtizhof ſchützte ihn gegen den ſchmählichen Fall.

Die in den erwähnten Blättern publizirten amtlichen Aktenſtücke ſetzen das willkührliche Verfahren des erzbiſchöflichen Ordinariats zu München, ſowie ihm gegenüber die feige Ohnmacht der Staatsgewalt und der Rechtsbehörden, in's grellſte Licht.

Wie in einem Satrapenlande des Oſtens mußte Königsberger Alles über ſich ergehen laſſen. Auch ſeine im Jahre 1837 erfolgte „letzte

Eingabe" *) an die Ständeverſammlung führte zu nichts; **) was nicht befremden kann, wenn man weiß, daß die baieriſchen Kammern, nachgerade nur aus abhängigen Menſchen zuſammengeſetzt, nichts weiteres als Drahtpuppen in den Händen der königlichen Regierung ſind.

Andre neueſte Beiträge zur Kenntniß der kirchlichen Zuſtände und des conſtitutionellen Lebens in Baiern wurden vor Kurzem von dem Prieſter Holzleithner in München veröffentlicht als „Widerlegung zweier Beſchlüſſe der baieriſchen Kammer der Abgeordneten im Jahre 1837, betreffend die Beſchwerden des Prieſters Holzleithner."

Auch hier eine Documentirung des inconſtitutionellen Benehmens und Wirkens der Kammer, namentlich des Beſchwerdeausſchuſſes; vor allem eine grelle Hinweiſung auf die Willkühr und Untüchtigkeit des ſubalternen Beamtenſtandes, der die letzten Broſamen conſtitutioneller Freiheit,

---

*) Schon früher hatte er vergebens die Volksvertreter um Abwehr des an ihm begangenen ſchweren Unrechts angerufen!

**) Königsberger iſt inzwiſchen in München (am 30. März 1839) an Gram und Entbehrung geſtorben. Man kann recht eigentlich ſagen, daß der Obſcurantismus dieſen Mann geliefert hat.

die seine Vorgesetzten etwa übrig lassen, nach Möglichkeit vollends zertritt. Wir machen auf die beiden erwähnten Schriften ausdrücklich aufmerksam; so wie wir auch als wichtig eine andere Broschüre bezeichnen, die vor kurzer Zeit unter dem Titel: „Das Fallen und Steigen der geistlichen Macht in Baiern" — erschienen ist und die an der Stirne die kräftige evangelische Devise trägt: „Fürchtet jene nicht, die nur den Leib todten!" In dieser Schrift wird ein wahrhaft höllenbreugl'sches Gemälde der curialistischen Gewaltherrschaft in Baiern aufgerollt. Wenn ein mißfalliger freisinniger Priester von der hierarchischen Gewalt in Baiern gemißhandelt worden ist und er darüber vor der weltlichen Behörde sich beschwerend erhebt: so hängt dann bei dieser Gestaltung der Sache Alles von dem mit der geistlichen Behörde verbrüderten, betheiligten und respektive von ihr abhängigen Referenten ab. Was die Ministerial-Section für den Cultus, oder vielmehr der als Referent in geistlichen Sachen allein thätige oder allein damit beschäftigte geistliche Oberkirchenrath begutachtet; das bestätigt auch, als hinlänglich untersucht, ohn' alles Bedenken, das königliche Ministerium, und zwar ohne

den Beklagten, Verfolgten oder Verurtheilten auch nur zu befragen, oder ihm eine Verantwortung, Rechtfertigung, Vertheidigung abzufordern nach dem uralten Rechts- und Billigkeits-Spruche: Audiatur et altera pars.

Die geistliche Sentenz wird nun dem ungehört Verurtheilten publizirt, und er hat nur die bedenkliche Wahl, sich als Sclave unbedingt zu unterwerfen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben oder den constitutionellen Recurs zu ergreifen an — Seine Majestät, von welcher allerhöchsten Seite jedoch, wie leider allgemein gewußt werden muß, zu Ungunsten der Geistlichen zu keiner Zeit mehr etwas erwartet werden kann; oder an die K. Kreisregierung, von welcher die Sache wieder an das K. Ministerium kommt, welches die Sentenz schon früher bestätigt hat, und sie nun wieder an die Section des Cultus, eigentlich an den geistlichen Oberkirchenrath zur Untersuchung und Begutachtung übergibt sammt der Vertheidigung des Verurtheilten, gegen welche der Oberkirchenrath leicht hinreichende Scheingründe (denn wo die Macht ist, da ist Gutes und Böses ein Spielball der Willkühr) ausfindig zu machen weiß, und so springt dann, um uns eines gemeinen Spru-

ches für eine schlimme Sache zu bedienen, die Katze auf die alten Füße; das K. Ministerium bestätigt wieder, was es schon einmal bestätigt hat, und muß es bestätigen schon um deßwillen, weil es schicklicherweise nicht in Widerspruch mit sich selbst gerathen darf.

Geht nun der Rekurrent an die allerhöchste Administrativ Stelle, an den K. Staatsrath, so sitzt der Herr Minister auch dabei, und die übrigen Staatsräthe, die zum Theil nicht einmal Rechtsgelehrte sind, mögen dann, wie sich leicht denken läßt, wenig Lust haben, mit dem Minister, mit den Ministerialräthen und der curialistischen Ligue sich abzuwerfen, und sagen deßhalb auch lieber ja als nein.

Nun steht noch der Rechtsweg offen, wenigstens nach der Constitution, aber die Herren Justizräthe haben ganz natürlich noch weniger Lust, sich mit allen Obgedachten in Collision zu setzen, und finden es viel besser, zur Vermeidung aller verdrüßlichen und ihnen wohl auch in mancher Hinsicht gefährlichen Collisionen, sich für incompetent zu erklären.

Endlich bleibt es dem Verurtheilten unbenommen, sich noch beim Landtage zu beschweren; allein

da kann er ſicher erwarten, daß ſeine Beſchwerde ad acta gelegt werde!

Dies iſt das Loos des niedern katholiſchen Clerus in Baiern, der es wagt, einen ſelbſtſtändigen Gedanken zu faſſen!

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn man ſchon wieder von Prieſtermangel ſpricht; denn ob auch gleich ſchon durch den Volksunterricht dahin gewirkt wird, die Geiſter zu verdumpfen und die Gemüther gefangen zu nehmen, ſo gibt es ſelbſt in Baiern noch manchen Jüngling von Kopf und Herz, der es im Fall der Noth vermöchte, lieber den Tod des Hungers zu ſterben, als mit Leib und Seele ein Sclave Roms zu werden. Unter der Herrſchaft ſolcher Verhältniſſe iſt es natürlich, daß in neueſter Zeit in Baiern die katholiſche Orthodoxie nicht blos bei den Geiſtlichen, ſondern auch bei den Weltlichen nicht allein ein empfehlendes, ſondern ein nothwendiges Mittel zur Beförderung im Staatsdienſte, und zumal für die öffentlichen Lehrer an Univerſitäten und Schulen ein weſentliches Bedürfniß wurde. Wer noch in dieſer Hinſicht von der lauernden katholiſchen Geiſtlichkeit verdächtigt ward, der empfand die Strafe des weltlichen Ar-

mes. Wir haben oben ſchon irgendwo erwähnt, wie ſelbſt der Miniſter des Innern in ſeinem Geſchäftslokale einen Roſenkranz hängen habe, damit hieran männiglich ſeine Frommheit erkenne; wie kann es darum auffallen, wenn die ſervile Subalternſchaft im Staatsdiener-Corps ihren Vorgeſetzten in jener tragiſchen Heuchelei zu überbieten ſucht?

In den letzten Jahren iſt die Abſicht des baieriſchen Regimentes immer deutlicher hervorgetreten, die geſammte Erziehung in die Hände der Geiſtlichkeit zu bringen. Solchen Behufes wurden die männlichen und weiblichen geiſtlichen Orden recreirt, deren theilweiſe Errichtung ſich Rom in einem Artikel des Concordats bedungen hatte. Als eifrigſter Vertheidiger, Pfleger und Nährer dieſer Mönchsinſtitute erſchien der Biſchof Riegg zu Augsburg, deſſen Thaten in dieſer Beziehung der Welt zu ausführlich vorgeführt worden ſind, als daß es ſich hier einer beſondern Schilderung derſelben verlohnen würde.

In dieſem Pfaff-Menſchen, der zugleich durch einen kirchlichen Sultanismus ſich auszeichnet, hatten der moderne Ultramontanismus und die jeſuitiſche Propaganda in Baiern eine Art von Mittelpunkt

gefunden, wohin sie zusammentrafen und von wo sie auszugehen vermochten. Selbst als commis-voyageur der hierarchischen Politik machte jenes pfäffische Haupt sich unsterblich; denn da es nicht möglich war, die neu errichteten Klöster mit einheimischen Priestern auszufüllen, suchte Riegg um die Erlaubniß nach (die ihm auch sofort gegeben wurde), sich mit den Vorständen der in Oesterreich bestehenden Benedictinerabteien in Correspondenz setzen zu dürfen, worauf er mit dem berüchtigten Barnabas Huber sich persönlich nach Oesterreich und der Schweiz verfügte, um wegen der beabsichtigten Mönchsrekrutirungen mündlich handelseins zu werden.

Alles ging nach Wunsch und die beiden Missionäre kehrten mit reicher mönchischer Ladung unter der Deklaration: „Für die Erziehung des Volks" nach Baiern zurück. Der heilige Vater in Rom drückte seine herzinnige Freude über die Resultate der Reise jener beiden Menschen in einer Bulle an den König, seinen „carissimum filium," und in Schreiben an die Compagnie Riegg und Huber aus; er rühmte und lobte die neuen Stiftungen und den religiösen Eifer durch Verleihung ausgezeichneter Kloster-Privilegien, weil seiner Heiligkeit „nichts

angenehmer, nichts wünschenswerther und lieber sein könne, als daß die Mönchsorden wieder hergestellt werden."

In mehreren größern Städten wurden, nachdem die Regierung ihre Neigung zur Klöstererrichtung so offen zu erkennen gegeben hatte, Unterschriften gesammelt, um innerhalb ihrer Stadtmauern ein Kloster zur „Erziehung der Jugend" errichten zu dürfen. Elende Geschöpfe in Menschengestalt, die in solcher Weise der Regierung sich angenehm zu machen gedachten, liefen wie Lumpensammler in den Häusern nach Unterschriften herum; so daß in verschiedenen Städten, wie namentlich in Bamberg, die Magistrate diesem jämmerlichen Unwesen durch die Büttel der weltlichen Polizei steuern mußten.

Nachdem solchergestalt in katholischer Hinsicht auf allen Wegen dahin gearbeitet wurde, nach Baiern die finstre Geistesknechtschaft des Mittelalters zurückzuführen, ward auch auf protestantischem Gebiete mit nicht mindrer Consequenz dahin gestrebt. Deßhalb wurde sich von Oben herab des Mittels bedient, durch allerlei Einwirkung des weltlichen Armes die protestantischen Geister zu schrecken, um dadurch der officiösen Propaganda des Mysticismus desto leichtern Eingang und sichere Erfolge zu verschaffen.

Jedes ernste Merkmal des gerechten Protestantismus sollt' an den Bekennern desselben in Baiern corrumpirt, mit andern Worten, es sollte der baierische Protestantismus zu einer Metamorphose geführt werden, wo ihm nach Belieben die Hoflivree angezogen, und seine letzten Zwecke mit denen des bigotten Katholizismus vereinigt werden konnten. Es mußten, wollten die hierarischen Tendenzen sich hier zur vollen Glorie entfalten, die im Wesen des Protestantismus liegenden Gegenkräfte nicht nur aufgehoben, sondern deren bezwungene Polarität zum Schweif des katholischen Kometen gemacht werden.

Als solcher Bestrebungen Schildträger und Heerführer ragt unter allen Herr Roth hervor, zur Zeit Präsident des protestantischen Oberconsistoriums.

Ein studirter Jurist, war er in den letzten Zeiten weiland des deutschen Reiches Consulent der Reichsstadt Nürnberg am Reichstage, bis er nach Vereinigung dieser Stadt mit Baiern, nach Auflösung des deutschen Reichs, in baierische Dienste trat, wo er Finanzrath wurde.

Seine privaten Finanzspeculationen während der letzten harten Kriegsjahre, theilweise in Compagnie mit einem in Baiern wohlbekannten jüdischen

Lieferantengenie ausgeführt, in denen er sich als Meister dieses Faches zeigte, sind unter der Maske Blitzblau's in einer kürzlich in Nürnberg erschienenen humoristischen Schrift, wo die betreffenden ergötzlichen Details nachgelesen werden können, näher ausgeführt.

Seine spätere Promotion zum Präsidenten des Oberconsistoriums verdankt er seiner mehr gemachten als natürlichen, aber fanatischen, Hinneigung zum Pietismus, sowie seiner elastischen Brauchbarkeit in vielen Dingen, zu deren Durchsetzung die obersten Autoritäten dienstwilliger, gewandter und listiger Werkzeuge bedurften, die aller Gesinnung und nobler Characterhaltung ledig sind.

Herrn Roth muß nachgesagt werden, daß er in seiner gegenwärtigen wichtigen Stellung gewisse höhere Intentionen mit einem Raffinement zur Ausführung bringt, das Verwunderung erregen kann. Wo es ihm möglich, thut er, wie wir täglich sehen, noch ein Uebriges. Man rühmt seiner Formen und seines Geistes Gewandtheit, und beschuldigt ihn blos nebenbei des Besitzthums aller Cardinaltugenden, die wir einfältige Protestanten aus purer evangelischer Christlichkeit verabscheuen.

Schmerzlich ergreift es uns, an der Seite Roth's einen Mann zu erblicken, der, nachdem er früher mit seinem Freunde Fichte ein Bahnwärter des geistigen Fortschritts und deutscher Gesinnung war, nunmehr ein Hort des heimischen Obscurantismus geworden. Ich rede vom Oberconsistorialrathe Niethammer, dem ehemaligen Mitherausgeber eines „philosophischen Journals", das durch die Leuchte einer tiefen Spekulation die herrlichsten geistigen Segnungen verbreitet hatte. Was würde Fichte jetzt zum treubrüchigen Freunde sagen, wenn er aus seiner Grube steigen dürfte? *)

Mitglied des Oberkonsistoriums ist jetzt auch ein gewisser Kapp, Landtagsabgeordneter und vor wenig Jahren noch Pfarrer in irgend einem abgelegenen Dorf. Auf dem vorletzten Landtage, dem er als Deputirter beiwohnte, und auf welchem die Regierungspartei Gefahr lief, mit dem Gesetzentwurfe über Festsetzung einer permanenten Civilliste in der Minorität zu bleiben, ward ihm für seine Stimme eine Rathsstelle im Oberconsistorium

*) Niethammers Stiefsohn, Gymnasialdirektor Döderlein in Erlangen, ist eine Hauptstütze der pietistischen Umtriebe in jener Gegend. Man schildert ihn als einen wahren pietistischen Agitator.

geboten, worauf er willig einging. Er ſtimmte für das Geſetz und ſiehe, das Schickſal wollte, daß dieſe eine Stimme, deren die Regierungspartei noch zur Majorität bedurfte, die Annahme des Geſetzes entſchied.

Bei ſolcher Zuſammenſetzung und unter einem ſolchen Präſidenten des Oberconſiſtoriums iſt es dazu gekommen, daß gegenwärtig auf faſt allen proteſtantiſchen Kanzeln Baiern's die Geſchöpfe Roth's einen kopfhängenden ſervilen Proteſtantismus predigen, einen Proteſtantismus, aus dem die Mannheit herausgeſchnitten iſt, der mit ſeinen blaſſen verkehrten Augen zum Himmel ſtiert, als woll' ihn jeden Augenblick von dorther ein Blitz des Ewigen zerſchmettern; einen Proteſtantismus, der ſich alltäglich des jüngſten Tages verſieht und in ſolcher Erwartung ſich jeden Anhalts geiſtiger Stützpunkte begeben hat.

Sich losſagend von den Conſequenzen der Reformation, wie ſie ſich im Verlaufe vernunftgemäßer Fortbildung ergaben, ja auf dieſelben hinſehend wie auf die Worte des böſen Feindes, der durch den Hochmuth der neuen Aufklärung die Welt am nachhaltigſten berücke; wurzelt dieſer

caſtrirte baieriſche Proteſtantismus faſt einzig in dem von Luther zu neuem Gewicht gebrachten Auguſtiniſchen Lehrſatze, der den Menſchen zu einem Klotze, wo nicht zu einem Teufel, macht. Dieſer Lehrſatz behauptet, der Menſch ſei von Natur durch und durch verdorben, für gar keine gute Handlung fähig, vermöge nur zu ſündigen, und könne ſich die Seligkeit allein durch den Glauben an das verſöhnende Blut Chriſti verſchaffen.

Dieſer Augnſtiniſche Lehrſatz, zugleich die Wurzel bildend jenes ſogenannten Alt-Lutheranismus, der in ſeiner Schiefheit und Verſtocktheit die verächtlichſte und hochmüthigſte Abart der modernen Sektirerei iſt, dummhochmüthig um deßwillen, weil er wirklich glaubt, die Reformation in ihrer reinſten Quelle zu beſitzen; dieſer Lehrſatz, der das Chriſtenthum geradezu vernichtet und uns weit unter das Heidenthum der alten Völker ſtellt, uns, die wir doch geglaubt, vor zweijahrtauſenden aus götzendieneriſcher Knechtſchaft zur freien Anſchauung des einzig wahren Gottes und zu eigner Freiheit durchgedrungen zu ſein: dieſes Auguſtiniſche Dogma mit ſeiner großen Fähigkeit, dem Katholizismus ſich anzuſchließen, iſt der amtliche

Inhalt des baierischen Protestantismus geworden, der, in solcher Entartung auf den meisten Punkten nur noch ein läppischer und saloppер Pietismus, mit jedem Tage zu einer vollkommenen Verschmelzung mit dem römischen Katholizismus in derselben Progression fähiger wird, als es in Baiern der weltlichen Macht gelingt, eine Stütze nach der andern unter dem politischen Bau der dortigen Repräsentativ Verfassung abzutragen.

Auf katholischer Seite liegt das Werk der Erziehung in den Händen der hierarchischen Propaganda; und protestantischerseits ist vom Consistorium bisher das Möglichste consequent und in allen Theilen durchgeführt worden, den Lehrstuhl in niedern und höhern Schulen mit dem blödsinnigen und geistesknechtischen Pietismus zu rekrutiren.

Neben diesen tödtlichen Capitalübeln, die in der Wurzel alle freie und rationale Entwicklung des Volks- und Bürgerlebens in Baiern ersticken, stellen sich andrerseits in gleichem Charakter die Einrichtungen der Censur dar, die sich in keinem andern deutschen Lande empörender und willkührlicher aussprechen.

Verfassungsgesetzlich besitzt Baiern die Preß-

freiheit, genießt ihrer aber in der That so wenig als die übrigen constitionellen Staaten Deutschlands, die ihre edelsten Freiheiten derselben politischen Lüge geopfert sehen. Inzwischen haben die übrigen deutschen Staaten doch zumeist objektiv ausgesprochene Censurgesetze, die zum großen Theil die subjektive Willkühr des Censors einschränken, überhaupt ihm sichere Normen zur Beurtheilung des Censurgegenstandes an die Hand liefern.

Auch gibt es Censur-Collegien, wo dem Urtheile zum wenigsten eine wissenschaftliche Behandlung gesichert bleibt.

So in Preußen, dessen Regierung zugestanden werden muß, daß sie, wie in manchen andern Dingen, so auch namentlich in Sachen der Presse nach klar und fest erkannten Maximen verfahre, so in Sachsen, Würtemberg u. s. w.

Wie jämmerlich dagegen sieht es auch in dieser Hinsicht im baierischen Staate aus! Hier ist der nächste beste Polizeibeamte Censor, und hat er zu diesem Geschäfte weder Zeit noch Lust: so übergibt er dasselbe dem nächsten dem besten Schreiber.

Alſo auch in dieſem hochwichtigen Zweige der Staatspolizei jene Corruption, jene fabelhafte Untüchtigkeit, wie wir ſie an den meiſten übrigen Zuſtänden dieſes Landes gewahren. Der durchgebildete Gedanke des Gelehrten, die Freiheitsidee des Patrioten, muß ſich hier gefallen laſſen, von der Scheere eines unfähigen und ungebildeten Geſchöpfes, das Polizeicommiſſär oder Schreiber genannt wird, entmannt oder gar vernichtet zu werden!

Doch ſo heillos auch dieſe Weſenheit des baieriſchen Cenſurinſtituts ſich darſtellen möge, ſo entſpricht ſie doch nur zum Theil dem dortigen Staatszweck, ein Umſtand, der ſeinen letzten Grund in der beiſpielloſen Verkommenheit des politiſchen Gedankens beſitzt, der in Baiern nichts weniger als über ſich ſelbſt im Klaren iſt. Statt vieler Beiſpiele, die wir zur Veranſchaulichung unſrer Behauptung vorführen könnten, ſey es geſtattet, uns hier blos eines einzigen zu bedienen, das uns ſelbſt betrifft. In einer proteſtantiſchen Stadt Baiern's ließ der gegenwärtige Verfaſſer in einer neu geſtifteten Zeitſchrift ein geharniſchtes Libell wider die Geburtsanmaßungen und abſolutiſtiſchen Umtriebe eines deutſchen mediatiſirten Fürſten er-

ſcheinen, in welchem, trotz der jähen Schärfe der politiſchen Spitzen, nicht eine Silbe geſtrichen wurde, indeß das Libell von der Cenſur andrer deutſchen Staaten mit zornrothen Strichen übergoſſen worden wäre.

Hier hatte die Cenſur unverkennbar gegen die offenkundigen Maximen der Regierung verſtoſſen. Deſſenungeachten konnte ihr von geſetzlichem Boden aus kein Vorwurf gemacht werden. Denn da es in Baiern kein eigentliches Preßgeſetz gibt, weil ein ſolches der Verfaſſung ſchnurſtracks zuwiderliefe, ſo hat die Cenſurpolizei nach durchaus vagen und haltloſen Beſtimmungen zu erfolgen, die das Miniſterium des Innern erlaſſen hat. Daher kömmt es, daß Alles der Willkühr der Cenſoren anheim gegeben iſt. Freilich iſt von Oben herab dafür geſorgt, daß mit dem Stabe der Cenſur nur ſolche Individuen verſehen werden, deren man gewiß iſt; daß ſie in die Nachtmuſik des politiſchen Obſcurantismus einſtimmen; hin und wieder aber mag doch auch von gouvernementaler Seite in dieſer Beziehung ein Mißgriff geſchehen und jener Stab in die Hand eines Mannes von hellem Geiſte und freimüthiger Geſinnung

gelangen. In diesem Falle kann ein solcher Censor vollkommene Preßfreiheit gewähren, ohne daß er um deßwillen ein größeres als ein Disciplinarvergehen beginge.

Mit gleicher Befugniß aber kann, auf den Grund der ministeriellen Bestimmungen hin, ein von den Eulen der Finsterniß genährter baierischer Censor jeglichen Rechtszustand in Preßsachen aufheben. Die Jesuitenblätter stehen sogar großentheils unter gar keiner Censur; ein Fall, der merkwürdigerweise auch bei einigen wissenschaftlichen und belletristischen Journalen eintritt. Es wird hieraus neuerdings erkannt, wie viel corrupte Gegensätze in der baierischen Staatspolizei herrschend sind und mit welch' tollem Widerspruche in ihren Richtungen und Erfolgen sie sich bekämpfen.

Weil jedoch die Polarität des Obscurantismus mit dessen langen Schlagschatten das Licht vernünftiger Bestrebung und Erkenntniß überdunkelt, so geschieht es, daß auch die Sache des rationalen Rechts und des naturgemäßen Fortschritts bei solcher fälschenden Verschobenheit immer den Kürzern zieht.

Die Rekurse von den Verfügungen des Censors finden direkt an's Ministerium des Innern statt, das in der Regel zum Nachtheil des Recurrenten entscheidet.

Die Censur wurde in Baiern in neuester Zeit auch auf die ausländischen Journale in so ferne erstreckt, als solche Blätter, die nicht eigentlich verboten sind, doch wegen ihrer Tendenz besondern Anstoß erregen, vor ihrer Vertheilung an die Interessenten scharf geprüft und nach Erfinden unterdrückt werden. Dies Schicksal theilt mit dem Hamburger Correspondenten und der Dorfzeitung nunmehr am öftersten die Leipziger Allgemeine Zeitung.

Bei solcher Gestaltung der Verhältnisse in Baiern kann es nicht schwer seyn, wiederholt zu erkennen, wie dieses Land seinem großen Theile nach gegenüber der politischen und geistigen Bildung des übrigen constitutionellen Süddeutschland's eine armselige Rolle spiele, eine Rolle, durch die es im deutschen Culturgange in eine stets einsamere Stellung hingeworfen wird, die sicher mit vollkommener politischer Verödung und moralischer Verwüstung endigt.

Auf der modernen Sendſchaft des alten Baiernvolkes ruht ein Mackel, der jedem Deutſchen, dem die Ehre und das Wohl des Geſammtvaterlandes am Herzen liegt, die finſterſte Entrüſtung in die Adern preßt!

Fresco-Schilderungen

von

Personen und Zuständen

in

Baiern.

Abdrucke aus meinem Reise-Tagebuch 1838.

I.

Zu den angenehmſten Anknüpfungen, die ich während meiner Reiſeanweſenheit zu München im Sommer des vorigen Jahres gemacht, rechne ich auf literariſchem Felde die Bekanntſchaft mit dem wackern Rudolph Marggraff, und dem tüchtigen, biedern Söltl. Bei unſerm erſten Zuſammentreffen fand ich Marggraff inmitten eines Haufens von literariſch-artiſtiſchen Materialien für ſeine eben in den erſten Geburtswehen begriffener „Jahrbücher für bildende Kunſt.“

Er hatte mich bald mit dem ganzen Plane des neuen Inſtituts bekannt gemacht, und ich ſahe, daß in jeglicher Richtung das Gehörige vorbereitet werden, das junge Unternehmen mit thatkräftigem Erfolge in's Leben zu führen. Ich ſagt' ihm gerne die Mitwirkung meiner Kräfte zu, um jenen Erfolg zu unterſtützen und freute mich, durchdrungen von den bedeutenden und nützlichen Zwecken, welche ſich die Jahrbücher geſetzt, daß an die Spitze des Un-

ternehmens ſich ein Mann geſtellt, der unter allen Denen, welche ſich heutzutage Kunſtkritiker nennen, dieſe Bezeichnung wohl mit dem größten Rechte und in der edelſten Bedeutung verdient. Die Herren Engelmann und Weigel in Leipzig hingegen ſchienen mir in materieller und induſtrieller Beziehung alle diejenigen Bürgſchaften zu geben, deren auch in dieſer Hinſicht das werdende Inſtitut bedarfte, um mit Sicherheit und frohem Muthe in's wilde Leben hineinzuſchiffen.

Durch Marggraff ward ich auch mit Heinrich Stieglitz bekannt, der ſich mir in etwas origineller Weiſe präſentirte. Eines Morgens nämlich in aller Frühe vernehme ich vor meinem Zimmer in meinem Gaſthauſe ein diskantes Geräuſch rumorender Stimmen, bis die Thüre ſich öffnet und der Oberkellner mir den Beſuch verſchiedener Herren ankündigt. Er hatte kaum ausgeſprochen als ein unterſetzter Mann mit einer frappanten orientaliſchen Phyſiognomie, ſchwarzen dicken Haaren, und einem ungeheuren altbibliſchen Barte in ſeinem bleichen Antlitz mit einigen andern jungen Männern von gleichem abenteuerlichen Weſen zu mir hereinſtürmte. Ich glaubte ſchon inmitten des friedlichen Münchens von einer kleinen Araberhorde

überfallen worden zu seyn, als der dickbärtige Mann sich mir als Dr. Heinrich Stieglitz, und seine Begleiter als seine Freunde, zwei junge Griechen von Stande, vorstellte. Ich konnte nicht umhin, ihm über sein Aussehen meine höchliche Ueberaschung auszudrücken, die in so ferne auch durchaus wahrhaftig war, als ich mir in der That den Gatten der unglücklichen Charlotte bisher weit mehr in der Gestalt eines gelehrten und gesetzten, still in sich hineintrauernden Fashionablen, als in der eines wilden bärtigen Insulaners gedacht hatte. Wir sprachen Manches über verschiedene Zustände der deutschen Neuzeit, über so manche nationale Hoffnungen, die zerschlagen worden, über den wilden Schrei, in welchem die bange Gegenwart sich aus den Fesseln der schnell in den Geschichtsstrom sinkenden nächsten perfiden Vergangenheit zu erlösen sucht; am meisten aber redeten wir von Stieglitzens eigener Schicksals-Tragick und seinen unvergleichlichen Gedichten. Denn von dem Weltschmerz, in dessen Apotheose wir eben noch begriffen waren, führte Stieglitzens bescheidene Weltanschauung ihn gleich auf seine persönlichen Erlebnisse zurück, und nun ward mir das Vergnügen, eine lange klägliche Geschichte, die ich

ſchon aus Mundt's Denkmal der Charlotte hinreichend kannte, nicht etwa abermals in einer ausführlichen Erzählung Stiegliţens ſelbſt, ſondern durch manchfaches Geſtöhne über „hochtragiſche Schläge" des Schickſals u. ſ. w. apoſtrophiren zu hören.

Die Scene war für mich jedenfalls intereſſant, und ich fand es natürlich, daß Stieglitz mir ſpäter eine Stunde lang von ſeinen eigenen Poeſieen erzählte, nachdem er mich in der erſten Viertelſtunde unſers Beiſammenſeyns höflichſt ſelbſt verſicherte, daß er ein Dichter ſey. Nur etwas brachte in mir ein höchſt unangenehmes Gefühl hinſichtlich meines Gaſtes hervor, daß ich ſeinen innern Menſchen ſo ſchnell im grellſten Widerſpruche zu ſeinem äußern gewahren mußte. Nach der äußern Erſcheinung unſers Dichters nämlich hatt' ich auf einen mannhaften Geiſt, auf eine weltſtürmende Phantaſie und Geſinnung zu ſchließen. Jedes Wort aus dieſem mit ſchwarzen wilden Haarbüſcheln umwachſenen Munde, ſey ein Held, ſo dacht' ich bei Stiegliţens erſtem Anblick. Ich täuſchte mich unſäglich. Denn nie hat's eine größere Lüge gegeben als diejenige iſt, welche im Angeſichte dieſes arolſiſchen Dichters hängt. Sie verdeckt ein unaus-

ſprechlich weibiſches Element, das, ich geſteh' es offen, einen ekeligen Eindruck auf mich hervorgebracht. Eine ſolche Unſelbſtſtändigkeit der Anſichten, Ueberzeugungen und Stimmungen, wie ich ſie in einer Zeit von mehreren Wochen an Heinrich Stieglitz kennen lernte, iſt mir noch in keinem Buche aus der ſentimentalen Periode, geſchweige denn im Leben vorgekommen.

Jetzt wurden mir alle Motive der Charlotten Tragödie, welche ſich mir bisher noch in einem magiſchen Helldunkel zeigten, bis auf den dünnſten Faden offenbar. Vor meinen Augen ſtand ſie nun durchaus gerechtfertigt, wenn mir gleich in dieſer Rechtfertigung die ganze Poeſie jener berühmt gewordenen Kataſtrophe unterging. Hätt' es noch in den Armen ihres Gatten für Charlotten ein Glück gegeben — fürwahr, ſie würde ſich nicht den Dolch in die Bruſt geſtoßen haben. Aber immerhin bleibt ſie ein ausgezeichnetes, ein herrliches Weib!

Einen andern kräftigern Menſchen als Stieglitz hätte ſie zum Gott gemacht, dieſen Schwächling aber drückte ihre Ueberlegenheit darnieder! In Wahrheit, Heinrich Stieglitz macht dem berliniſchen Leben keine Ehre, dafern man annehmen

möchte, daß nur in der fahlen Oede des dortigen Sandes und unter der Herrschaft hypergenialer, überreizter, kraftloser und aller wahren Natürlichkeit baarer Verhältnisse ein Mann wie er, dem von der Natur immerhin schöne Gaben verliehen worden, solchen kläglichen Ausgang nehmen konnte. Ich sage Ausgang! denn wenigstens berechtigt meine Anschauung des Stieglitzischen Wesens mich zu dem Ausspruche, daß dasselbe keine Zukunft habe. Wenn Charlotte den Tod des Selbstmordes starb, um des Gatten Seele durch ein großes flammendes Fegefeuer zu führen, worin sie sich von ihrer Schwäche Schlacken reinige und zu einer kraftvollen Mannheit durchdringe — so suchte sie ihr frühes Grab umsonst. „Und darum Mörder und Räuber!" möcht' ich hier in wehmüthiger Stimmung Schiller'n parodiren.

Werft einen Blick in den „Gruß an Berlin," in diese versifizirte geistlose Nomenclatur, und in die „Vergeßgrüße," um Euch zu überzeugen, daß ein schönes Weib vergebens groß sich zeigte, um des Gatten trostlose Nichtigkeit in einen edeln Inhalt umzuwandeln. Fürwahr, in der Seelenwanderung ist der Fall noch niemals vorgekommen,

daß der irdisch-geringfügige, lärmende Spaß zum Himmelbeherrschenden Aar geworden!

Stieglitz weilt jetzt in Venedig, auf den Lagunen einer für ihn neuen Welt. Möcht' er unter italischem Himmel finden, was der deutsche, so fürcht' ich, ihm nimmer gewähren wird!

Im Hause des Dr. Stieglitz lernt' ich den Trefflichen kennen, den ich hier schon einmal genannt und für den ich bleibende Achtung hegen werde: ich meine den quiescirten Professor Söltl. Der siegreiche Obscurantismus in seiner ultramontanischen Ausmündung hatte Söltl'n um sein Lehramt gebracht, aber wir wissen nicht, ob wir dem Schicksal darum grollen oder nicht vielmehr ihm danken sollen. Söltl ward auf solche Weise unabhängiger, um die Pfunde seines Geistes und seiner Gesinnung durch das gedruckte Wort im Gemüthe seiner deutschen Mitbürger auf Zinsen zu legen. Er hatte über neuere Geschichte gelesen, aber er modelte seine Redeperioden nicht nach der Vorschrift eines obscurirenden Lehrherrn. Ein Mann seiner eigenen Gesinnung sprach Söltl seine Ueberzeugungen unverholen, doch in gemessener Weise aus. Man sagt, der blasse, schwarzgescheitelte Herr Dr. von Ringseis, ein gepfropfter Schößling am Baume

des Ultramontanismus und des politischen Obscurantismus, trage an Söltl's Quiescirung die vornehmste Schuld. Wir lassen es gerne gelten, obschon es ein widerwärtiges Gefühl ist, zu wissen, daß schlechte Gesinnung und Bornirtheit so häufig den Sieg über die gute Sache und die geistige Tüchtigkeit davon tragen.

In Söltl ist der deutschen Geschichtschreibung eine neue schöne Stütze erwachsen! Mit tüchtiger gelehrter Bildung verbindet er den Fleiß des Bibliophylen und einen feinen die Schachten der Geschichte durchdringenden Scharfblick. Seine „Geschichte der Deutschen" läßt alle ähnlichen bis jetzt erschienenen Geschichtswerke sowohl hinsichtlich der einfachen und doch so kräftigen Darstellung, als in Rücksicht auf gründliche Forschung und Durchdringung des Geschichtsstoffes hinter sich zurück. Ausgezeichnet auch ist seine Monographie Königes Maximilian Joseph. Sie hätte, bezüglich der Ausführlichkeit des historischen Inhalts, noch bedeutender werden können, wären dem trefflichen Forscher nicht alle diejenigen Quellen verschlossen worden, welche gewisse Nachtpartieen der hierarchischen Propaganda in Baiern allerdings höchst scharf und stechend beleuchtet haben würden.

Söltl führt jetzt ein einfach ruhiges, fast patriarchalisches Leben, im Kreise weniger vertrauter, gleichgestimmter Freunde, den Wein des Lebens würzend durch kräftiges Denken und Thun, und im Geharren besserer Zeiten sich gerne aussöhnend mit den Gebrechen der Gegenwart, wenn dieselben nur nicht von vornherein aller Besserung systematisch sich verschließen. Der öffentliche Fortschritt ist die Devise, nach welcher sein ganzes Thun sich richtet, und ein durchgebildeter deutscher Liberalismus der Anker, woran die Spitze seines Charakters festhält. Das ist ein Liberalismus, der nicht aus dem Gesichte wegrasirt werden kann, wie bei dem gutmüthig renommistischen Stieglitz, sondern der ausdauert in allen Stürmen und unter allen Donnern der Gegenwart!

II.

Ich war schon mehrere Tage in München, eh' ich mit mir in's Reine kommen konnte, ob ich den grade in diesem Augenblicke vielbesprochenen Verfasser des Athanasius, Herrn Görres, besuchen solle. Ich hatte die moralische Ueberzeugung, daß

durch verschiedene meiner Bekanntschaften in Frankfurt, von denen einige in nahen Beziehungen zu Görres stehen, dieser „deutsche Lamenais" von dem Besuche unterrichtet worden, den meine Wenigkeit ihm während ihrer kurzen Anwesenheit zu München bescheeren werde. Dieses Bewußtseyn aber hatte mich in dem Entschlusse, zu Görres zu gehen, wankend gemacht. Denn ich mußte voraussetzen, daß ihm meine Stimmungen und Ueberzeugungen als Protestant und Literat allzu offenbar geworden, als daß er in seinem Benehmen gegen mich nicht die größte Zurückhaltung, ja vielleicht gar ein finsteres Mißtrauen manifestiren sollte.

Dabei hatt' ich zu bedenken, daß es bei meiner Absicht, später die interessanten Partieen meiner Reise aufzuzeichnen, nicht edel gethan sein würde, in Görres eignem Hause nach seinen Schwächen mich nmzusehen. Also beschloß ich, ihn nicht zu besuchen. Bloß das Vergnügen, ihn in einer seiner Vorlesungen zu beobachten, konnt' ich mir aus verschiedenen Gründen nicht versagen; diese Gründe wurzelten im Interesse der Oeffentlichkeit und der Wissenschaft.

Es war zu der bestimmten Abendstunde, als ich mit einigen gelehrten Freunden in das Gör-

res'ſche Collegium eintrat. Wir hatten uns etwas verſpätet, denn der berühmte Mann hatte ſchon ſeine Vorleſung begonnen. Wir befanden uns in einem großen Saale, deſſen ich mich aus alter Zeit noch wohl erinnerte: ich war damals öfter als academiſcher Gaſt bei Görres eingekehrt. Das zahlreiche Auditorium, in deſſen Mitte wir uns befanden, beſtand zumeiſt aus ſchwarzen Kutten, nämlich aus Seminariſten. Sie hingen allzumal an dem Munde des Sprechers, wie an den Lippen eines Gottes. So wie ich weniger ſagte, würd' ich der Wahrheit kein Genüge thun. Wenn ſie wieder einen Redeſatz von ihm erlauſcht, ſo beeiferten ſie ſich mit wahrem Berſerkerfleiße, denſelben in ihre Hefte wie die Worte eines Heiligen einzutragen. Es war ein überraſchend ergötzliches Schauſpiel! Man denke ſich fünfzig bis ſechzig ſolcher jungen Candidaten des Obſcurantismus, wie ſie mit ihren cyniſch baieriſchen Phyſiognomien, von denen man in dem reinlichen Norden keine Ahnung hat, an der Zunge ihres Meiſters hängen, durch die ſie in einer faſt unausgeſetzten geiſtigen Verzückung gehalten werden. Dabei ſtelle man ſich auf der Kanzel einen Mann in den ſechzigen vor, mit ſchwarzgrauen Haaren, grauen Augen

und einer Phyſiognomie, die Ihr vergebens in das Neudeutſche zu überſetzen ſucht, da Ihr keinen Schlüſſel zu dieſen mittelalterlich katholiſchen Geſichtshieroglyphen habt.

Mir hat dieſes zerſchlagene, zertretene, häßliche und doch ſo ſeltſam ergreifende Antlitz ſtets eine Art von ästhetiſchem Ekel eingeflößt. Ich konnte nie hineinſehen, ohne mich der hiſtoriſchen Schwachpartieen der Hierarchie und des Pfaffenthums zu erinnern, wovon der moderne Ultramontanismus eine zweite Auflage in's Werk zu führen ſich bemüht. Dazu die abenteuerlichen Grimaſſen, dieſe fabelhaft ſchauderhaften Geſticulationen, womit er ſeinen Vortrag begleitet, und endlich der Vortrag ſelbſt! Aehnliches iſt auf einem ehrbaren deutſchen Univerſitätskatheder noch nie erhört worden.

Als wir bei ihm hoſpitirten, war Görres in ſeinen Vorträgen über Univerſalgeſchichte bis zum zwölften Jahrhundert vorgerückt.

Er ſprach noch gerade von dem „verdienten" Untergange des ſaliſchen Kaiſerhauſes, das lange einen „unrühmlichen und ungerechten Kampf" gegen die göttliche Gewalt der Hierarchie gekämpft, und deßhalb auch ſo frühe und auf ſo traurige Art, in die Grube der Weltgeſchichte geſunken ſei. Görres lau-

tete buchstäblich in Ton und Inhalt seiner Rede des fränkischen Hauses Untergang ein.

Man glaube nicht, daß ich hier nur in einem Worte von der strengen Wahrheit abweiche.

In dem Tone seiner Stimme, in allen Bewegungen seines Körpers liegt etwas Hyänenartiges. Vernähme man diese Stimme in der Mitte eines dicht verwachsenen Waldes, so würde kein Zweifel darüber sein, daß sie einem amphibienartigen Ungeheuer angehörte. Seine Stimme ist nicht die eines ordentlichen Menschen, vielmehr liegt etwas Dämonisch-Spuck- und Schreckhaftes darin, das von einem innerlichsten Vulkane zeugt, in dem die Bedingungen des eigentlichen Modus seines Ausbruchs noch nicht abgeschlossen vorliegen.

Hieraus wäre die Folgerung zu ziehen, daß Görres in sich selbst noch nicht fertig sei, sondern daß er noch immer nach seiner eigentlichen Gestaltung ringe. Wir werden uns später über diesen Punkt ein paar weitere Worte gestatten.

Unter seinem tollen Grimassen- und Geberdenspiel, wodurch Herr Görres sich zu einem Gaukler-virtuosen der eigenthümlichsten Art forcirt, und unter einigen Zurechtrichtungen der Weltgeschichte für seine Interessen, war endlich das Ende der Vorlesung

herangekommen. Da sich die jungen Leute beim Hinausgehen etwas heftig drängten, so stellten ich und meine Freunde uns auf die Seite, um den Strom ruhig abfließen zu lassen.

Weil wir aber eben zusammen sprachen, so nahmen wir die Gelegenheit nicht wahr, Herrn Görres bei seinem Vorübergehen an uns zu grüßen. Plötzlich hören wir nun ein lautes Gezische, und als wir nach der Ursache desselben uns umsehen, bemerken wir vieler Augen frech, bigott-malitiös auf uns gerichtet, während Andre mit tief entblößtem Haupte dem weggehenden Heiligen im Professorsrocke, ihre Ehrfurcht bezeugen. Wir erkannten jetzt alsogleich unser crimen laesae Anstatt jedoch eine, wenn auch nur scheinbare Betrübniß zu verspüren, konnt' ich nicht umhin, meiner innersten Stimmung dadurch Luft zu machen, daß ich eines jener stillverhaltenen Gelächter ausstieß, das meine Freunde schon so häufig als ein dämonisches verdammten. War es die Wirkung dieses Lachens, oder der Respekt, den unsere ziemlich rücksichtslosen Physiognomieen oder vielleicht unser übriges „ehrbares" Wesen einflößten: genug, die jungen Bursche gingen allmählig bescheiden an uns vorüber, ohne durch den Ausdruck ihrer Mienen weitere Reklamationen wegen der

ihrem Herrn und Meister durch uns unabsichtlich widerfahrenen Vernachläßigung [illegible] zu machen.

Bezeichnend für die Stellung Görres zu den Theologie-Studirenden und für die Stimmung der letztern gegen ihn, ist diese Anekdote zweifels ohne, der wir nur noch beifügen, daß wir aus unserer eigenen Universitätszeit uns keines Falls erinnern, wo ein Bursche einem Professor solch' tiefe Ehrfurcht angedeihen ließ, wie hier der münchener Nachwuchs des Ultramontanismus seinem Impfer Görres.

Was ich über die damalige Stimmung Görres, in Betreff der scharfen und vielseitigen Polemik, in die er wegen seines Athanasius gezogen worden, aus bewährter Quelle vernehmen konnte, schien mir in manchfachen Bezügen für ihn charakteristisch.

Nach meinem Gewährsmanne hatte sich nämlich Görres von den unzähligen gegen ihn erschienenen Schriften bloß einige und diese auch wieder aus den verschiedensten innersten Anregungen zu Herzen genommen. Zu diesen wenigen waren vorzugsweise Leo's Schrift und Gutzkow's „rothe Mütze" ꝛc. zu zählen. Man sagte mir, Görres, der starke, sei durch die ihm in Leo's Schrift sichtbar gewordene geistige Umwandelung dieses Gelehrten wahrhaft erschüttert worden; er habe sich bisher besonders

viel darauf zu gut gethan, auf Leo große Stücke zu halten, für welche Gotteslästerung jedoch ihn der Herr durch dessen unwürdigen Knecht selbst gezüchtigt habe. Gutzkow anlangend, so nöthigte ihn dessen pikante Schreibart und die treffliche Zergliederung seiner, der Görres'schen, bisherigen Geistestendenzen, sowie die überraschende Hervorhebung der verschiedenen Perioden, innerhalb deren die heterogenen Spitzen des Görres'schen Wesens schroff emporstarren, diesem Schriftsteller ein Zugeständniß zu machen, zu dem er sich wohl sonst unter keiner Bedingung verstanden haben würde. Possirlich aber muß die Contraktion der Görres'schen Stimmung gewesen sein, in welcher er von Gutzkow's Schrift behauptete: „sie sei eine recht ordinäre Pelzmütze."

Von allen denen, welche das Görres'sche Charakter- und Geisteswesen im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Prüfung des Athanasius schilderten, hat Gutzkow unstreitig den Nagel am häufigsten auf den Kopf getroffen. Gutzkow schnitt den ganzen Görres mit solch' unbarmherziger Schärfe entzwei, daß uns Glied für Glied desselben anschaulich wurde. Gleichwohl halt' ich dafür, daß er Görres' gewaltige Natur und die Chancen, die dieselbe noch in der

Zukunft läuft, nicht nach dem gebührenden Maßstabe gemessen habe. Gutzkow sahe in Görres einen Gaukler, wo dessen Wesen uns gerade am machtvollsten, entschiedensten und großartigsten entgegentritt. Görres steht in unserer Zeit einzig und einsam da. Wenn ich ihn den deutschen Lamenais nenne, so geschieht dies nicht um etwas Neues zu sagen, sondern um einen Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus, nach meinem Dafürhalten, die Görres'sche Natur, Geistes- und Charakterrichtung allein gehörig erfaßt und gewürdigt werden kann. An Görres kann der gewöhnliche Maaßstab der Menschenbeurtheilung nicht gelegt werden. Das ist eine seltsame, fast fabelhafte, schroffe Größe, die ihre Arme in den Geschichtsgeist des Mittelalters streckt, und deren eigentlicher Kern unserm Auge verloren geht, wenn wir sie blos mit den Blicken der neuzeitlichen Stimmungen betrachten. Tönt nicht noch bisweilen an das Ohr des Einen oder Andern unter Euch ein seltsam Geläute, das wie geheime Auferstehungsmusik der Geister der deutschen Vergangenheit erklingt? In solchen Momenten möchtet Ihr in der Stimmung sein, die innersten Schläge der Görres'schen Lebensgeister zu erlauschen.

Wenn es wahr ist, daß die Reformation sich im Leben der Völker kaum in ihren ersten vernünftigen Anfängen ausgesprochen, daß uns sonach bis diesen Augenblick ihre wichtigsten Folgerungen vorenthalten sind; so wird auch nicht bestritten werden können, daß die Hierarchie, als der Reformation scharf geprägter Gegensatz, in dem Maße altern und ihrem Grabe zueilen wird, in welchem die Entwickelungen der Reformation fortschreiten werden. Aber in der sanguinischen Stimmung neuzeitlicher Excentricität anzunehmen, die Hierarchie liege schon in ihren letzten Krämpfen, und der Protestantismus habe den Sarg des Papismus schon fast zu Ende gezimmert, ist lächerlich.

Vielmehr jubeln im Stillen die Geister der letztern ob der Hoffnungen, die ihnen aus den Venen des in sich selbst zerfallenden, in eine Anzahl von Secten sich spaltenden Protestantismus zugeführt werden, dessen edelste Wurzeln mehr und mehr vom Gifte religiöser Repression und Indifferenz zerfressen werden, je weiter die Arme greifen, welche die politische und religiöse Obscuration neuerdings über den Erdball ausstreckt.

In einer solchen Zeit ist der Charakter eines Görres ein Ereigniß, dessen wahre Intensität erst

begriffen werden wird, wenn der Moment der Katastrophen gekommen, in welchem unsere innerste Natur zur That und Erscheinung hinaustritt.

Aus der protestantischen, schroffen Raupe des politischen Jacobinismus hatte sich Görres in den Nachtfalter eines revolutionären Katholizismus entwickelt, aus welchem er als die fertige Doppelerscheinung des christlichen Mystikers und hierarchischen Mystagogen hervorging.

Als Waffe seines Geistes steht ihm zur Seite die Sprache des Evangeliums, die er sich angeeignet wie noch kein Anderer vor ihm, sie schwingend gegen die Seele desselben Geistes, dessen Form er sich zu diesem Kampfe bedient.

Zu der Zeit, als Görres schwanger ging mit seinem: „Deutschland und die Revolution", spazirte er in seinem Garten zu Koblenz vierzehn Sommermorgen mit verschränkten Armen auf und nieder, und schrieb sodann in der kurzen Dauer weniger Wochen das ominöse Buch. Der Vulkan der in ihm brannte, kam in solcher Weise in Einem Gusse zur Gestaltung.

Ob die Görres'sche Natur schon ihre letzte Wandelung durchschritten habe? Wir glauben es nicht! Wer solch' großartige Metamorphosen sei-

nes Innern in solcher gewaltvollen Weise durchgelebt, wie Görres, der muß alle Elemente der alten und neuen christlichen Weltanschauung in sich tragen, in dem müssen alle Stoffe glühen, aus welchen der Formenguß der christlichen Freiheitszukunft hervorzugehen hat. Deßhalb bedünkt uns, daß Görres noch einmal mehre Wochen hindurch aus seinem Gartenhause in München in den englischen Park spazieren werde, mit dem Brausen der Isar den wilden Sturm seines Innern vermischend, aus welchem sich erheben kann frank und frei ein Aar, der, nachdem er so lange im trüben Dunkel der Selbstbeknechtung gelegen, sich der neu errungenen Freiheit zu einem desto kräftigeren Fluge in die Höhen des blauen Alls bedienen wird!

III.

Ich hab' ihn wieder gesehen den Mann mit dem starren stieren Auge, dem gespenstigen Blick und dem blassen unbeugsamen Kopfe, dessen Kälte mit der eines Brutuskopfes im Aeußern so Vieles gemein hat. In welche seltsame, fast abenteuer-

liche Stellung zum geiſtigen Leben in Deutſchland und deſſen neueſten Entwickelungen hat ſich nicht Schelling hineinphiloſophirt! Als ein Stern erſter Größe aufgegangen am philoſophiſchen Himmel der deutſchen Neuzeit, der mit ſeinem hellen Glanze eine Zeitlang alle Genoſſen am Firmamente überſtrahlte, und aus deſſen Schöpfungsſonne ein Hegel und ein Oken viele Keime der von ihnen ſpäter gebornen Früchte zogen, iſt die Glorie, die noch jetzt ſein Haupt umgibt, eine blos traditionelle, welcher die Gegenwart nicht eine einzige neue Chance zuführt.

Es kann wohl ausgeſprochen werden, daß kein deutſcher Philoſoph mit den großartigen Anlagen Schelling's gleichwohl ſich ſo geringer direkter Einwirkungen auf die Geſtaltung eines öffentlichen und wiſſenſchaftlichen Zeitgeiſtes erfreut hat, als Schelling. Ja, die gewaltigen Schöpfungen der willkührlich dichtenden Spekulation der Schelling'ſchen Naturphiloſophie wären vielleicht ſelbſt theilweiſe dem Bewußtſeyn der Wiſſenſchaft verloren gegangen, wenn nicht der aller eigenen lebendig-produktiven Kraft entbehrende Hegel jene Schöpfungen in die abſtrakten Formen des Syſtems gegoſſen, und was dort friſch aus dem lebendigen

Quell der Phantaſie hervorquoll, aus der abgemeſſenen Bewegung des dialektiſchen Denkens herausgeſponnen hätte.

Die Schelling'ſche Identität des Idealen und Realen hat Hegel'n auch das Prinzip der Identität des Denkens und Seyns, des Vernünftigen und Wirklichen, gegeben.

Bei Schelling aber ſchwebte dieſe Identität gleichſam als höchſte Idee über der ganzen Weltanſicht, die in jedem Moment derſelben unmittelbar in intellektualer Anſchauung angewendet wurde; ſo daß es Hegel'n vorbehalten war, jene Identität durch die ganze Weltanſicht in jedem einzelnen Denkakt durchzuführen.

Schelling bleibt ſonach immerhin der urſprüngliche Schöpfer der geſammten philoſophiſchen Richtung die, wie in der hier angedeuteten Richtung bei Hegel'n und in dem ſich vorzugsweiſe Naturphiloſophie nennenden Philoſopheme Oken's, auf dem Grund der Identität des Idealen mit dem Realen, der Materie mit dem Geiſte, ſpekulirt.

Schelling könnte auch vornemlich der intuitivſte Philoſoph genannt werden, denn wohl verband ſich ſelten mit ſolcher Schärfe des dialektiſchen Gedan-

kens dieſe Tiefe der geiſtig-unmittelbaren Anſchauung wie bei Schelling.

Ja, es hat ihn die letztere zu einem größern Dichter geſtempelt, als ihn die erſtere zum eigentlichen Philoſophen gemacht hat.

An Schelling mag am deutlichſten geprüft werden, wann und in welchen Akten der Seelenthätigkeit die dichteriſche Anſchauung über dem philoſophiſchen Erkennen ſtehe, d. h. wann das Weib, als die anſchauende Vernunft, den Mann, als erkennenden Verſtand, an wahrem Erkennen und Wiſſen überrage.

Aus ſolchem Grunde läßt ſich leicht erklären, warum das Schelling'ſche Philoſophiren weniger zum Inhalte abſtrakter Wiſſenſchaftlichkeit werden konnte, als die klar gedachten, in ſcharfe Formen gegoſſenen Syſteme anderer Philoſophen.

Ueber das Schelling'ſche Syſtem, wie es ſeit zwanzig Jahren ſich entwickelt und geſtaltet hat, ſind auf dem Wege literariſcher Mittheilung manchfache Andeutungen gemacht worden, die ſich aber nie zu einem beſtimmten Charakter zu erweitern vermochten, eben weil ſie bloß als Andeutungen ſich geltend machen konnten.

Theils rührten ſie unmittelbar von ehemaligen

Zuhörern Schelling's her, theils wurden sie sogar von journalistischen Strohköpfen auf Hörensagen gemacht, so daß gar häufig der schauderhafteste Unsinn, nicht selten aber eine impertinente Lächerlichkeit zum Vorschein kam.

Schelling selbst wurde durch solche seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit gewordene Heimsuchung stets auf's Neue gemahnt, sein philosophisches Besitzthum in die Gestalt der Wissenschaft scharf und bündig auszugießen, damit es fortan weder dem bösen Willen noch der Dummheit gelinge, die ganze Innerlichkeit seines Philosophirens entweder zu verdächtigen oder zu entstellen.

Allein Schelling mußte natürlich die Schwierigkeit, seiner Schöpfung die gehörigen Umrisse der äußern Gestaltung einzufügen, um so leichter selbst erkennen, als es überhaupt schwer und fast unmöglich ist, ein Philosophem das in freiester, ungebundenster Inhaltsfülle sich ungezwungen und doch unwillkührlich durch das All der geistigen Anschauung ergießt, in die Form des abstrakten Erkennens einzugrenzen.

Darum geschah es, daß Schelling, nachdem er häufig schon im Gusse der wissenschaftlichen Form begriffen war, ja dieselbe schon einmal bis zur

Hälfte vollendet hatte — daß er bei Prüfung deſſen, was er unter ſeinen Händen ſchon geſtaltet ſah, zu ſeinem großen Schreck erkannte, wie wenig identiſch daſſelbe mit dem Bilde in ſeinem Innern ſey, und wie ſo unvollkommen die Form, in welcher ſeine Idee ſich zu verkörpern begonnen hatte.

Kein Wunder, wenn durch ſolches Schickſal der Meiſter ſich veranlaßt fühlte, den Guß ſtets wieder einzuſtellen und einer beſſern Zeit zu warten, in welcher ihm auch das materielle Werk der Schöpfung leichter gelingen werde.

So kam es, daß uns über Schelling'ſche Philoſophie nach ihrer letzten und eigentlichſten Durchbildung von ihrem Urheber ſelbſt keine unmittelbare und authentiſche Kunde bis jetzt geworden iſt.

Wer deßhalb Schelling'ſches Philoſophiren nach deſſen neueſten Entwickelungsphaſen kennen lernen wollte, war ſtets gehalten, die unmittelbare Lehre des Meiſters ſelbſt aufzuſuchen.

Doch um von ihm wahrhaften Nutzen zu ziehen, thut es noth, mit dem Weſen deutſcher Philoſophie näher als bloß im Allgemeinen vertraut zu ſein. Schelling wird von Keinem, der nicht eine gründlichere wiſſenſchaftliche Bildung mit ſich bringt, verſtanden werden. Schelling's Lehre iſt

nicht für Neulinge auf dem Felde der Wissenschaft, sondern für bereits reifere selbstständige Köpfe. Wer das Höchste zu erfassen im Stande sein will, dessen Blick muß auch schon im Anschaun aller Formen dieses Höchsten geübt und gebildet sein.

In frühern Jahren war es gewöhnlich, daß alle sich vorzugsweise der philosophischen Wissenschaft widmenden jüngern Männer, zumal wenn sie sich selbst für den academischen Lehrerberuf heranbildeten, sich um Schelling's willen noch auf ein Jahr nach München begaben, um hier aus dem Borne der Identitätsphilosophie so viel unmittelbar zu schöpfen, als ihnen zur Kenntnißnahme der Schelling'schen Lehre nöthig schien.

Von einer Durchdringung derselben konnte natürlich nur in wenigen Fällen die Rede sein, da mehr als zwei Semester dazu gehören, um die Collegien Schelling's, aus welchen die Radien seiner Philosophie zuletzt in einem gemeinsamen Mittelpunkte zusammentreffen, anzuhören und in sich aufzunehmen. Ja, selbst der persönliche Umgang des großen Philosophen war zu solchem Zwecke unerläßlich.

Zwar pflegt Schelling in denjenigen seiner Vorlesungen, wo sein eigenes System sich am

prägnantesten ausspricht, nämlich in seiner Geschichte der Philosophie von Cartesius bis auf unsere Zeit, die Zuhörer aufzufordern, alles in seinen Vorträgen ihnen Unverständliche sich zu notiren, auch ihre Einwürfe gegen seine wissenschaftlichen Darstellungen und Beweisführungen aufzuzeichnen, um in solcher Weise ihm Gelegenheit zu geben, seine eigenen Sätze ausführlicher zu begründen, und respektive die erhobenen Einwendungen zu widerlegen.

Allein dies bleibt mehr oder minder immer noch blos ein mittelbarer Austausch zwischen dem Lehrer und den Zuhörern, dem das freiere Walten der gegenseitigen Vorstellungen, Begriffe und Folgerungen, wie es sich nur im mündlichen Disputiren geltend machen kann, abgeht. Wird folglich ohne innigere persönliche Beziehungen zu Schelling das Verständniß seiner Lehre ziemlich erschwert, so ergibt sich auch die nothwendige Consequenz, daß selbst unter Denen, welche Schelling persönlich hörten, von dessen Philosophie sich immer nur die geringere Zahl wahrhaft durchdrungen hat.

Seit einem halben Jahrzehend aber, in welcher Zeit die Hegel'sche Lehre mächtiger als je ihre

Springfedern vorzüglich über nord-deutſche Bildung ausſpannte, hatte der auſſer-baieriſche Wiſſenſchaftsdrang ſich mehr und mehr von Schelling zurückgezogen, ſo daß der große Meiſter nun einſam zwiſchen unbildſamen Elementen ſteht, die ihn weniger aus eigenem Antrieb als aus akademiſcher Verpflichtung umgeben. Denn es iſt leider wahr, daß Schelling ſeit einiger Zeit von der hellen Höhe der republikaniſch-wiſſenſchaftlichen Unabhängigkeit, auf der er einſt ein Prieſter und Prophet der unnahbaren geiſtigen Freiheit geſtanden, in die Corruption innerer myſtiſcher Stimmungen und äußerer Einflüſſe geſunken iſt, innerhalb deren ſich an den ſonſt blanken Stahl ſeiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen der Roſt einer Dienſtbarkeit geſetzt hat, die ſich darin gefällt, die göttliche Unmittelbarkeit der Wiſſenſchaft in die Livree des baieriſchen Staatspädagogismus einzuſpannen.

Ich ſelbſt erinnere mich aus alten Tagen noch gar wohl, wie Schelling keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ſeinen glänzendſten Redeſätzen gewiſſe ſtaatspolizeiliche Ermahnungen beizumiſchen, welche direkt wider den Geiſt der Richtungen gekehrt waren, die ſich aus den durch die Julirevolution energiſch influenzirten Ideen der Neuzeit entwickelten.

Daß die hohe Gunſt, in welcher Schelling bei dem Könige von Baiern ſteht, ein bezeichnendes Zeugniß für die Biegſamkeit eines Charakters ſey, welcher früher ſolch' ſchroffe Selbſtſtändigkeit und Fichte'ſche Energie der Geſinnung manifeſtirte, mag von Niemandem beſtritten werden, der etwas näher vertraut mit den hier einſchlagenden Verhältniſſen iſt.

Jedoch abgeſehen von ſolcher bedauerlichen Ausartung einer philoſophiſchen Wiſſenſchaftskraft, alſo die letztere betrachtend, wenn ſie von allen polizeilichen Beimiſchungen gereinigt iſt, ſo werden wir nicht unterlaſſen, dem von Schelling gegründeten geiſtigen Bau, wie er nach ſeinen äußern Umriſſen und ſeiner innern Struktur der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit mehr oder weniger bekannt geworden, unſere verwunderungsvolle Anerkennung darzubringen. Ja, dies ſelbſt für den Fall, als Schelling nur als urſprünglicher Schöpfer eines Prinzips, welches ſpäter durch Hegel'n zur Seele eines herrſchenden Syſtems gemacht worden, in Anbetracht kommen ſollte.

Die Gründe, weßhalb Schelling's wiſſenſchaftliches Wirken ſich nur innerhalb einer engern Peri-

pherie der gelehrten Welt zur Gestaltung brachte, und folglich sein Philosophiren sich keines größern objektiven Einflusses auf deutsche Bildung und Wissenschaftlichkeit erfreut, haben wir im Verlaufe dieser Schilderung dargethan.

Ob jedoch deßhalb ein sich von selbst motivirender Vorwurf auf die Innerlichkeit des Schelling'schen Systems zurückfalle, lassen wir hier dahingestellt; gewiß ist, daß Schelling in diesem Augenblick auf den neuen Gebieten des deutschen Lebens nicht so einsam und verlassen stände, wenn er irgend durchgreifend-wissenschaftliche oder bürgerlich hervorstehende Anknüpfungen an dasselbe gefunden hätte.

Von einer wissenschaftlichen oder bürgerlichen Verkennung Schelling's aber, wie verschiedene enthusiastische Anhänger des Mannes die deutsche Bildung beschuldigten, kann nicht die Rede seyn.

Schiefe Beurtheilungen des Schelling'schen Philosophirens blieben zwar lange an der Tagesordnung, doch waren dieselben bei den von uns angezeigten Ursachen unvermeidlich; die bürgerlichen Standpunkte Schelling's hingegen, die grade des Mannes wissenschaftliche Verzüge nicht ins hellste Licht setzen, sind so offenbar, daß nur die

Blindheit sich einer Verkennung derselben schuldig machen kann.

Zu wie fern Schelling zufolge seiner Privatansichten (die allerdings aus dem Gehalte des innern Menschen herausgebildet werden) sich in neuerer Zeit mit dem politischen Obscurantismus liirte, wird erst mit Gewißheit erkannt werden können, wenn aus solcher Gemeinschaft irgend erkennbare Thatsachen hervorgegangen sind; bis jetzt verhielt sich Schelling unter jener Fahne mehr negativ als positiv.

Jedenfalls ist es eine verstimmende Wahrnehmung, daß ein Mann, der unstreitig auf der Höhe deutscher Wissenschaft steht, sich durch Hingebung an Interessen, die sich den Fortschritten des deutschen Lebens direkt entgegenstemmen, zu dem letztern sich in eine Stellung gesetzt hat, in Hinsicht deren man nur zu gerne geneigt ist, ihn als Bürger und Gelehrten zu misachten.

In dem Schelling'schen philosophischen Prinzipe, wie es von Hegel'n erfaßt, verarbeitet und ins Leben geführt worden, prägt sich entschieden und scharf die Idee der geistigen Freiheit aus, weßhalb auch die Hegel'sche Lehre, in so weit sie von ihrem scholasti-

schen Beiwerk gereinigt ist, bald viele der bessern Geister der Nation entflammte.

Hegel's Name ward in Norddeutschland der Wahlspruch einer neuen Philosophie, vermöge deren sich ihre Anhänger nicht blos von der Materie des Alls, sondern auch von dem in dieser sich offenbarenden Geiste emancipirten, indem ein Jeder das eigene Ich als Miniatur-Abdruck der Weltschöpfung setzte.

In solchem Ergebnisse der Hegel'schen Lehre sahen Manche eine Selbstvergötterung der Menschheit hereinbrechen, die allerdings eine Vielgötterei in so ferne zur Folge hatte, als ein jedes Hegel'sches Individuum sich zu einer Größe (Allheit, Gottheit) an sich potenzirte, und in solcher Weise aus der Totalität des Alls als eine dieselbe im Kleinen copirende Schöpfung heraustrat.

Dieser Losschälungs-Prozeß hätte in seinen vernünftigen Folgerungen nothwendig zu scharf und charakteristisch ausgeprägten Individual-Schöpfungen führen müssen, durch welche der Körper-Geist des Alls würdig repräsentirt ward. Hierin sprach sich dann auch die höchst-mögliche Freiheit des Individuums in dem gleichzeitigen Beisammenseyn seiner physisch-geistigen Erscheinung aus. In der

That eine großartige Folgerung, die auf geradem Wege dem Despotismus einer Kraft, die auch die Kräfte aller Andern in sich vereinigen will, den Stab brechen muß.

So wie aber Hegel zu den einzelnen Abstraktionen des von ihm auf Schelling'scher Grundlage gestalteten Princips gelangte, so ging jene Freiheit, die wir eben noch so sehr zu rühmen Gelegenheit genommen, in schnöden Illusionen auf. Hegel abstrahirte jetzt den Vordersätzen seines Systems eine Philosophie des Staats, für die er in Preußen die günstigsten Stoffe vorfand.

Er stellte den Grundsatz auf, daß die höchste Spitze und Alles durchdringende Einheit des Staats in der fürstlichen Regierungsgewalt enthalten sey.

Solche Lehre fand natürlicherweise die Sympathien der Officialität, und die Doctrine machte sich ein Geschäft daraus, jenes Hegel'sche Abstractum sofort in ein besonderes System, und zwar in ein preußisches Landessystem, zu verarbeiten. Die der guten alten Zeit ergebenen Staatsrechtslehrer erkannten in diesem philosophischen Ausspruche den Keim ihrer Wiederbelebung, und sahen verachtend auf die in manchen Staaten wirksame Trennung der Gewalten, in welchen das sich innerhalb der

Staatssouveränetät freibewegende Volk im Hegel'schen Sinne ein verworrener Gedanke, eine wüste Vorstellung wurde.

In solcher Art schlugen die Freiheitskeime des Hegel'schen Systems in einen concreten Absolutismus aus, der einem Einzigen über Alle eingeräumt ward.

Wir wollen gegenwärtigen Ortes diese Wahrheit nicht ausführlicher erörtern, und nehmen für unsere kleine Abschweifung überhaupt die Nachsicht des Lesers in Anspruch.

Im Ganzen aber schien es uns nicht ungeeignet, bei einer Besprechung des etwaigen öffentlichen Einflusses Schelling'scher Philosophie einen Blick auf die Hegel'schen Entwickelungen zu thun, weil auf diese schon so oft als auf Antithesen Schelling'schen Denkens hingewiesen wurde.

Wenden wir Letzteres auf die öffentlichen Zustände der Staaten und der Völker an, so liegen in dessen eigentlichstem Wesen mehr Bürgschaften für Erweiterung der Freiheits-Intensität des Staatszwecks, als in den Abstractionen Hegel's, welche von dessen Anhängern zwar als „heilige Vernunft-Ideen" ausgegeben werden, die aber

in Wahrheit weit weniger von einem Dämon der Freiheit als vom bösen Geiste der Knechtschaft beseſſen ſind.

IV.

Das geſellſchaftliche Leben in München iſt um deßwillen ſehr mangelhaft, weil es eben eines Charakters ſozialer Concentricität, weil es jeder Spur eines Beiſammenſeyns im höhern Sinne der Geſellſchaftlichkeit entbehrt. Das eigentliche Salonleben, wie es in den Städten Norddeutſchland's und ſelbſt hie und da im Südweſten unſers Vaterlandes blüht, kennt man in München nicht.

In München iſt kein Adelicher, kein hoher Staatsbeamter, kein Gelehrter oder Künſtler, von dem man in der reinern Bedeutung des Wortes ſagen könnte: „Er macht ein Haus.“

Daher auch nirgend ein Sammelplatz, wo die verſchiedenartigen Beſtrebungen und Richtungen ſich auszutauſchen, wo ſie unter der höhern Idee der Geſellſchaft ſich zum wenigſten für einige Stunden auszugleichen vermöchten.

Freilich hat der kirchliche und weltliche Obſcurantismus ſeine Logen, der Pietismus ſeine Conventikel, die Künſtler haben ihre Kneipen und ſtrebensverwandte Gelehrte wohl auch hie und da unter ſich Zuſammenkünfte: aber ja eben aus ſolcher Zerſtückung geht die Zerſchlagenheit des münchener Lebens hervor. Es fehlt überall am höhern ſozialen Gedanken, dem die Heterogenität der Bezüge, Stimmungen und Richtungen ſich unterordnen ließe.

Daher iſt es dem Fremden ſo ſchwer, in die familiäre Innerlichkeit der münchener Exiſtenzen und Lebensbegriffe einzudringen. Im Winter wird er der Familie auf Maskeraden und auf Bällen, im Sommer beim Kaffee oder Bierkruge an einem öffentlichen Orte präſentirt, und hier denn auch müſſen die loſen Beziehungen ſich weiter ſpinnen und enger knüpfen.

Wünſcht man die Bekanntſchaft eines Gelehrten oder eines Künſtlers, ſo iſt man zu einer gewiſſen Stunde genöthigt, die Studierſtuben und Ateliers aufzuſuchen. Kennt man freilich ſchon den Einen oder Andern, ſo wird man an öffentliche Orte geführt, wo die Freunde ſich hin und wieder verſammeln, und hier werden dann in de-

quemſter Weiſe die Bekanntſchaften ausgedehnt. Doch ſolche improviſirte Aſſembleen entbehren des tiefern ſozialen Begriffs und wie ſubtil man miteinander umgehen mag: man kann des Beigeſchmacks von Biergeruch nicht ledig werden. Ich geſtehe nicht deſto minder, daß ich in ſolcher Art mit den beſten Geiſtern Münchens viel glückliche Stunden verlebt; allein das Glück baſirte auf dem Wechſel, in der Unterbrechung der gewöhnlichen Verhältniſſe; auf die Dauer würd' ich von ſolcher Lebensweiſe auf's Schrecklichſte ermüdet worden ſeyn.

Unter den Gelehrten iſt es ein einziger Mann, der eine rühmenswerthe Ausnahme der herrſchenden Geſellſchaftsweiſe in München begründet: Friedrich Thierſch. Zu meiner Zeit verſammelte man ſich jeden Donnerſtag zum Thee bei ihm und verlebte dann wirklich eine Art norddeutſchen Salonabendes. Junge und ältere Männer aller Nationalitäten und Wiſſenſchaften trafen ſich hier zu fröhlichem Vereine.

Dieſe Abendzirkel ſollen jedoch, zufolge der veränderten Beziehungen Thierſch's zu mehren hochſtehenden Perſonen und ſeit das griechiſche Element

ſich etwas verlaufen hat, von ihrem frühern Gehalte manches verloren haben.

Da ich weder eine Obſcurantenloge noch einen Pietiſtenklubb beſuchen konnte, ſo iſt mir des Intereſſanten und Bemerkenswerthen zweifelsohne viel entgangen; inzwiſchen iſt ſolcher Verluſt leicht zu verſchmerzen, da uns die Reſultate des an jenen Orten ſtattfindenden Treibens durch die unverhüllten Werke der Dunkelmänner immer zeitig genug zur Kenntniß kommen.

Mit einem der berühmteſten Heroen der münchener Gelehrtenwelt, mit Franz Baader, der durch ſein eigenthümliches Auftreten in der Cölner Sache die allgemeine Aufmerkſamkeit neuerdings auf ſich lenkte, ward ich auf offener Straße bekannt.

In der Frühe eines Sonntags nemlich im Begriffe, mit einigen befreundeten Gelehrten und Künſtlern das Innere der ihrer Vollendung nahe ſchreitenden herrlichen Ludwigskirche zu beſehen, machte mich einer meiner Begleiter auf einen wenige Schritte vor uns hergehenden in ein burſchikoſes Sommerhabit gekleideten bejahrten Mann aufmerkſam, der, zufällig einmal zurückſehend, in

mehren meiner Freunde eigene gute Bekannte erblickte.

Es ward freundlichst gegrüßt, und als wir beieinander angekommen waren, hatt' ich das Vergnügen, nach gegenseitiger Präsentation den Namen keines andern Mannes als Franz Baader's zu vernehmen. Nun erinnerte ich mich wohl, diesen Mann in frühern Zeiten bisweilen gesehen zu haben und nachdem er jetzt als die materiale Erscheinung jenes berühmten Mystikers vor mir stand, konnt' ich mich eines überraschenden Eindrucks nicht erwehren.

Das leibhaftige Conterfei eines routinirten Jesuiten, ließ mich Franz Baader längere Zeit im Zweifel, ob ich mehr den Ausdruck seines braunen faustischen Auges unter den dunkeln lauernden Brauen, oder sein blasses steinernes und doch so belebtes Angesicht, oder die offenbare Koketterie der studentischen Bedeckung seines siebenzigjährigen Leichnams, bewundern solle.

Ich grüßte ihn von einem bekannten frankfurter Herold der „Humanität" und Bekrittler des Papstthums, der mir für den Fall meines Zusammentreffens mit Baader'n in der That Grüße an diesen aufgetragen; und kaum hatt' ich Baader'n den Gruß-Mandanten genannt, als er sofort sich mit

ten in ein Element verſetzt ſah, das ihn in dieſen Tagen am heftigſten bewegte. Demzufolge ſchwammen wir, um mich eines bezeichnenden Bildes zu bedienen, bald in einem vollen Diskuſſionsfluſſe über die Cölner Angelegenheit.

Baader ſchien ſich zu wundern, daß ich in dieſem Prozeſſe meine Ueberzeugungen noch nicht ausführlicher zu literariſchem Protokoll gegeben; augenſcheinlich that er dies zur Provocation meiner Anſichten und Richtungen. Er meinte, der proteſtantiſche Standpunkt könne jetzt keine der Kräfte entrathen, die irgend zu ſeinen Gunſten eine Schwere in die Waagſchale des neu auflodernden Kampfes zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht zu legen vermöchten; und er ließ mich hierbei unter allen Nuancirungen einer jeſuitiſchen Verſchlagenheit, die mir äuſſerlich eben ſo unnachahmlich zu ſeyn ſcheint, als ich ihrer niemals vergeſſen werde, verſtehen, wie er keinen Anſtand nehme, ſich ſelbſt in dieſer Sache als eine Potenz zu fühlen, die jedenfalls gekräftigt ſey, zur Erledigung derſelben entſcheidende Momente zu liefern.

Ein ſolches Bewußtſeyn gleichſam als die Grundlage ſeines Diskuſſionsſtandpunktes hinwerfend, ging er ſofort in raſcher Ideenverknüpfung zu der

Behauptung über, daß die große Differenzfrage in keiner andern Weise befriedigend für Preußen und den Protestantismus gelöst werden könne, als durch jenes mehr weltliche als kanonische Schisma, zufolge dessen der deutsche Katholizismus aus der römischen Knechtschaft direkten Wegs sich frei mache.

Schon durch solche allgemeine Aeußerungen aus Baaderschem Munde frappirt, stieg mein Erstaunen zur höchsten Höhe, als Herr Baader gradezu sich selbst als denjenigen bezeichnete, der es unternehmen werde, jenes Schisma zu vermitteln und herbeizuführen.

Ueberraschender hätte kaum ein Meteor aus blauem Himmel auf mich gewirkt, als diese scheinbare Offenbarung rectifizirter Baader'scher Denk- und Sinnesweise.

Ich kannte den innern Lebensgang des alten Jesuiten zu gut, um in seinen Reden ein Mehreres als die Sucht, zu frappiren oder höchstens nach dieser oder jener Seite einen Köder auszuwerfen, wahrzunehmen.

Seine Betheuerung, daß er bereits den ersten Schritt zu jenem Zwecke in der berliner evangelischen Kirchenzeitung gethan, mußte meine

geheime Abweisung seiner Insinuationen um so mehr bekräftigen, als fürwahr ein speculativer Dogmatismus von der römisch-baader'schen Sorte in seiner Liaison mit dem jesuitisch-protestantischen Pietismus uns keinerlei Vertrauen auf ein redliches Wollen des Fortschritts und Aufhellung des religiösen Begriffs einzuflößen vermag.

Ich hütete mich jedoch wohl, irgendwie einen Zweifel gegen die Aufrichtigkeit seiner Eröffnungen auszudrücken, ich stellte im Gegentheil mich gläubig wie ein Lamm, doch dieß freilich weniger in der Absicht, Herrn Baader'n nicht durch meinen Glaubensmangel zu betrüben, als vielmehr durch solche gläubige Aufmerksamkeit seine absichtlichen Corrumpirungen je mehr und mehr hervorgehen zu machen.

Die Freunde, mit meinen Richtungen, Ueberzeugungen und Stimmungen bekannt, wollten vor Lachreiz fast ersticken, als Baader in seinem Redeeifer mich bei den Knöpfen meines Rockes ergriff, wie um in solcher Weise das tiefere Eindringen seiner Ideen in mein Inneres zu unterstützen.

Nach und nach forcirte sich seine sonore Stimme zu solcher übermächtigen Höhe, daß der scandalsüchtige Publicus rings um uns stehen blieb, in

der sichern Hoffnung, hier etwas „auf seine Mühle“ zu gewinnen.

Wir nahmen von dieser Thatsache Veranlassung, uns vom Max-Josephs-Platze hinweg in eine kleine Seitenstraße zu verlieren, um dort noch ungestörter fortplaudern zu können.

Erst als der alte Herr complet erschöpft war, erwidert' ich ihm mit einer rückhaltlosen Begründung meiner eigenen Ansichten, führte die protestantischen Gesichtspunkte, die bei der Frage zur nächsten Erörterung kamen, mit möglichster Klarheit aus und legte einen scharf accentuirten Nachdruck auf das etwas sturrile Lob, das ich Herrn Baader'n in so fern glaubte machen zu können, als ich Preußen's und des Protestantismus guter und gerechter Sache dazu gratulirte, eine ebenso unverhoffte als tüchtige Stütze an einem Manne, wie Herr Baader, gefunden zu haben.

Bei diesem Lobe machte Baader eine so eigenthümlich-unzufriedene Bewegung, als hätt' ihn der Papst einen Ketzer gescholten und sich insgeheim bekreuzend vor meinem heftigen Protestantismus und meiner nun offen zu Tage liegenden Anzüglichkeit, bei Gelegenheit deren er den Contrast seiner eben gemachten Confessionen mit seiner wissen-

ſchaftlichen Vergangenheit und ſeinem bisherigen akademiſchen und literariſchen Wirken ſich recht grell ſahe vor's Auge geführt.

Wir ſchieden unter ſeiner Betheuerung, daß ich mich aus ſeiner, demnächſt in einer eigenen Schrift erſcheinenden ausführlichen Beleuchtung der Streitfrage überzeugen würde, wie er durchaus die Anmaßungen Rom's bekämpfen und überhaupt dem Streite ſeine ſo vielfach verdrehten und verfälſchten Standpunkte vindiciren werde.

Wie es ſich denken läßt, ſo ſprachen wir (meine Freunde und ich) an dieſem Sonntags-Vormittage noch viel über das unerwartete Zuſammentreffen mit Baader'n und über den Gehalt des mit demſelben gepflogenen Geſprächs.

Was insbeſondere mein Nachdenken noch nachträglich rege machte, das war die von dem famoſen Myſtiker mit faſt ungeſtümer Keckheit gegebene Verſicherung, daß er mit dem römiſchen Hofe zerfallen und ſeine gegenwärtige akademiſche Wirkſamkeit alſo geartet ſey, daß ſein Collegium über ſpekulative Dogmatik von Seiten der Regierung „geſprengt" werden würde, „wenn man anders den innern Geiſt ſeiner Lehrvorträge an gewiſſen Orten wahrhaft begriffe."

Als Ergebniß einer tiefer-gehenden Reflexion

über die Baader'sche Wesenheit als wissenschaftlichen Charakter im engern, und öffentlichen Charakter im weitern Sinne fand ich, dabei auf die Grundlage seines bisherigen Wirkens und auf die vertrauten Mittheilungen gut unterrichteter Freunde sowie auf meine unmittelbare Anschauung seiner Persönlichkeit bauend, daß das nächste und nicht unwichtigste Merkmal, ja der Kern seines Wesens eine heillos kokettirende Subjectivität sey, die eigentlich im Grunde ihres Herzens keine feste, in sich selbst klare, Idee trägt, aus welcher ein scharf markirtes Ringen nach einem sicher erkannten Ziel hervorginge. Insoferne demnach eine ernst geprägte Tendenz zur Begründung eines Charakters als wesentlichstes Bedürfniß gehört, wird Baader des Ruhms, ein wirklicher Charakter zu seyn, entrathen müssen.

Der Mann der Bestrebung, der, bei Verfolgung seines Zieles weder zur Linken noch zur Rechten abweichend, seinen Weg grade hinaus geht, wird vielleicht einseitiger Richtungen beschuldigt werden können, doch wofern seine Bestrebung der Ausfluß einer innerlichst durchgebildeten Nothwendigkeit ist, macht er, als wahrer, prägnant ausge-

ſprochener Charakter, zum wenigſten auf unſere Toleranz und Achtung Anſpruch.

Keinerlei Attribute eines wirklichen Charakters finden ſich bei Baader'n vor. Denn nicht nur findet ſich nicht bei ihm jene innere Nothwendigkeit, die unſern Handlungen den Stempel conſequenter Zwecke aufdrückt, ſondern es gebricht ihm, was auch mit jenem Mangel in inniger Verbindung ſteht, die Aufrichtigkeit eines beſtimmten Wollens, ſowie, was ihn als Gelehrten anlangt, der ethiſche Ernſt des wiſſenſchaftlichen Gedankens, der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung. Dagegen wird Baader'n einen großen geiſtigen Fond ſtreitig zu machen Niemand im Stande ſeyn.

Als im Beginne dieſes Jahrhunderts die Naturphiloſophie Schelling's das herrſchende Moment deutſchen Philoſophirens wurde, amalgamirte Baader, deſſen wiſſenſchaftliche Richtung einer vorzugsweiſen Betrachtung der Natur ohnedies ſich zugewandt, den eignen philoſophiſchen Gedanken um ſo leichter dem dominirenden Syſtem.

Doch erfolgte ſolcher Anſchluß Baader's weniger aus einer innerſten Beſtimmung ſeines wiſſenſchaftlichen Subjekts, als vielmehr aus Veranlaſſung jener coquettirenden Subjektivität,

die immer glänzen und frappiren will, was aber damals nicht durch Widerſpruch, ſondern nur durch eine innige Befreundung mit dem durch die Kühnheit ſeiner Ideen überraſchenden Philoſophem erſtrebt zu werde vermochte.

Ein eifriges Studium Jakob Böhme's und anderer Myſtiker älterer und neuerer Zeit führte Baader'n, nachdem er den prinzipuellen Gedanken des neuen Syſtems ſich angeeignet, vornemlich derjenigen Seite deſſelben zu, wo das Hinabſteigen des dialektiſchen Begriffs in die Tiefen des unfreien Objektes anhebt, um deſſen Loswerdung aus den Banden todter Nothwendigkeit durch die Syntheſe der nach einer Vermählung mit ihrem objektiven Daſeyn ringenden abſoluten Idee zu vermitteln.

Anſtatt jedoch, wie ſpäter Schelling, die Brautnacht jener Inseinsbildung des Subjekt Objektes zu feiern, blieb Baader unten in der Tiefe ſtehen, ein gewandter Bergmeiſter die Lampe der Speculation nach den dunkeln Schachten richtend, um mit dem Stahl und Feuerſtein des noch unerkannten Naturgeiſtes, das Licht der wahren Erkenntniß aufzuſtecken.

So bildete ſich jene ſpekulative Myſtik, für

deren Erschaffung sich Baader eines großen wissenschaftlichen Verdienstes bewußt wurde, nach dessen allseitiger Ostentation er deste mehr sich mühte, je dringender ihm sein Ehrgeiz zum unerläßlichen Bedurfniß machte, etwas für sich ganz ausschließend Eigenes zu haben; das jetzt auch, nachdem es errungen war, durch seine Anknüpfungsfähigkeit an's römisch-christliche Dogma, den äussern Machinationen des Baader'schen Ehrgeizes und seiner coquettirenden Subjektivität bestens zu Hülfe kam.

Bei alledem aber hatte Baader weder absolute Zwecke, noch, anlangend seine Erfindung, ein durchgebildetes wissenschaftliches Bewußtseyn. Immerdar war seine Wirksamkeit eine mehr transitorische als in sich abgeschlossene stetige. Seine Wissenschaftlichkeit war darum den hierarchischen Interessen bisher so dienstbar, weil seine Subjektivität in solcher Stellung am meisten hervortrat und geschmeichelt wurde. Im entgegengesetzten Falle wurd' er Rom negiert haben, so wie er gegen Alles negirt und stets negiren wird, was im Stande ist, ihn in den Hintergrund zurückzudrängen.

Der Himmel mag es wissen, wodurch sich Baa-

der in neuerer Zeit, und namentlich bei Gelegenheit der kirchlichen Streitigkeiten, maskirt sahe. Genug, sein liebes Ich fühlte sich verletzt und nun negirte er, oder gab sich vielmehr den Schein der Negation wider Rom. Daher seine Redensarten gegen mich und meine Freunde. Er muß durchaus überraschen, Bewunderung oder gar jähes Erstaunen erregen können, wenn dem Grundzuge seiner ehrgeizigen Subjektivität Genüge werden soll.

Daher auch seine ausführliche Schrift, die er mir damals angekündigt. Sie soll, dem Haupttitel nach, handeln: „über die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholizismus von der römischen Diktatur in Bezug auf Religionswissenschaft.“ Es findet sich aber darin nichts als ein Stück christliches Dogmatisiren und ein Stück mystisches Philosophiren. Im Grunde sollte die Mystik, wenn sie *forschend* wird, vom Katholizismus abführen. Auch möchte sich hier in solchem Geiste die Baader'sche Mystik manifestiren; es scheint ihm damit wirklich Ernst, aber, wie gesagt, nur zum Schein, denn es ist Baader'n bei der ganzen Affaire um nichts zu thun, als um von sich sprechen, um neues Aufsehen zu machen,

worauf es mit dem marktſchreieriſchen Umſchlagstitel: „Ueber die Emanzipation des Katholizismus von der römiſchen Diktatur“ noch beſonders abgeſehen iſt. Jedermann ſucht in der Schrift mehr, viel mehr, als er findet und finden kann; und findet Manches, was er jedenfalls nicht geſucht.

Anſtatt auf den Revolutionär, den man anzutreffen gehofft, ſtößt man auf einen glatten, wortgeübten Sophiſten, der ſich gerne, um des Effektes willen, mit dem Mantel religiöſer Liberalität umhüllte, was ihm aber zu ſeinem großen Verdruſſe nie recht gelingen will, da ſtets aus jeder Falte ſeines Rockes der Jeſuit kauſtiſch hervorblinzelt.

Denn wie ſehr auch Baader's vielleicht gereizte Eitelkeit, die blos von ſich ſelbſt ausgeht und ſtets Alles auf ſich zurückbezieht, in jüngſter Zeit über Rom in der That eingenommen geweſen ſeyn mag: ſo vergeſſe man nur niemals, daß er doch allezeit von dieſer Seite am meiſten gefeiert worden war, daß die Hierarchie eine Stütze ſeines Ruhmes iſt, und daß vielfach eingegangene geheime Verpflichtungen, ſelbſt wenn ſein Regiren

innerlich ernsthaft würde, ihn nimmermehr der überbergischen Fahne entbänden.

Ich erlaubte mir schon einigemal, Baader'n gradeweg einen Jesuiten zu schelten, und so eben hab' ich ihn in einem Vertragsverhältnisse zu Rom hingestellt, welcher Ausspruch vielleicht denen, die weniger auf innere Gründe als auf äußere Thatbeweise geben, etwas keck erscheinen mag. Ich muß hierauf erwidern, daß, wenn freilich aus dem bisherigen offenbar innigen Annere Baader's zu Rom eine contraktliche Abhängigkeit nicht geradezu hervorgeht, da dieses Anschließen auch eine Thatsache der Ueberzeugung sein kann; hingegen hundert innere Beweisgründe für ein solches Verhältniß sprechen.

Daß es zur Rechtfertigung dieser Behauptung nöthig sey, diese letzte Indizienart auf ihren Ursprung zurückzuführen und evident zu entwickeln, sind wir zu glauben nicht geneigt. Inzwischen sprechen in der akademischen und literarischen Wirksamkeit Baader's jene innern Gründe verblümter oder offener sich überall aus. Träten sie zu deutlicherer Gestaltung hervor, so würden sie auch äusserlich greif- und beweisbar seyn, sie würden Fakta werden. Dann aber verlören Baa-

der's Beziehungen zu Rom ihren eigenthümlichen Reiz, das spannende Mysterium derselben bräche entzwei, was unstreitig Niemandem unangenehmer wäre als dem versteckensspielenden Herrn Baader selbst, der sich in nichts so sehr als im Mantel des vornehmthuenden Geheimnisses gefällt.

Mit großer Bestimmtheit jedenfalls, ohne Baader'n dadurch zu nahe zu treten, mag behauptet werden, daß er zum wenigsten ein vorübergehendes Werkzeug der Jesuiten war. Vielleicht spielt' er in dem Momente, als Rom seiner alten Verbündeten benöthigter war als je, das Manöuvre des Widerspruchs einzig zu dem Behufe, den zu Ende gehenden Vertrag unter den vortheilhaftesten Zugeständnissen an seinen Ehrgeiz, zu erneuern. Ich sage: vielleicht; denn wer wollte, wenn gleich die öffentliche Meinung sich dafür ausspricht. Herrn Baader'n solchen Handgriffs gradehin beschuldigen?

Herrn Baader's Ehrgeiz, ist spekulativ (im geistigen und materialen Begriffe) wie seine Wissenschaft. Er wird allezeit Jegliches negiren, dessen Bekämpfung überraschen und wohl gleichzeitig auch äussern Vortheil bringen kann; dagegen affirmirt er auch immerdar da, wo am sichersten

auf Seiten der Zuſtimmung Ehre und Vortheil iſt. Daher einmal eine diaboliſche Contradiktion gegen dieſe oder jene charakteriſtiſche Demonſtration des Zeitgeiſtes; und das anderemal ein faſt burſchikoſes intonirendes Cokettiren mit demſelben.

Er heult in dieſem Momente zu den Füßen des heiligen Petrus und im andern pfeift er ein lüderliches Liedlein zur orgyaſtiſchen Melodie der Zeitmuſik. Er betet in Jakob Böhme und commentirt den Paracelſus, indeß er gleichzeitig die Romane des George Sand und die pikanten Schlüpfrigkeiten unſrer neuern Schule verſchlingt. Er verabſcheut die Pietiſten, weil deren Inſipidität ſeinem kräftigen Geiſte widerſtrebt; und doch macht er ſich luſtig über die „Aufklärerei" des Zeitgeiſts.

Ich frage, unter welchen Begriff man dieſen Charakter rubriciren ſoll? Allein unſtreitig muß demjenigen, der inner ſolchen Gegenſätze Jahrzehende ſich bewegen kann, ohne die öffentliche Meinung zu ermüden oder lächerlich zu werden, der dadurch ſich vielmehr zu einer immer intereſſanteren Sphynx zuſammenrollt, eine bedeutſame geiſtige Innerlichkeit zuerkannt werden.

Immer weiß Baader, welche Stunde die Zeituhr

zeigt, er hört die Glocken des Geſchichtsgeiſtes ſchlagen, er fühlt das ringende Pulſiren der Gegenwart. Er hat alle Momente der Zeitentwickelung in jedweder geiſtigen Hinſicht in ſich aufgenommen und ſteht darum allezeit zu jedem Angriff auf den Zeitgeiſt und zu jeder Vertheidigung wider denſelben ſchlagfertig da.

Manche der Baader'ſchen Gedankenblitze ſind wahrhaft phänomenartig, ſie zünden und leuchten, aber ihr Licht iſt kein heller Strahl, ſondern das elektriſche Aufglühen der Atmoſphäre einer geiſtigen Mitternacht. Sein inneres Seyn, ſeine Beſtrebungen und Bezüge geben uns Auskunft, warum nicht der friſche Morgenton der neuen Tage, trotz ſeines Weſens mehrfacher Anknüpfungen an dieſe, ſeine Erſcheinung erhellen kann.

Ein ähnlicher Charakter, wenn auch in anderer Richtung, war ſein ſeliger Bruder Joſeph Baader, der berühmte Technolog und Mechanikus. Ich entſinne mich ſeiner aus frühern Jahren her, wo er, eine auf den erſten Anblick noch viel myſteriöſere Perſönlichkeit als Franz, in München's Straßen wie ein unaufgelöstes Logogryph einherging. Er ſpeiste jeden Mittag im Caffee Stimpfich an einem einzelnen Tiſchchen, wo ihn Niemand zu ſtören wa-

gen durfte, und ſprach, ob er gleich ſtets von einer Menge Menſchen umwogt war, doch mit keinem Sterblichen je eine Sylbe. Wenn er nicht in den Zeitungen blätterte, ſo beſchäftigten ihn die kauenden Muskeln, während deren Thätigkeit ſein ohnedies undeutliches, durch die ſeltſamſten und widerſprechendſten Züge zerriſſenes Geſicht wo möglich noch fabelhafter als gewöhnlich war.

Dieſer Mann hat den baieriſchen Staat mehr Geld gekoſtet, als vor Gott und den Menſchen recht iſt. Seine mechanikaliſchen und technologiſchen Projekte, die Zeugen eines durchdringenden Genie's, beſchäftigten ſich mit großartigen Spinnmaſchinen, Eiſenbahnen u. ſ. w., wie denn ſchon vor vielen Jahren eine kleine Eiſenbahn bei Nymphenburg nach ſeinen Ideen ausgeführt ward, an welche man beträchtliche Summen verſchwendete.

Joſeph Baader war ein feiner verſchlagener Kopf und in gewiſſen Stücken Jeſuit wie ſein Bruder Franz, ein Kopf, der alle Dinge nur auf ſein eignes Ich bezog und die Gutmüthigkeit ſeiner Nebenmenſchen, namentlich das Vertrauen ſeiner Regierung ſich in einträglichſter Weiſe zu nütze machte.

Seine tiefſinnigen Grübeleien thaten ſeinem praktiſchen, bürgerlich-ſpekulativen Geiſte nicht den

geringſten Eintrag, wofür hauptſächlich ſeine in's Finanzfach einſchlagenden Handgriffe zeugen.

Es iſt wunderbar, welchen Reichthum München und in gewiſſer Beziehung ganz Baiern an bedeutſamen, aber einer klaren Auffaſſung noch nicht zugänglichen, und darum faſt räthſelhaften, Charakteren hat. Selbſt Schelling und Görres ſind hier nicht auszunehmen. Man ſtößt auf die widerſprechendſten Bezüge, Beſtrebungen, Hoffnungen und Anſichten des Lebens. Nur weniges paßt zuſammen, vielmehr ſcheint Eines das Andere zu negiren, und doch verknüpft dieſe augenſcheinlich antithetiſchen Elemente eine in der Tiefe wurzelnde myſtiſch geartete Einheit.

Darum iſt München in mehrfachem Betrachte bedeutſamer und jedenfalls bei weitem poetiſcher als jegliche andre deutſche Hauptſtadt, an welche hervorſtechende Culturfragen der Gegenwart ſich anknüpfen. Die Tendenzen, Lebensanſchauungen, Stimmungen und Bezüge treten dort nicht in jener ſtechenden Klarheit hervor, ſie werden uns nicht auf dem Präſentirteller dargelegt wie in Berlin, wo Alles ſeinen entſprechenden Ausdruck hat, Alles auf der Oberfläche liegt wie der brandenburgiſche Sand,

Alles uns befähigt, unsre Sympathieen und Antipathien nach Belieben auszuwählen.

Ueber den tiefern geistigen Elementen München's hängt noch überall eine Art natürlicher Maske, sie ringen noch nach einem umfassenden Bewußtseyn ihrer selbst, sie sind zwischen den polarischen Einflüssen von Nord und Süd des Zeitgeists und der Zeitbildung noch im geheimnißvollen Prozesse des Werdens begriffen.

Ueber manchen ihrer Gedanken wächst Gras wie über unfruchtbarer Erde, noch öfter treibt ihre psychische Vegetation, wie wir leider sehen müssen, Disteln und giftiges Nesselnkraut, aber solche Erscheinungen sind noch keine fertige Gestalt, sie sind blos Symptome einer gährenden Entwickelung.

In den öffentlichen Verhältnissen derselbe Charakter des baierischen Culturstandes. Die Männer des ancien regime, die Notabilitäten aus der Montgelas'schen Periode, haben alle seit der gegenwärtigen Regierung sich zurückgezogen. Sie grollen insgeheim dieser widerspruchsvollen Unbestimmtheit der neuen Charaktere, dieser Corrumpirung des Zeitpols, dieser Improvisirtheit der Systeme, Richtungen und Grundsätze, dieser Leere und Wüstheit der innern Stimmungen, dieser geist-

loſen Auffaſſung eines jugendlich-friſchen und großer Beſtimmungen ſich bewußten Zeitgeiſtes, dieſer Protektion ſerviler Wohldienerei und eines bigotten Lügendienſts.

Inwiefern jene Männer oder vielmehr die Erben ihrer Geſinnung dem baieriſchen Staate eine freundlichere und hellere Zukunft garantiren, muß dieſe ſelbſt lehren.

V.

Bei der prüfenden Betrachtung der öffentlichen Zuſtände der Völker ſtellt ſich, um zu den richtigen Folgerungen über ihre ſtaatsbürgerliche und kulturhiſtoriſche Lage und Bedeutung in der Gegenwart zu gelangen, vor allem die Nothwendigkeit dar, die innern und äußern Einflüſſe und Schickſale in hellſtem Lichte nachzuweiſen, aus welchen ſich ihre gegenwärtige moraliſche und politiſche Weſenheit geſtaltet hat. Ohne ſolche kritiſche Durchdringung des bisherigen Geſchichtsgeiſtes eines Volkes in ſeinen allſeitigen Offenbarungen iſt es ſchwer in das Geheimniß

seiner innern Bestimmungen und äußern Thatsachen mit solcher Gewißheit einzudringen, daß uns eine befriedigende und dem Geiste ungetrübter Wahrheit entsprechende Erforschung desselben möglich sey.

Wenden wir diesen Satz auf die Volkszustände und Staatsverhältnisse in Baiern an, so wird es dem Kenner desselben leicht fallen, ihre Prämissen in dem verworrenen Geschichtslaufe aufzufinden, den dieses Volk seit mehr als einem Jahrhunderte genommen hat.

In seiner geistigen Entwickelung aufgehalten durch den stets für längere oder kürzere Perioden sich zur ausschließlichen Herrschaft erhobenen Einfluß der Hierarchie, haben die jeweiligen Zwischenräume, in welchen kräftige und aufgeklärte Regenten das Uebergewicht des Ultramontanismus brachen, wie Blitze gewirkt in einer gewitterschweren Nacht, deren glühendes Leuchten weniger ein Erhellen als ein Blenden war. Darum geschah es, daß jene einzelnen Wetterstrahlen nicht allein nicht allseitig befruchteten, sondern das durch den grellen Lichtschein erschreckte Auge vielmehr der Nacht gewohnter und befreundeter machte. Selbst die langjährige Regierung Max Josephs, die in

ihrem ersten Stadium eine Fülle Segens ausgoß, schien solchen Vorgang nur genommen zu haben, um das Baiernvolk durch das Concordat mit Rom einer deste schmählicheren Geistes-Knechtschaft anheimzufuhren.

Wir haben im Verlaufe unsrer Schilderungen auf manche Folgerungen aus der politisch- und kulturgeschichtlichen Vergangenheit Baiern's hingezeigt, die als Zustände der Gegenwart sich aussprechen. An diesem Orte sey uns noch vergönnt, einen scheinbaren Lichtpunkt in Betracht zu nehmen, der eine Art von Centrum vieler geistigen Bewegungen im gegenwärtigen Baiern und in jedem Falle einen argen Contrast zu den ihn umgebenden Nachtschatten bildet.

Ich trage hier nichts Anderes im Sinne, als die eminente Regsamkeit der bildenden Kunst in München und an andern Ortern Baiern's und deren vorzugsweise Begünstigung durch den König und seinen Hof.

Den Blick blos diesen Bestrebungen zugewandt, möcht' es im ersten Momente scheinen, München sey ein Heerd moderner Aufklärung und hier zunächst präge der junge deutsche Zeitgeist in der wesentlichsten Form sich aus.

Denn zu allen Zeiten verkündigte die Blüthe der Kunst eine Blüthe des geistigen Cultus in seiner Allheit, war sie der Ausdruck eines herrschenden Gedankens, der alle Fibern und Tendenzen der betreffenden Epoche im betreffenden Volke durchdrang. Die Ideen des Lebens, die einzelnen Reisige einer in sich gedankenrichtig gegliederten Weltanschauung, bildeten in jedem einzelnen Kunstwerke ein Bruchstück des Culturgeistes, der in solchen verschiedenen Manifestationsweisen nach und nach zur totalen Offenbarung kam.

Die Kunst der alten Griechen athmete den Gedanken einer sich aus sich selbst heraus dazu potenzirenden Ebenbürtigkeit des menschlichen Geistes mit den Bewohnern des Olymps, d. h. mit dem wahrhaft Göttlichen, deßhalb trägt ihre Bildnerei den Charakter des freiesten geistigen Inhalts in der schönsten Form der Freiheit. In der Zeit ihrer Blüthe eiferte die Freiheitsbestrebung der politischen Idee mit der Schönheitswollust ihrer poetischen Anschauungen, so die Männer des Staates in beseligender Sympathie mit seinen Dichtern und Künstlern verbindend, deren Eigenschaften sich in glücklicher Mischung in jedem Griechenherzen vorfanden.

Im christlichen Mittelalter zeigt sich der Geist besiegt durch den übermächtigen Hochdruck des religiösen Gedankens, dem er sein Leben, sein Dichten und Trachten opfert; darum auch die damalige Kunst der Ausdruck einer sclavischen Unterordnung alles christlich-Menschlichen unter die Absolutheit jener allumfassenden Idee.

Die spätere Zeit stieg allmählig aus der Höhle ihrer Selbstbeknechtung hervor und drang je mehr und mehr — im Maaße ihrer steigenden innern Entwickelung und der Durchbildung eines freiern Bewußtseyns in Hinsicht auf Menschheitsaufgabe und Lebenszweck — auf eine Befreiung des Geistes aus dem Galeerenhemde religiöser Tyrannei.

Nunmehr erscheint die Kunst im Ausdrucke eines gleichr[illegible]gen Fortschritts, sie leiht jenem schwerathmenden Emancipationswerke Farbe und Flügel, u[illegible]derung betrachten wir die Werke Albrecht Dur[illegible]eses Luther der neuen deutschen Kunst), worin die Reformation ihren scharf gekanteten Saamen treibt.

Mit dem wachsenden Reichthume allgemeiner Ideen, mit der Besiegung des Vorurtheils durch des Herzens lichter gewordene Bewußtheit und der Incarnirung des philosophischen Gedankens in den

Körpergeiſt der Neuzeit: war letzterer die vorzugsweiſe Sendſchaft zugefallen, die Menſchheits-Pſyche in allen Richtungen, wo ſie noch unter der rohen Subſtanz und Willkühr ſeufzte, zu erlöſen und die möglich höchſte Freiheit ihrer Offenbarungen zu vermitteln.

Dieſen innern Entwickelungen entſprechend und gleichzeitig, weil ſich gegenſeitig bedingend, hatte die äußere Form, inner deren die Menſchheitszwecke treiben (die Staats- und Regierungsform) ſich frei und deſto freier zu geſtalten, je ſelbſtbewußter und umfaſſender die ihren Inhalt bildenden Zwecke wurden.

Unſere Zeit, in welcher die neuen Geſtaltungen, die wir angedeutet, ihres Durchbruchs Meiſter geworden, gebiert zu Folge deſſen eine ſo unendliche Fülle von Ideen, daß es, trotz dem vielen häßlichen Gewölke, das am Himmel zieht, nicht ſchwer werden kann, in ihnen die einzelnen Stadien einer neuen Menſchheitsſonne zu erkennen.

Ueberall offenbart der Einfluß der neuen Entwickelungen eine durchgreifende Wirkſamkeit. Wiſſenſchaft und Poeſie ringen im Wettkampfe um den Preis des ſchönſten, im Sinne der freieſten Weltanſchauung ſich ausſprechenden Gelingens.

Nur die Kunſt, durch welche doch die Ideen der Gegenwart zunächſt in Blut und Leben übergehen ſollten, ſcheint nicht überall der Beſtimmung der neuen Tage und ihres Geiſtes ſich bewußt zu ſeyn.

Wir wollen hier nicht darüber Rede ſtehen, wo die Wurzel ſolcher Verkommenheit aufzuſuchen ſey, da ſie uns zu weit von dem Zwecke dieſes Rahmens abführte. Mit unſern eben ausgeſprochenen Bemerkungen bringen wir blos die Frage der gegenwärtigen Kunſtbeſtrebungen in München in Verbindung, um uns darüber in's Reine zu ſetzen, in wie weit bei dieſen Strebungen der Geſchichtsgeiſt der Gegenwart im Ausdrucke ſeines freieſten Bewußtſeyns ſchalte.

Noch entſteht, bevor wir unſere Ueterſuchung aufnehmen, die Vorfrage, ob überhaupt in Baiern und in specie zu München, wo wir, wie ſchon hinreichend gezeigt, die höhern Lebensideen verkrüppelt und den Damonen des Rückſchritts verfallen ſehen, ein freier Künſtlerſtaat, im eminenten Sinne, ſich erheben könne, ohne in Colliſion mit den contradiktoriſchen Einflüſſen zu gerathen, die dort in andern Culturgebieten und in der Poſitivität der Verwaltungsgrundſätze vorliegen?

Dieſe Vorfrage muß durchaus verneinend entſchieden werden, aus dem wichtigſten Grunde, weil die Kunſt in München ihre Exiſtenz vorübergehenden, der höchſten dortigen Geſellſchaftsſphäre angehörenden, Stimmungen verdankt, die jedoch keineswegs in ſolcher anregenden Weiſe wirken würden, wenn die Kunſt in Baiern's Hauptſtadt die Tendenzen der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Obſcuration negirte.

Läßt ſolche in die Augen ſpringende Behauptung keine Widerrede zu, ſo ſtehen wir auch ſogleich auf dem Boden unſrer Unterſuchung. Die Kunſt offenbart ſich demnach in München nicht in derjenigen Weiſe, in welcher ſie ſich offenbaren müßte, wenn ſie ihrem Begriffe im eminenten Sinne genügen wollte. Denn dann müßte ſie ein Verkörperungsorgan allgemeiner höchſter Wahrheiten ſeyn, die als Leuchtthürme aus den Finſterniſſen und moraliſchen Verkommenheiten des Lebens hervorragen; ihre Schöpfungen, ob den Urſprung nehmend aus einer alten oder neuen Zeit, ob allegoriſcher oder hiſtoriſcher Weſenheit, ob ein Abbild des Menſchenlebens oder die Schilderung eines Bruchſtücks der materialen Natur: der Geiſt der Wahrheit, aus der ewig jungen Quelle der

Göttin Freiheit getränkt, eine höchste Idee muß sie allezeit und immerdar durchdringen und durchglühen, sie muß für und für ein Symbol der geistigen Freiheit und Schönheit, des geistig-Wahren und sittlich-Schönen seyn!

Denn die Kunst ist nichts Geringeres als der subjektiv-absolute Geist, der durch die Verbindung mit dem objectiv-absoluten Geiste, der Religion, in der Totalität seiner Bestimmungen zusammentrifft und so das Absolut-Absolute wird.

Indem wir solcher Art angedeutet, daß die Kunstbestrebungen in München in den meisten ihrer Manifestationen den obersten Begriff des Schönen, welcher ohne die höchst mögliche sittliche Freiheit nicht gedacht werden kann, negiren, ist es allerdings unsre Pflicht, diese Behauptung durch stichfeste Gründe näher auszuführen.

Ich habe in früherer Zeit über ein Jahr in München, nicht ohne mannigfache Beschäftigung mit Studien über Kunst und Künstler, zugebracht, und im Sommer 1838 durch einen mehrwöchentlichen neuen Aufenthalt zureichende Gelegenheit gefunden, meine alten Ansichten und Ueberzeugungen zwar im Unwesentlichen zu läutern, dafür jedoch im Wesentlichen zu befestigen.

Bei der Mehrzahl der münchener Künstler — und ihre Gesammtzahl wird gegenwärtig auf eintausend geschätzt!! — ist es nicht das Motiv jener herrlichen, aus der hell erkannten Idee des Schönen geschöpften, Begeisterung, welches ihr Streben entzündet, ihren Entwürfen einen Hauch des höchsten Geistes einflöst, ihren Werken die innersten und eigensten Bestimmungen aufdrückt: sondern es ist ein professionelles Treiben, wie es bei jeglichem Handwerke Brauch und Sitte ist, es ist das praktische Schaffen eingeübter Technik ohne die Weihe höherer psychischer Eingebung.

Der Thatbeweis für solche Behauptung wird allwöchentlich im münchener Kunstvereine ausgestellt, wo in den vielfältigsten Compositionen, in Genrebildern, in Historien- und Landschaftsmalereien gewöhnlich die gewandteste Zeichnung, viel Farbenpracht und zumeist selbst eine klar gedachte Anordnung der einzelnen Theile zu einem kunstgerechten Ganzen wahrgenommen wird — jedoch über dem Werke schwebt nicht die Sonne der höhern künstlerischen Vollendung, blos der Vollmond des brodverlangenden Gewerbes und der Wasserstrahl selbstzufriedener Künstelei giesst eine blasse übernächtige Beleuchtung über es aus.

Um die evidente Ueberzeugung ſich zuzueignen, daß ſolchen Schöpfungen in der Regel nicht der Anhauch einer reinen künſtleriſchen Idee zu Hülfe komme — ſuche man den Umgang der betreffenden Künſtler auf, man erforſche ihre geiſtigen Pulſationen, man unterſuche die Triebfeder, von welcher ihr Schaffen und Streben geleitet wird. Denn wie ſehr erleichtert unſere perſönliche Bekanntſchaft mit dem Künſtler auch das kritiſche Durchdringen ſeines Werks. Wir brechen in das Geheimniß ſeiner Intuitionen ein, wir lernen kennen, was an ſeinen Leiſtungen auf Rechnung innerer Eingebungen und auf das techniſche Spiel ſeiner Hände zu ſetzen ſei.

Ach! wie überzeugen wir in ſolchem Falle uns im Allerinnerſten, daß es nicht der Geiſt iſt, der hier die Werke ſchafft, ſondern der Mechanismus techniſcher Virtuoſität, der Schöpfer ſchöner Leiber, denen kein Gott eine Pſyche eingeflöſ't.

Es iſt wahr, München zählt viele Künſtler, die dies in der wahren Bedeutung des Wortes ſind, es birgt Namen wie Cornelius, Kaulbach, Zimmermann, Heß, Klenze, Herrmann, Schwanthaler u. a. m., deren Ruhm in das nächſte Jahrhundert hineinreicht. Ich ſelbſt habe mich an ihren Wer-

ken erlabt und der Genuß, den sie mir gewährt, wird mir unvergeßlich sein. Wenn nun solche Männer in ihrer Gesammtheit allerdings nicht einsam dastehen unter den Hunderten, von denen sie umgeben sind, so bilden sie doch einen viel zu geringen Theil der großen Heerde, als daß unser Auge auf letzterer zufrieden weilen könnte.

Vermöchten die 900 oder 1000 älterer und jüngerer Männer, die sich gegenwärtig in München Künstler nennen, auf solche Bezeichnung gegründeten Anspruch zu machen — wie ganz anders müßt' es dann auch in andern Stücken in der baierischen Königsstadt und Baiern stehen!

Wäre München in der That und in der Wahrheit das moderne Athen: es wäre eine neue Sonne, deren reiche Lichtstrahlen sich nach allen Richtungen ausgössen, den Cultus der Schönheit und Freiheit zu verbreiten.

Denn, wie wir zu sagen schon Gelegenheit gehabt: beide Göttinnen erscheinen, ihrer wahren Natur nach, nie getrennt, wenn gleich eine Kaste jämmerlicher Priester mit der erstern schon oft ein lüderliches Spiel getrieben und sie häufig zur Buhlin der Gewalt herabgewürdigt hat.

Wie wenig München unter den gegenwärtigen

Stellungen der baierischen Verhältnisse geeignet ist, ein Sitz der wahren Kunst zu seyn, braucht, meines Bedünkens, nach dem Vorhergehenden hier nicht mehr näher erörtert zu werden. Denn wofern die Kunstbestrebungen in jener Residenz schiffbare Kanäle finden, so ist es nur, um einen seichten Grund für diejenigen Flaggen zurückzulassen, die nicht blos eines reinen Winds bedürfen, um selbst flott zu werden, sondern die alle sich ihnen entgegendrängende mephitische Atmosphäre kühn durchschneiden, ringsum frische Luft, wahres Lebensgas verbreitend.

Wir wagen kein Großes und sind uns jedenfalls bewußt, damit kein Unrecht zu begehen, wenn wir behaupten, daß die Kunstbestrebungen in München, sofern sie die angedeutete Sonne würfen, höchst unbequem erfunden und die gehörigen Vorkehrungen getroffen werden würden, ihre geistesreinigende Kraft zu neutralisiren.

Glücklicherweise ist solche lähmende Dazwischenkunft nicht nöthig, da die münchener Kunst eine gute Bürgerin ist, sich möglichst wenig mit Ideen befaßt, vielmehr im Bier die kühnsten Regungen der Phantasie erstickt.

So kommt es auch, daß die Einflüsse der vielbesagten Kunsttendenzen nicht einmal in ihren un-

mittelbarſten Umgebungen wirken, daß unter hundert Münchenern, die den „Spektakel" täglich ſehen, kaum Einer von ihnen angeſprochen wird, ja daß, anſtatt den rohen Materialismus des dortigen Lebens zu durchbrechen, die Kunſt den Münchenern nichts anderes zu ſeyn ſcheint als eine Anſtreichers Anſtalt, welche die häßlichen Flecken menſchlicher Thierheit gehörigen Orts übertüncht.

Die baieriſche Königsſtadt bietet kein ſtetiges, nachhaltiges Element für die Entwickelungen der Kunſt; der letztern ſcheinbare Blüthe daſelbſt iſt ein Kind des Augenblicks, ein Kind, das in Aſche verſinkt, ſo wie ihm die Nahrung der königlichen Laune entgeht, die es geſchaffen hat.

Das Leben zu München iſt, wenn ſchon in gewiſſer Art überaus poetiſch und lebenvoll, doch der hervortretenden, rein geiſtigen Bezüge und Einflüſſe zu baar, um weder der Kunſt einen begeiſtigenden Anhalt zu verleihen, noch einen ſolchen von ihr empfangen zu können.

Wo den geiſtigen Bewegungen die ſtraffen Zügel beknechtender Bevormundung angelegt werden, da iſt es nicht möglich, daß in irgend einem intellectualen Schöpfungsgebiete Dasjenige geleiſtet werde, was nach der oberſten Idee geleiſtet werden ſoll.

Iſt in Baiern der Ultramontanismus zu Fall gekommen und der ethiſche und politiſche Gedanke in vernunftgemäßer Beſchränkung frei, dann erſt wird auch die Kunſt ihre Schwingen frei entfalten können, wird ſie eine Wahrheit ſeyn!

Wir ſprachen hier über münchener Kunſt nur in ſo ferne, als wir damit ein neues Moment baieriſcher Culturentwickelungen andeuten wollten. Ein Mehreres lag nicht im Tendenzkreiſe der gegenwärtigen Abtheilung dieſes Buchs. Das Mitgetheilte wird auch hinreichen, den denkenden Leſer zu überzeugen, daß der „hohe Schwung" des münchener Kunſtgeiſtes um deßwillen keinen unmittelbaren Gegenſatz zur Ebbe der meiſten übrigen geiſtigen Bewegungen alldort bilden könne, weil überhaupt dieſer Schwung kein wahrer iſt, und weil vornemlich in dieſem Punkte der Schein die Wahrheit vollkommen überwiegt. Aber ſelbſt in den einzelnen perſönlichen Fällen, wo mit Recht von einem lautern und tüchtigen Kunſtſtreben die Rede ſeyn kann, weiſ't der Zeiger des Lobes nach dem Auslande, indem nemlich grade die ausgezeichnetſten in München domizilirten Künſtler deutſche Ausländer ſind.

Schwanthaler allein unter den Ausgezeichnete-

ren iſt, unſers Wiſſens, ein Baier, und demnach eines der wenigen dortigen Landeskinder, die eine wahrhaft künſtleriſche Bedeutung haben. Folglich bilden nur dieſe wenigen Männer ein gegenwärtiges Moment baieriſcher Kunſtentwickelung; die übrigen gehören, in einem höhern Sinne, der deutſchen Kunſtgeſchichte an.

Ich will durch ſolche Behauptung keinem allerhöchſten Verdienſte um die Entwickelungen deutſcher Kunſt zu nahe treten. Die Anregungen, die vom münchener Hofe durch eigene Muſeen für plaſtiſche und maleriſche Kunſtwerke, ſo wie durch die herrlichſten Werke der Architektur, dem deutſchen Schönheitsſinne gegeben werden, verdienen ein ſo größeres Lob, je ſeltener an andern deutſchen Höfen ſolche poetiſche Hingebungen gefunden werden. Wenn dieſen Impulſen von oben herab nur der höhere Geiſt echter Liberalität inwohnte, daß Kunſt und Wiſſenſchaft einen Wettkampf kämpfen könnten um die Preiſe geiſtigſter Freiheit und ſittlichſter Schönheit!

Anlangend ein andres Kunſtgebiet in München, das dramatiſche, ſo ſteht daſſelbe durchaus im Niveau des bairiſchen Culturgeiſtes der Gegenwart. Nirgend weniger als in München iſt die Bühne

ein Inſtitut der Volkserziehung. Unſre erſten Tragöden werden, namentlich ſeit Eßlair's und der Schröder Abgang, durch ſtümperhafte Darſtellungen verhunzt, ſo daß das Erhabene, wodurch die Gemüther geläutert werden ſollten, in's Gemeine karrikirt wird. Das höhere und feinere Luſtſpiel hingegen mußte längſt dem cyniſch-rohen Poſſenſpiele weichen.

Solcher Mißſtand mag wohl weniger der Intendanz zur Laſt fallen, die von einem bühnenkundigen und äſthetiſch-gebildeten Manne geleitet wird; als vielmehr einem im Rückhalte ſtehenden höhern Antrieb und dem entſcheidenden Einfluſſe des durchweg gemeinen Geſchmacks des dortigen Publikums.

Der Münchener und Altbaier iſt ein Menſch im irdiſchſten Sinne des Wortes. Von Allem, was als Geiſt und Poeſie ſich kundgibt, hat er einen höchſt geringen, und im beſten Falle abſurden Begriff. Was nicht beim Bierkruge durchdacht und empfunden werden kann, hat für ihn den Charakter ſchwerfälliger Unbequemlichkeit. Eine ernſte, durch ſittliche Größe und Reinheit imponirende Tragödie iſt ihm zum wenigſten eine Folter, für ihn noch langweiliger, weil er deren Spitzen bei ſeiner geiſtigen Stumpfheit nicht alleſammt

erfühlen kann. Deßhalb ſagt ihm nur dasjenige zu, was zugleich ſeine äußern Sinne lebendig anſpricht: das Graſſe und Schauderhafte in jeglicher Offenbarung. Ganz analog dieſer grauenhaften Excentricität des Ernſten, muß es im komiſchen Gebiete das übertriebene Burleske und Gemeine ſeyn, wenn es ſeine Theilnahme feſſeln ſoll.

Hiernach iſt es begreiflich, aus welchen Gründen das ſogenannte „Lipperlſche" Volkstheater in der Vorſtadt Au ſich des auſſerordentlichſten Zuſpruchs erfreut.

Die Tugend iſt hier eine Marketenderin, die mit all' ihren Sächelchen das freieſte Gewerbe treibt; der Muth ein Renommiſt, der heulend davon läuft, wenn ihn die rechte Fauſt ergreifen will; das Laſter erſcheint unter grellfarbiger Schminke und bietet ſich ſo verführeriſch als Tugend und Schönheit feil, daß es die ganze Inbrunſt des altbaieriſchen Herzens erfaſſen muß.

Im Parterre und hinten im Paradieſe wird dem offenen Orgyasmus auf den Brettern, nach Kräften akkompagnirt. Die Fleiſchesbegierden und Liebesflammen berühren ſich hier ſo innig, daß es completer Luxus wäre, wenn in dieſer laſterhaften Vorſtadt der lüderlichſten deutſchen Reſidenz noch

besondere polizeiliche Vorkehrungen für öffentliche Prostitution getroffen würden.

Es ist thatsächlich, daß in diesem Bretterhause bei Comödienspiel und Musik die meisten Begattungen stattfinden, und gleichwohl hat die Polizei noch keine Veranlassung genommen, diesem Skandale, wenn auch nur einigermaßen, zu steuern.

Ich werde nie eines wiener Zaubermährchens vergessen, dem ich hier beiwohnte, in welchem eine hochschwangere, in jedem Momente der Niederkunft harrende Frau die Göttin der Keuschheit spielte! Publikums Zwerchfell wollte fast zerspringen ob solcher neuen ihm bereiteten Augenwollust, doch die Schöne spielte ihre Rolle bis zu Ende mit bewundernswerther Unbefangenheit, ja mit sichtbarem Selbstgefühl!

Das ist das rechte Genre, an welchem der altbaierische Kunstsinn erwarmen kann; was irgend höher steht, läßt ihn kalt oder erfüllt ihn mit vollkommenster Abneigung. In diesen Thatsachen liegt ein Maaßstab für neue baierische Culturgeschichte.

Von Literatur weiß die Masse bis in das Stadium des höhern Bürgerthums hinauf, wenn wir einige schmutzige Lokalblätter und die ultrakatholischen und pietistischen Tractätlein ausnehmen.

blutwenig. Wenn hingegen unter Leuten des höhern Standes ein Buch zur Hand genommen wird, so ist es gewiß eine Compilation der armseligsten Obscönitäten, in deren Genuß man die abgestumpften Nerven wieder zu erregen strebt. In den Leihbibliotheken findet man selten einen bessern neuern Autor. Dagegen erfreuen die Nordhauser und Quedlinburger literarischen Scheusale, die Clauren'schen Darstellungen naturzuständlicher Wollust und die George Sand'schen Ehebruchsgeschichten nach wie vor sich des lebendigsten Verkehrs mit dem schönen Geschlecht.

Eine innere Geschichte des münchener Lebens zu schreiben, müßte von höchstem Interesse seyn. Freilich dürfte man die historisch gewonnenen Resultate unsern Enkeln nicht in die Hände geben. Denn wenn diese ein Gelüste verspüren sollten, ähnliche Wege zu gehen, so möchte eine zweite Sündfluth, von der schon der fünfzehnte Ludwig von Frankreich aus eignem Gewissensdrange prophezeite, nicht mehr ferne seyn!

VI.

Noch war mir keine Gegend so öd' und langweilig vorgekommen, als die Strecke von München über Freisingen nach Landshut. Ueberall feiste, dicke Menschen, Schweinefleisch und wenig Aufklärung. In solcher Atmosphäre und unter solchen Stoffen gedeiht das Pfaffenthum, das man denn auch hier, im Centrum des gesegneten Alt-Baierns, als Ein- und Ausgangspunkt aller Lebensbeziehungen herrschend findet. Auch hatt' ich noch an keinem andern Orte solch' dickes schweres Blut gefunden wie in diesem Menschenrevier, wo Pfaffen und bigotte Büreaukraten die privilegirten Jäger sind. An Wild gebricht es nicht, und namentlich nicht an braungelockten gluthäugigen Mädchen, die dem Satan zureichende Gelegenheit geben, die Frommheit in Versuchung zu führen.

Diese Naturstoffe verleihen dem alt-baierischen Katholizismus so viel wahren erklecklichen Reiz. Man kann fanatisch glühen für diese Naturpoesie, die man, Oesterreich ausgenommen, in Deutschland sonst nirgend durch solche feine dralle Plastik verkörpert findet. Es läßt sich wohl sagen, das Chri-

ſtenthum ſey hier auf einen ſtarken Fels gebaut. Auch wird der Katholicismus, ſo lange wir ſchwache Menſchen ſind, trotz Reformation und Aufklärung nicht zu Grunde gehen.

In der Nähe von Landshut heiterte ſich die Gegend auf; und die Menſchen wurden freundlicher und beweglicher. Das ehemalige Univerſitätsleben hatte hier die Atmoſphäre gelüftet. Ich ſahe wieder Menſchen, in deren Geſicht nicht blos Bierkrüge und Roſenkränze, ſondern auch Ideen, wenn freilich bisweilen unter unſauberm Stoffe, verzeichnet ſtanden.

In Landshut angelangt, war es mein Erſtes mich nach dem alten Salat zu erkundigen. Ich ſucht' ihn auch noch dieſen Abend auf, fand ihn aber nicht zu Hauſe; von ſeiner Bedienung ward mir eine Frühſtunde des andern Tages bezeichnet, wo ich ihn ſicher treffen würde.

Ich hatte den greiſen ehrwürdigen Kämpfer für Licht und geiſtigen Fortſchritt noch kurz zuvor in einem Artikel des Phönix, betitelt: „Salat wider Schelling, und authentiſche Interpertation der Identitätslehre" — ziemlich unſanft angegangen; und wenn gleich es nun vorzugsweiſe die Intention war, über ſein Verhältniß zu Schelling un-

mittelbare Aufschlüsse zu erhalten, und den fraglichen Streitpunkt nach allen Seiten hin zu erprüfen, die mich zu Salat führte: so hatt' ich in diesem Augenblicke doch gewünscht, daß der Angefochtene noch keine Kenntniß jenes Artikels empfangen haben möchte. Der Beweggrund dieses Wunsches lag einzig in der Befürchtung, Salat werde von jenem Artikel die folgerichtige Veranlassung nehmen, seine Ansichten und Ueberzeugungen, betreffend Schelling, weniger frei und offen gegen mich auszusprechen, als er es wohl gegenüber jedem Andern gethan haben würde, der in Salats Verhältnissen zu Schelling sich von letzterm und seiner Lehre minder befangen zeigte, als ich. Was meinen eignen polemischen Standpunkt gegen Salat betraf, so mußt' ich wünschen, denselben auch persönlich mit scharfer Ueberzeugungstreue vertreten zu können; und in so fern konnte mir eine bereits stattgefundene Kenntnißnahme meiner Kritik von Seiten Salat's nur angenehm seyn.

Als ich des andern Tages in Salat's Zimmer eintrat, ward ich von einer hohen ehrwürdigen Greisesgestalt unbefangen und freundlichst aufgenommen. Mein Besuch bedurfte keiner Motivi-

rung; bei unsern gegenseitigen Standpunkten erklärte er sich von selbst. Die wichtigen und verworrenen Fragen des Tages wurden lebhaft besprochen; doch so antik in Salat's Benehmen die Urbanität des Gastfreundes lag, so entging mir gleichwohl nicht, daß er den Stein, den ich auf ihn gewälzt, bereits kennen gelernt. Ich befleißigte mich jeglicher indirekten Anregung, ihn auf die Schellingiana, als auf das punctum saliens, zu führen; doch ward solcher Wendung stets mit Rücksicht ausgewichen.

Um zehn Uhr begleitete ich Salat'n in die seinem Hause gegenüberliegende Kirche, wo er jeden Tag zu dieser Stunde, in Ermangelung eines andern, hierzu beauftragten Priesters, die Seelenmesse hält, und die für solche priesterliche Aushülfe beziehenden Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, zur Unterstützung armer talentvoller Studirenden, verwendet. Dieser neue Zug an dem tüchtigen, durchaus biedern Charakterwesen Salat's ergriff mich damals tief, und ich wohnte, ein steriler Protestant, der Seelenmesse bis zu Ende bei.

Nach Tische ward ich von einem Gegenbesuche Salats erfreut, wobei noch über Manches geredet wurde. Doch kamen die Schellingiana auch dies

Mal nicht zur Sprache. Erſt ſpäter erfuhr ich brieflich von Salat, daß mein Beſuch bei ihm ihn gerade unterbrochen habe an einer ausführlichen Widerlegung meiner Kritik, die, da ſie im Phönix nicht mehr erſcheinen konnte, zu einer ſelbſtſtändigen Broſchüre ausgedehnt wurde, die leichthin noch ſpäter, mit einem eigenen Vorworte von mir, erſcheinen dürfte. Man erſieht hieraus, daß wir keine feindlichen Gegner ſind, und daß es ſich hier überhaupt nicht um armſelige Perſonal-Intereſſen, ſondern um die Sache der Wiſſenſchaft handelt.

Hatt' ich nun aber ſchon in München durch die neuen Anſchauungen des Schelling'ſchen Treibens erkannt, daß ich Salat'n durch jenen Phönixartikel in verſchiedenen Punkten Unrecht zugefügt; ſo ward mir Letzteres nach der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem greiſen Kämpen nur deſto deutlicher. Wir lernen den Menſchen häufig erſt verſtehen, wenn wir ihm Aug' in Auge geſchaut. Dort hatt' ich behauptet, Salat's Auftreten wider Schelling ſey durch perſönliche Verſtimmung und hypochondriſche Grillen diktirt. Hierin irrt' ich mich als ein Angehöriger des armen Menſchengeſchlechts, das ſeiner Staubkörnchen von Wahrheit nur immer in der größern Kruſte des

Irrthums los zu werden vermag. Salat's Beweggründe gegen Schelling müssen als Consequenzen seiner Grundsätze und seiner Ueberzeugungen angesehen werden. Im rein wissenschaftlichen Punkte werd' ich freilich gegen Salat Recht behalten; mein Unrecht beschränkt sich auf die frühere unrichtige Auffassung seiner Motive.

Hätte Baiern zu der Zeit, als hier der Ultramontanismus neuerdings die Fahne der Obscuration erhob, noch viele Männer vom Charakter-Gewichte Salat's zu den Streitern wider jenen finstern tückischen Riesen zählen können, so möcht' es leichthin seyn, daß die Heerschaaren der Finsterlinge nicht so leicht das Spiel gewonnen hätten. Doch Manche, die sich früher heiser geschrien, beugten feig den Rücken, als sie die Ruthe der Gescheitelten bestrich. Salat allein, mit wenigen Andern, blieb stark und fest, er wich keinen Schritt von seinen Ueberzeugungen ab.

Durch seines Denkens Inhalt ein Kantianer, wenn gleich in seinem Philosophiren ein starrer Formalist, befliß sich Salat, der philosophische Docent, seine Wissenschaft als höchstes Bewußtseyn der Menschheit darzustellen, um aus diesem die Ideen des Menschheitzweckes zu entwickeln. Der Chri-

ſtianismus ward hierdurch ſeiner katholiſchen Excluſivität entkleidet und auf die Baſis der Vernunft-Erkenntniß zurückgeführt.

In ſolcher Weiſe auch wurden die literariſchen Pfeile gegen das Syſtem der Obſcuranten geſchmiedet und abgeſchoſſen. Wo ſie trafen, da verwundeten ſie tief; wo ſie vorüberfuhren, wurde der Finſterling zum wenigſten an das Wachſeyn eines ſtarken Gegners gemahnt. Salat wirkte und nützte in dieſer Hinſicht viel. Er rückte ſelten ohne offene oder geheime Beweiſe von der Schmach der obſcurirenden Propaganda an, und wo er blos polemiſirte, da wußte er die Spitze ſeiner Ueberzeugungen und ſeiner guten Sache, wenn auch öfter in ungelenker Sprache, doch dem Feinde gradezu in die Bruſt zu bohren.

Man fand es unbequem, ein ſolches Element nach München mit hinüberzuführen, als die landshuter Univerſität nach dieſer Stadt verlegt ward. Schelling und Andere eigneten ſich viel beſſer für die neuen Zwecke.

Salat blieb, als quiescirt, in Landshut zurück, von wo er bis dieſen Augenblick für den Sieg der guten Sache wirkte, der er frühe ſein Leben geweiht. Seit ihm aber der älteſte Freund, Johann

Gottfried Pahl gestorben, sinkt auch sein eigenes greises ehrwürdiges Haupt zur Grube tiefer hinab, die ewige Ruhe suchend.

Seiner Ueberzeugung treu, nur lebend der erkannten Wahrheit und dem Lichte, das uns von Oben kömmt und welches der ewige Feind ist alles künstlichen Dunkels, kann er einst, wenn ihn die letzte Stunde mahnt, auf die Tage seines Lebens, auf die Thaten seiner Kraft ruhig zurücksehn.

Gleich schlimmen Träumen werden dann so manche Verfolgungen, die ihm hienieden um seiner Grundsätze willen wurden, und so manches Unrecht, das er erlitt, an seinem Gedächtnisse noch einmal vorübergehn, ihn an seine Kämpfe erinnernd, doch zugleich darin ihm vorführend den Lohn, der dem guten Diesseitswerke im Jenseitsgebiete folgen soll.

Und fürwahr, wer sein Leben mit solchem Bewußtseyn schließen, wer sein Haupt in solcher Stimmung niederlegen kann: dem wird nimmer das segnende Andenken der Mit- und Nachwelt entgehn!

VII.

Es war in der Nachtfrühe eines regneriſchen Tages, als ich mit der landshuter Eilpoſt in Regensburg anlangte. Wer die Unannehmlichkeiten eines ſolchen frühen Eintreffens an einem fremden Orte, nach durchwachter Nacht in dem Innern eines baieriſchen Poſtwagens, kennt, der weiß, wie mir bei beſagtem Tagesanbruch in der dritten Stunde nach Mitternacht zu Muthe war.

Verſchlafene Kellnerdämonen, die uns mit inquiſitoriſcher Miene vor allen Dingen das Fremdenbuch wieſen, anſtatt mit friſchem Waſſer uns zu bedienen, damit wir das ſomnambüle Colorit aus unſern Geſichtern waſchen konnten; drauſſen ein renommiſtiſches Heulen der Natur, das Alles unter Waſſer ſetzte; innerlich noch mehre unangenehme Nachweben ſo mancher in München verübter Exceſſe: fürwahr, ich befand mich in einer recht jämmerlichen Stimmung.

Dazu mein Reiſegefährte, ein junger Schotte und Doktor der Medizin, der, nachdem er kaum den Doktor irgend einer andern Fakultät in

mir gewittert hatte, der langweiligſten Fragen an mich über verſchiedenes Rumpelgeſchirr deutſcher Gelehrſamkeit u. ſ. w. nicht los zu werden vermochte. Ich erkannte bei dieſer Gelegenheit auf's Neue den brittiſchen Egoismus, der bei ſeinen Reiſen auf dem Continent die deutſche Philiſterei und Hingebung an's Fremde immer als Lohnbedienten gebraucht.

Ich war jedoch gegen den Graduirten von Edinburg ſehr wortkarg, insbeſondere da er an mich das geiſtreiche Anſinnen ſtellte, die Tour nach Walhalla, die eine Meile von Regensburg entfernt iſt, bei dieſem angenehmen Regenwetter zu Fuße mitzumachen. Als ich ſolche Zumuthung mit runden Worten ihm abſchlug, ſchien er ſich über meine deutſche Weichlichkeit zu entſetzen, indem er dabei ſeine drallen ſchottiſchen Lenden noch etwas breiter als früherhin ausrekte.

Nach einer halben Stunde ſtand er, das leibhaftige Geſpenſt irgend eines Jung-Stilling'ſchen Romans, mit tief herabgezogener Mütze von Wachstaffent und einem Regenmantel von gleichem Stoff, benebſt einem Exemplar koloſſaler ſchottiſcher Bergſchuhe, vor mir, mir verkündend, daß er nunmehr die Parthie nach der Walhalla

allein ausfuhren, jedoch nach längstens drei Stunden wieder zurück seyn werde. Wir besprachen noch zuvor unsere gemeinschaftliche Abreise von Regensburg, worauf er sich, nach einem Gottbefohlen von meiner Seite, entfernte.

Aus Langweile und Müdigkeit streckte ich mich auf's Sopha aus, schloß die Augen zu und träumte hier, am Sitze der ultramontanischen Literatur-Fabrick, von den christlichen Jenseitsfreuden und von der engbrüstigen deutschen Freiheit. Indem mir, mit einer bildlichen Darstellung der letztern beschäftigt, der Traumgott endlich den Nacken so tief darniederdrückte, daß ich zu ersticken glaubte, entschlief ich selig und ward erst nach einigen Stunden durch ein lautes monotones Geläute geweckt, das sein unangenehmes memento mori schon seit einiger Zeit selbst in die tiefe Stumpfheit meines Schlafes gellte.

Nach meinem Erwachen erinnert' ich mich, daß ich in einer paritätischen Stadt mich befinde, wo die Frommheit der Protestanten noch orthodoxer als die der Katholiken sey; so daß der Gedanke mich überkam, daß der Protestantismus und Katholizismus ihre christliche Frühandachts-Zerknirschung durch Glockengeläut verkündigten.

Ich entschloß mich nun, ein wenig die Stadt zu durchstreifen, hing meinen Regenmantel zum bessern Schutze gegen die unaufhörliche Fluth des herabströmenden Regens um, spannte das Paraplui auf und machte mich so auf den mühevollen Weg.

Aus einer Straße in die andere wandelnd, gewahrt' ich meistens solche Menschen, die entweder aus der Kirche kamen, oder nach derselben wallten. Unter diesen Menschen versteh' ich nicht blos alte gebrechliche Betschwestern, die sich die Jenseitsfreuden für die Diesseitsleiden erflennen, sondern auch jugendliche Geschöpfe, rothwangige, schwarzäugige Mädchen, die wohl noch keinen Augenblick daran zweifelten, das Beten in der Früh und zu andern Stunden des Tages sey viel bequemer, als die Sitte der Protestanten, deren Andacht die Arbeit ist.

Dies Genrebild zu punktiren, tauchten, gleich Gespenstern, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, allerorten schwarze Kutten an meinem Wege auf, die wie ein Wiesel meinem Auge wieder entschlüpften, so wie ich glaubte, mit dem Blick sie festzuhalten.

Mitunter auch gewahrt' ich bleiche dürre Gestalten, mit hohlen Augen, aus denen die Mißge-

burten des Proteſtantismus gerippenhaft hervorſtierten, mein Herz mit Eckel erfüllend.

Solcher Scenen Zeuge muß man ſeyn, um die Schattenſeiten der chriſtlichen Welt- und Lebensanſchauung bis zu ihrem Urſprunge zu verfolgen, und das Chriſtenthum, in ſeiner plebejiſchen Offenbarung, demnach ſowohl in den inſipiden Formen des Katholizismus, wie in der armſeligen Sectirerei des Proteſtantismus, herzlich ſatt zu bekommen. Der gebildete Chriſt wird dann freilich mit ſo größerer Sehnſucht zur Quelle der reinen, unverfälſchten Lehre des erhabenen und herrlichen Stifters ſeines Glaubens zurückgehn.

Um das Leben der Gegenwart gründlich zu begreifen thut es noth, daſſelbe von ſeiner praktiſchſten Seite, nach ſeinen unmittelbarſten Manifeſtationen aufzufaſſen. Der Weg der abſtrakten Wiſſenſchaft, der „tiefe Gedanke der neuern Philoſophie," und wie alle die übrigen Phraſen der prahleriſchen Berlinerei heißen mögen, womit letztere die Welt regeneriren und in Deutſchland eine neue Culturepoche herbeiführen will: all' dieſe Wege führen nicht zum Ziel.

Denn nicht in der Spitze des dialektiſchen Gedankens, mit welchem jene Schule unabläſſig

in verbrauchten Redensarten kokettirt, culminirt das Bewußtseyn der Lebens- und Gesellschafts-Intelligenz, aus welcher allein ein Totalbild von Zeit und Gegenwart hervorzugehen vermag; sondern in der Idee des Bedürfnisses, das den Einen an den andern kettet, in dem Causalnexus des sittlichen Postulats mit dem politischen Imperativ, und im Zusammenhange einer bestimmten Form von Staatsgewalt mit den Rechten des modernen Bürgerthums, in dessen Begriff Volk und Menschheit vernunftgemäß sich einspannen.

Nur in so ferne, als dies Bewußtseyn durch das Organ der Wissenschaft schärfer und deutlicher hervortritt, kann auch von einem „wissenschaftlichen Begreifen" der Gegenwart die Rede seyn; im nackten scolastischen Sinne genommen, ist diese Phrase abgeschmackt.

Der geneigte Leser verzeihe mir meinen kleinen Abschweif. Aber die Ideen-Verbindung, wodurch derselbe herbeigeführt wurde, lag zu nahe, als daß ich diese Gelegenheit zum Ausspruch einer tiefempfundenen Ueberzeugung hätte übergehen sollen. Für mein Durchdrungenseyn von so manchen faulen, gar schlechtes Gewürm erzeugenden Seiten der Gegenwart, lieferten meine Anschau-

ungen in Regensburg neue vollgültige Beweiſe. Thierheit und Unvernunft ſind noch immer zwei Hauptmerkmale der Mehrzahl des Menſchengeſchlechts; während doch grade das Fernſeyn jener Eigenſchaften das höhere Weſen der Menſchheit bekunden ſoll.

Als ich von meinem Morgenſpaziergange in's Gaſthaus zurückgekehrt war, ſchickt' ich auf die Polizei, um die Wohnung der Fräulein Henriette Ottenheimer ausfindig zu machen, an welche mir von meinem lieben und wackern Freunde Duller Grüße aufgetragen worden waren. Solche zarte, innige Weiblichkeit, wie ſich in dieſer talentvollen Dichterin mir offenbarte, war mir lange nicht wieder vorgekommen. Später erinnerte mich Fräulein Adelaide Reinbold (Franz Berthold), dieſe herrliche, vom unerbittlichen Tod ſo früh gepflückte Blume, in ihrer äuſſern Erſcheinung öfter an Fräulein Henrietten.

In beiden eine ſeelenvolle elegiſche Innerlichkeit, die Alles um ſich herum verklärt und durchgeiſtigt, Allem eine reinere Pſyche einflößt.

Fräulein Ottenheimer drückte mir ihren Stolz aus, den ſie darein ſetze, eine „echte und gerechte Schwäbin" zu ſeyn Meines Wiſſens iſt ſie aus

Stuttgart ſelbſt. Aus ihren Gedichten weht ein frommer beſeligender Geiſt, der alles Widerſtrebende beſänftigt und alle Diſſonanzen zu löſen ſucht. Ihr blaues Auge, hell und klar wie der ſüdliche Aether, ſpiegelt die kryſtall'ne Schöne eines Gemüthes zurück, das in Glauben und Lieben erſtarkt und mit ſich ſelbſt im Reinen iſt. In der Muſik ihres Herzens kein Zwieſpalt, alle Saiten erklingen in der harmoniſchen Weiſe des Textes, der die Inhalts-Anzeige ihrer ſeeliſchen Stimmungen bildet.

Meine Abreiſe von Regensburg (nachdem die Merkwürdigkeiten der Stadt, worunter namentlich die herrliche Kathedrale und das Rathhaus mit dem Fürſtenſaale und den unterirdiſchen Gewölben, unter welchen die ſcheußliche Folterkammer das größte culturhiſtoriſche Intereſſe erregt, geſehen worden waren) erfolgte noch denſelben Tag, da das fortdauernde ſchlechte Wetter keine Hoffnung auf beſſere Geſtaltung deſſelben übrig ließ.

Ich hatte mit dem ſchottiſchen Doktor einen Wagen gemiethet, der uns in der Richtung nach Nürnberg noch ungefähr vier Meilen hinwegtrug. Anfänglich unterhielten wir uns vermittels unſers mittelmäßigen Franzöſiſch ziemlich leidlich;

allmählig aber trat der in hundert blödsinnigen Vorurtheilen gegen Deutschland und das deutsche Wesen befangene Schotte und die brittische Eigenliebe mehr und mehr hervor; so daß es eines tüchtigen coup de main von meiner Seite bedurfte, die egoistische Einseitigkeit des Inselländers zum Schweigen zu bringen. Ich trichterte ihm einige deutsche Ideen ein, von denen sein harter Kopf in Edinburg nie einen Klang vernommen, kritisirte die Tories und lobte zum Ueberfluß Daniel O'Connell'n. Das war hinreichend, um meinen Reisebegleiter in eine Stimmung zu versetzen, über der er alle weitere Anzüglichkeiten auf unser Volk vergaß. Es ist die Pflicht des Deutschen, sein Vaterland, so lückenhaft er auch Manches darin finden möge, gegen fremdes, zumeist aus blöder Ignoranz entspringendes Vorurtheil mit Energie in Schutz zu nehmen. Dem seichten Spotte des Franzosen halten wir den Ernst unsers Gedankens, der übermüthigen Gleichgültigkeit und spröden Ausschließlichkeit des englischen Charakters jenes starke Bewußtseyn entgegen, das uns bescheiden auf unsern eignen Werth zurückgehn, doch im Falle der Noth auch ein mannhaftes Auftreten in's Werk zu richten lehrt!

Daß unſer Reiſewagen auf einer Strecke von fünf Meilen jeden Augenblick umzuſtürzen drohte, hatten wir jener trefflichen Straßenpolizei zu danken, die in Baiern als Mittel, das Fortkommen zu hindern, eine ſo große Rolle ſpielt. Ich verglich das Regensburg-Nürnberger Straßenpflaſter mit dem geiſtigen Material des Obſcurantismus, das, weich und verlockend, uns früher oder ſpäter über tiefe Verſenkungen führt, wo wir unſer Genick ſicherlich brechen.

Umfange mich friedlich, Nürnberg, mit deinen freundlichen Thürmen und mit deinen Frauen, ſo zart und liebenswerth!

VIII.

Ich hatte Nürnberg ſchon vor vier Wochen berührt, und hielt mich deßhalb auf der Rückkehr nur einen Tag hier auf. Der Eindruck, den dieſe Stadt auf den Fremden macht, iſt in jedem Betrachte wohlthuend. Ein beſcheidener, doch kräftiger deutſcher Sinn trat mir in den meiſten Menſchen und auch in vielen Einrichtungen entgegen. Trotz der

Schwüle der baieriſchen Luft beſchlich mich hier ein Gefühl von Einheit, wie ich ein gleiches ſchon lange nicht wieder empfunden hatte. Vielleicht beſaß die Gegenwart hieran mindern Theil als die Erinnerung an alte Zeiten, wo deutſcher Bürgerſinn und deutſches Familienleben zu Nürnberg in der ſchönſten Innerlichkeit dieſer Begriffe gewaltet.

An einem ſchönen Abende von der Burg herab in das Anſchaun der Stadt verſunken, ließ ich das Mittelalter mit ſeinen Anfängen und erſten Entwickelungen bürgerlichen Lebens an mir vorüberziehn.

Da blühten des letztern erſte Keime in Nürnberg vor mir auf. Ich fühlte eine innere Beſtätigung des alten Ruhmes, der von Nürnberg ſagt: „Sie iſt eine reiche und weitberühmte freie Reichs- und große Handelsſtadt, und wird daher das Vaterland der Klugheit und Wohnhaus der Künſtler, eine Fürſtin unter den Städten Deutſchlands, eine Mutter unter Tugenden und Ordnung, eine Schatzkammer der Einwohner, des Kaiſers liebſte Tochter, des fränkiſchen Kreiſes Krone und eine Vormauer Thürings genannt. In dieſer Stadt wird Alles ordentlich geführet, daß auch die Feinde geſtehen

müſſen, ſie ſey unter allen Reichsſtädten faſt die allerglücklichſte."

Das Sprichwort aber ſagte von Nürnberg: „Nürnberger Hand geht durch alle Land;" indeß ein Dichter von ihm rühmte: Princeps urbium Franciae; Teutonici sidus Poli.

Die bedeutſamſten Momente der deutſchen Culturgeſchichte ſceniren in dieſer Stadt. Von hier ging die Erfindung des Feuergewehrs und des Schießpulvers aus; ſie hatte der Reformation den Weg gebahnt, indem ſie ſchon 1522 die lutheriſche Lehre adoptirte.

Wenn man erwägt, daß Nürnberg die Centrumſtadt Europa's ſeyn ſoll, ſo läßt ſich auch der alte Glaube der Deutſchen würdigen, wornach jederzeit von Nürnberg alles Licht und alles Heil für Deutſchland und die geſammte Menſchheit ausgehn werde. Heutzutage hat ſolcher Glaube allerdings ſeine Kraft verloren; und ſchwerlich ſind ihm die guten Nürnberger ſelbſt mehr zugethan.

Die baieriſchen Regierungsmaximen ſind nicht geeignet, den Stoffen des Bürgerthums eine freie Geſtaltung zu vermitteln.

Der hochweiſe Magiſtratus ſelbſt bläſ't in's Horn des Regiments. Leute, die ſeine Rechnun-

gen revidiren und ſeinen ſchlechten Adminiſtrationsſtyl feilen, ſind dem hochlöblichen Magiſtrat ſehr unangenehm, und zur Sicherſtellung ſeiner Gemüthsruhe jagt er ſolche Leute fort, ſeinethalb zum Teufel. Hingegen nimmt ſich Magiſtratus in ſeinen Lichtparthieen gar nicht übel aus; doch iſt's nöthig, daß man ihn bei Abendbeleuchtung betrachte, wo die Magik des Lichts das grelle Dunkel der Schlagſchatten hemmt. Darum aber keine Feindſchaft, Ew. magiſtratliche Gnaden!

Die Kunſt nahm mich in Nürnberg viel in Anſpruch; nur abwechslungsweiſe hielt mich die Natur gefangen. So des Abends im Thespiskarren, wo eine jämmerliche Lokalpoſſe aus der Fabrik öſterreichiſcher Zauberpoeſie in elendiglicher Weiſe abgehaſpelt wurde. Ohne die Schöne zu meiner Rechten hätt' ich's nicht ausgehalten. Aber ſie war ſo ſchön, ſo bürgerlich ſchön, daß ich mir geſtehen mußte, noch niemals einen erſten Eindruck empfangen zu haben, der gleich dieſem ſo furchtbar zündete. Auch ging ſie mit der liebenswürdigſten Naivetät auf mein höchſt anſtändiges Geſpräch ein. Und doch ſprach ich weder vom Wetter, noch von den Vorzügen des eben vorgeführten Stücks, ſondern rundweg von dem Vergnügen, das

ich darüber empfände, ſchon in den erſten Stunden meines Verweilens in dem herrlichen Nürnberg eine ſo reizende und angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Das Fräulein erröthete für einige Sekunden tief, doch verwundete mein Compliment ſie nicht.

Unter ſolchen Umſtänden war das Ende des traurigen Stücks früher, als ich gewünſcht, herangekommen. Die fabelhaften Mittelmäßigkeiten des Darſteller-Perſonals hatten das Gute, was noch etwa an der Poſſe ſich finden mochte, zur ſchauderhaften Gemeinheit verzerrt. Trotz des Zauberöls aus dem Auge meiner Schönen, verließ ich das Haus gerädert.

Der Streitfrage meines geſellſchaftlichen Individuums, ob ich es wagen dürfe, meiner Nachbarin in Ermangelung eines andern Armes meinen eignen anzubieten, ward bald begegnet durch das Herbeikommen eines langweiligen Jünglings, der die Schweſter mit brüderlicher Gleichgültigkeit in Empfang nahm. Ich hätte den langen, ſchlanken Menſchen erdroſſeln können!

Das Mädchen hatte in allem Ernſte einen neuen Funken in meinem ausgekohlten Herzen entzündet; wenigſtens fühlt' ich in dieſem Momente

ſo heftig als je das Bedürfniß einer Anknüpfung an ein weibliches Weſen, das in dieſer Welt des Mißverſtändniſſes mich richtig erfaſſen und in Gemüthsſachen ergänzen möchte! Denn ich habe ja, wie meine Feinde behaupten, kein Gemüth; ich ſoll eines jener kalten Weſen ſeyn, die immer nur warm werden, wenn des Verſtandes Groll ihrer Meiſter wird, und die mit den Regungen ihres Herzens im Intereſſe ihres Haſſes Wucher treiben; die ſtets ſentimental werden mit geballter Fauſt!

Ihr armſeligen Eintagsfliegen, die Ihr meinen Charakter mit ſolchem Vorwurf trüben wollt! Weil ich Euch verachte, beſchuldigt Ihr mich niedrigen Haſſes; und weil Ihr mich ſchon warm geſehen, indem ich die Gemeinheit züchtigte, wollt Ihr, blind für die Momente, wo ich begeiſtert war, die Ueberzeugungen meines Herzens auf die Fleiſcherbank meines Verſtandes rütteln! Ich lache Eurer Jammerlichkeit!

Um an die beſagte Jungfrau noch eine zeitgemäße Reflexion zu knüpfen, ſo glaube ich, daß jener Fluch, der ſich als gezackter Todesdämon unſrer Gedanken- und Gefühlswelt in der häufigen Gemüthszerſchlagenheit der herrſchenden Gene-

ration offenbart, weniger von der Tragik eines Gefühls, einer Sehnsucht herrührt, für die es keine Befriedigung gibt; als vielmehr von der isolirten Stellung, in welche namentlich manche der jüngern öffentlichen Persönlichkeiten gebannt ist. Weil Literatur und Literaten — auf die hier mein Auge vorzugsweise gerichtet ist — sich ausserhalb des Zirkelkreises des Staatslebens bewegen müssen, und fast nur ausserhalb der Mauer, welche die Gesellschaft umschließt, ihre Nachtwächterrufe an die letztere erschallen lassen können, damit dieselbe nicht in der Wolle der materiellen Civilisation den Morgen des intellectual-politischen Tages verschlafe: so ist es natürlich, daß diese künstliche Verbannung aus dem direkten Connere des Staatslebens uns mit einem Gefühle der Vereinsamung erfüllt, das durch kein andres Bewußtseyn aufgehoben oder neutralisirt werden kann.

Wir sind aber eben so gut Menschen, wie die übrigen, ja wir haben sogar die Präsumtion für uns, daß bei der fortdauernden Vibration unsrer Geistes-Elemente auch die Leidenschaften des Herzens weit energischer und gewaltiger sind, als bei den übrigen Menschenkindern.

Folgerichtig ergibt sich hieraus die Ueberzeu-

gung, daß bei ſolcher innern Verfaſſung ein vermittelndes Dritte, das unſer vom Staatsorganismus abgelockertes Individuum an denſelben wieder anknüpfe, nur um ſo nöthiger ſey. Weil aber dieſe Anknüpfung, durch welches Organ ſie erfolgen möge (das natürlichſte und bindendſte Organ iſt die Ehe), die abſolute Freiheit unſers Einwirkens auf jenen Organismus und deſſen Entwickelung aufhebt, da wir als Theil des Ganzen die Spitze jener Selbſtſtändigkeit einbüßen, die wir nur in unſerer Gegenüberſtellung der Geſellſchaft mehr oder minder (je nach der größern oder geringern Ausbildung unſrer Charakterkraft) zu behaupten vermögen: ſo ſind wir um der beſſern Bewahrung ſolcher Unabhängigkeit willen ſehr häufig gehalten, jene Anknüpfung zurückzuweiſen.

Daher die gar nicht ſeltene Zerſchlagenheit unſers innern Menſchen, in welchem Geiſt und Herz, Charakter und Leidenſchaft in ewigem Kampfe liegen, und öfter die Einheit unſrer Pſyche zerſchleudern. Nun ſcheint es freilich, als ob dieſe unſre abenteuerliche Zwitter-Exiſtenz neben oder gegenüber dem Staate und der Geſellſchaft unſre eigene Schuld ſey; ob es doch gleich die Wurzeln deſſelben von uns bekämpften Uebels ſind, deren

Faulheit auch unsre Ausschließung vom Staate bewirkt. Ich spreche hier, wie es sich von selbst versteht, von den deutschen Staaten; *) in England und in Frankreich, wo jene morschen Flecke des Staatsorganismus beseitigt sind, nimmt der Schriftsteller eine viel freiere Stellung ein. Doch warum dieses? Weil hier der Staat nicht eine todte Mechanik ist, wie zumeist in Deutschland; eine Mechanik, in welche kein fremder Werkführer greifen kann, ohne die professionellen Angestellten bei der Maschine glauben zu machen, der ganze Bau werde hierdurch aus seinen Fugen gebracht; eine Mechanik endlich, die vor jeder freien Selbstthätigkeit zurückbebt und daher ängstlich bemüht ist, die letztere wenigstens aus dem nächsten Umkreis ihres Baues fern zu halten.

Für deutsche Literatur, wenn sie nicht offizios ist, gibt sich jetzt die Nutzanwendung von selbst. Man kann uns, wie man so gerne thäte, nicht geradezu verstummen machen und einsperren; und ergreift deshalb, um sich gleichwohl so viel möglich sicher zu stellen, eine Repressalie, die noch viel wirksamer seyn würde, wenn man damit zugleich jede miß-

*) Einen deutschen Staat gibt es ja nicht mehr.

liebige Charakterkraft vernichten könnte: man ſchließt uns von der unmittelbaren Werkſtätte der Staatslenkung aus, wenn wir nicht unſre Geſinnung und unſern geiſtigen Menſchen zum Opfer bringen.

Wir müſſen unſre Selbſtſtändigkeit hingeben, wenn wir vom Staate adoptirt ſeyn wollen; und wenn wir im Stande ſind, uns jene zu bewahren, ſo gerathen wir in eine unnatürliche, doch nothwendige Stellung gegenüber dem Staate, wodurch wir oft des Gefühls der geſellſchaftlichen Heimlichkeit verluſtig werden. Und doch findet ſich nur in dieſer das wahrhaft bürgerliche Glück; deßhalb müſſen wir ſtark genug ſeyn, des letztern zu entbehren, um unſerm Wirken die mögliche Freiheit zu ſichern. Es tröſte uns für ſo manche Entſagung die Hoffnung, daß ja doch noch einmal eine Zeit kommen werde, die die Keime unſers Wirkens zur Blüthe bringt und zur Frucht emportreibt.

Wie ich nun aber alle dieſe interpellirenden Reflexionen an eine nürnberger Jungfrau knüpfen konnte, wird freilich von manchem Leſer nicht recht begriffen werden. Das Zarte und Schöne hat ſo weniges gemein mit den düſtern Dunkelfarben, durch welche allein jene Gedankenbrechungen zum Ausdruck

gelangen konnten, daß eine Ideenverbindung scheinbar nicht in diesem Kreise lag. Ich aber antworte auf diese Zweifel, ob nicht grade das Schöne, durch dessen Vermittelungen wir des Lebens eigentlich erst froh werden, uns auch hinweisen müsse auf seine Gegensätze, die, wenn wir ihrer Herrschaft verfallen, uns desto heftiger umkrallen werden, je tiefer wir den Mangel besagter Vermittelungen fühlen.

Die Gänge des nächsten Tages begann ich damit, den Kunstverein im Dürer'schen Hause und die Gemäldegalerie in der Burg in Augenschein zu nehmen. Dort nahm ich in diesem Augenblicke nicht eben hinlängliche Beweise dafür wahr, daß Nürnberg den rechten Weg eingeschlagen, seinen alten Kunst- und Künstlerruhm sich zu bewahren; und hier ward ich zwar von manchem Dürer-Produkte, von Snyder'schen Thierstücken und von Gestalten im Genre der Cranach'schen Venus angesprochen, im Ganzen aber doch ziemlich kalt gelassen, was wohl seinen nächsten Grund in meiner subalternen Begeisterung für bildende Künste haben mag.

Um so mehr dagegen interessirten mich die lebenden Tableaux, die ich bisweilen in den heimlichen Erkern der mittelalterlichen Häuser gewahrte.

Eine keusche deutsche Frauenbüste, mit freundlicher Neugier zwischen reichen Blumengewinden herabsehend, auf ihrer rechten Schulter ein blondgelockter Knabe mit großen hellen Augen, der vermittels der einen Hand mit dem Kopfe der Mutter spielt, und mit der andern den großen braunen Kater streichelt, welcher im Bewußtseyn seines stolzen Familienrechtes einen Platz neben seinem jungen Gebieter eingenommen hat. Im Fenster nebenan schmaucht der jugendliche Hausherr seine Pfeife, mit einem Finger die Liebkosungen seines kleinen Pudels abwehrend, mit einem andern den Nürnberger Correspondenten festhaltend, der in aller Welt gelesen wird, weil er kein Ultraciſt ist und gerne bei der Wahrheit bleibt.

Kam ich aber an einem Hause vorüber, wo mehre dieser herrlichen echt deutschen nürnberger Mädchenköpfe ihre Magnete gleichzeitig auf mich niedersenkten: ei da hätt' ich trotz Anstand und Hauspolizei grade zu ihnen hinaufspringen und ihnen, um mich bürgerlich-gemessen auszudrücken „alles Gute und Liebe" sagen mögen. Dürer's Force in naturgetreuer Abschilderung deutscher weiblicher Formenschönheit wird uns leicht begreiflich, wenn wir bedenken, daß die Ahnmütter

dieſer holden Walkyren der Gegenwart ihm zum Modell geſeſſen haben; während mein Faible für Nürnbergs Frauen, im Gegenſatze zu jener Forcr, aus gleichen Quellen herzuleiten iſt.

Andre nürnbergiſche Genrebilder gewährte mir das Innere mehrer Bierkneipen und Garküchen, wohin ich vom Lohnbedienten gebracht wurde. Wenn ich mich recht entſinne, ſo heißt eine der erſten „Jammerthal."

Ein dünnes, langes, finſtres Loch, mit einer Art von Anbau im Hofe, wo verſchiedene amphitheatraliſche Bequemlichkeiten zu angenehmerm Biergenuſſe angebracht ſind. Ob es gleich erſt früh um zehn Uhr war, fand ich doch ſchon zahlreiche Geſellſchaft. Ueberhaupt trat mir die üble Gewohnheit der ſüddeutſchen Mittelſtände, früh um halb zehn Uhr die Beſchäftigung bei Seite zu legen und zu einem guten Imbiß ſich in's Wirthshaus zu verfügen, in Baiern am ſchroffſten entgegen.

Culturhiſtoriſch iſt dieſer liderliche Gebrauch ſehr wichtig. Wenn er kaum ein paar Stunden gearbeitet hat, eilt der Philiſter und Meiſter Proletarier in die Kneipe, ſich bei Speiſe und Trank zu erluſtigen.

Unter unnützem Gespräch und kostspieligem Genuß wird so die schönste Tageszeit verzettelt. Endlich bricht man zur Mittagszeit nach Hause auf. Man setzt sich zu Tisch, aber Meister Proletarier macht ein krummes Gesicht zu Kartoffeln und Schweinefleisch, weil seinen gefüllten Magen nach würzigerer Kost gelüstet. Er sticht mürrisch mit der Gabel an der Speise herum, deren er ein Viertheil mit Widerwillen zu sich nimmt. Mann und Frau schneiden schiefe Gesichter. Ist der erstere, wie es meist der Fall, ein unvernünftiges Geschöpf, so zankt er wohl noch mit vollem Magen die Frau recht weidlich aus, daß sie ihm so schlechte Waare vorgesetzt; die zärtliche Ehehälfte hingegen nimmt diese Veranlassung wahr, ihr ganzes Herz gehörig auszuschütten. Daß die Pointe, wenn man im Wirthshaus sein Geld verschleudere, so könne die Frau zu Hause mit Wasser schmelzen, zur ausführlichen Besprechung kommt, versteht sich wohl von selbst. So aber entstehen die ersten häuslichen Zwiste, die mehr und mehr in's Große sich ausflachen, bis sie zuletzt mit jämmerlichem Trübsal endigen.

Der Einflüsse will ich hier gar nicht gedenken, die eine solche Lebensweise auf die innere Consti-

tuirung des Bürgers, als Theils einer politiſchen Geſellſchaft, ausübt.

Der Frühſtückler, der Frau und Kind zu Hauſe darben läßt, während er den Verdienſt des Tages im Wirthshauſe aufzehrt, kann unmöglich Motive eines guten Bürgers in ſich haben. Je ſchlechter ſich zu Hauſe tagtäglich ſeine Verhältniſſe geſtalten, deſto tiefer verſinkt er auch in ſeine üblen Gewohnheiten, bis er endlich an jener Klippe ſcheitert, die zu guter Letzt, im Dienſte der Eumenide, aller Erbärmlichkeit ein Ende macht. Ein ſolcher Menſch iſt immer viel weniger ein Treib- als ein Hemmrad der Entwickelung der Geſammtheit.

Er iſt eine faule Speiche im Rade des Fortſchritts, die im Intereſſe der Geſellſchaft je eher, deſto beſſer herausgeriſſen werden ſollte, um ſtarkes Eichenholz an ihre Stelle zu pflanzen.

Denn es iſt nicht genug, daß wir die Mißfarben an der Erſcheinung Derer bekämpfen, die auf der Höhe der Geſellſchaft ſtehen und ihre wirkſamen Kräfte durch den Organismus des Staatsverbandes treiben; vielmehr thut es vor allen Dingen noth, daß der Bürger ſelbſt dieſes Begriffes immer würdiger werde, und ſtets mehr ſich einer Zuthat entkleide, die als Zunder der moraliſchen

Rohheit betrachtet werden kann. So lange die vernunftlose Thierheit in ihm herrscht, ist er nicht der Freiheit, sondern nur des Prügels werth.

Die Garküchen scheinen in Nürnberg noch eine größere Rolle zu spielen, als in Norddeutschland die Conditoreien. An beiden Orten versammelt man sich aus gleichem Motiv, nämlich aus dem Motiv der Geselligkeit; nur die weitern Zwecke sind wesentlich verschieden.

In dieser Verschiedenheit treten die Gegensätze süd- und norddeutschen Lebens recht grell hervor. Dort Sauerkraut, Bratwurst und Schweinefleisch; hier Confekt und Cacao. Es war gegen eilf Uhr, als ich in eine jener in Nürnberg berühmten Anstalten eintrat. Ebenfalls im Innern und Aeussern sehr niederträchtig.

In einem schmalen, dunkeln Verschlage, der Stube genannt wird und den wir Anstand nehmen wurden, einem Bedienten zur Wohnung anzuweisen, fand ich eine Gesellschaft geputzter Männer und Frauen, die in Sauerkraut, Bier und Bratwurstien vertieft war.

Man schien sich an meiner Verwunderung zu ergötzen, so verschiedenartige Zecher zu solchem Genusse hier vorzufinden. Ob nun gleich solche

Orte dazu ereignet ſind, uns in's Innere des geſelligen Körpers einer Stadt manche Blicke thun zu laſſen, ſo war mir dieſe Küchen-Atmoſphäre doch zu fett und ſchwül, als daß ich's länger als eine Viertelſtunde darin ausgehalten hätte. Nicht deſto minder uſurpirte die blutverdickende Eigenſchaft jener Atmoſphäre ſelbſt bei ſo kurzer Zeit die willkührlichſte Gewalt über meine Perſon, ungeachtet ich mich energiſcher Nerven rühmen kann. Als ich in mein Gaſthaus zurückgekommen war, kam ich mir vor, als hätten die Dünſte und Dämpfe der Garküche meinen Verſtand gefangen genommen; ich war geiſtig todt. So lernt' ich diesmal, ob ich gleich dran ſchuldlos war, an mir ſelbſt auf's Neue die bittre Wahrheit kennen, daß der thieriſche Menſch den geiſtigen immerdar aufhebt und auslöſcht. Deßhalb gelangt dieſer rothe, feiſte, baieriſche Biermenſch auch nicht ohne geiſtige Einbuße in den Beſitz jener phyſiſchen Behaglichkeit, innerhalb deren von einem edeln Fluge der Pſyche nicht mehr die Rede iſt. Der politiſche Culturgrad ſteht auf den meiſten Punkten in Baiern immer unter dem Niveau eines rohen Materialismus.

Die materielle Civiliſation verſchlingt jede

spiritualistische Anknüpfung, die die Pfafferei in den katholischen, und der armselige Pietismus in den protestantischen Provinzen übrig läßt. Von einem wissenschaftlichen Bewußtseyn kann in diesem Lande nur ausnahmsweise die Rede seyn; und auch hat sich dieses zumeist in's protestantische Franken zurückgezogen. So hatte Nürnberg gelehrte, tüchtige und patriotische Männer zu jeder Zeit; auch heutzutage weis't es deren vor. Ich erinnere unter andern an Daumer'n, den philosophischen Forscher auf dem Felde christlicher Theologie, an den durch Schrift und That bewährten Freund der Menschheit; und an den Pädagogen Ghyllani, der durch sein kräftiges und eigenthümliches Auftreten gegen die römische Despotie sich die Zeitgenossen zu bleibendem Danke verpflichtet hat. Auch lebte früher hier der tüchtige Riedel, der jetzt in Bamberg weilt. Unter den baierischen Städten hat auch Nürnberg das größte literarische Bedürfniß, was trotz Barkuchen und andern Anstalten für die Leibespflege, aus manchen Merkmalen hervorgeht. Unter den hier einschlagenden Beweisen führ' ich das Daseyn mehrer Lesebibliotheken an, die das Neueste und Beste aus deutscher Literatur darbieten und durch die Theilnahme des Publikums im

Stande ſind, ſich zu erweitern und zu vervielfältigen.

An Journal-Leſezirkeln fehlt es auch nicht, und namentlich iſt das „Muſeum“ mit einer trefflichen literariſchen Anſtalt ausgeſtattet, die ihres Gleichen in Deutſchland ſucht. Gleichermaßen iſt die nürnberger Polizei in Rückſicht auf die hier aufliegenden politiſchen Journale nicht ſo ängſtlich und dienſtbefliſſen, wie in München, wo ich im „literariſchen Verein“ während dreier Wochen die Leipziger Allgemeine Zeitung nur fünfmal, ſage fünf mal, zu leſen bekam, weil ſie an den andern Tagen von der Polizei hinweggenommen wurde.

In neuerer Zeit will ſich von Nürnberg aus durch das dort gegründete, durch den werthvollſten Inhalt ſich auszeichnende „Athenäum“ ein produktives literariſches Leben geltend machen, wozu wir gerne gratuliren. Doch ſteht zu befürchten, daß die wohllöbliche Cenſur die kräftigſten Blüthen bricht.

Im Allgemeinen hat mich die Intenſität des nürnbergiſchen Lebens, wie ich es kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſehr angeſprochen. Namentlich ſoll hier die Traulichkeit und fröhliche Behäbigkeit des deutſchen Familienlebens ſich noch

am reinſten und herzlichſten ausſprechen. Von Gewicht mögen auch in intellektualer Beziehung die freimaureriſchen Einflüſſe ſeyn, deren ſich das proteſtantiſche Nürnberg noch zu erfreuen hat.

Die Männer, mit denen ich in Berührung kam, erwieſen mir gaſtfreundliche Zuvorkommenheit und trugen mir ein deutſches Herz entgegen. Das iſt viel in unſerer Zeit verkrüppelter Deutſchheit! Ich verließ Nürnberg mit heiterm, dankbarem Sinn.

IX.

In Erlangen nahm mich eines Abends die „blaue Glocke" auf, in deren Schooß ich friedlich ſchlummerte. Die kleinen flachen Häuſer dieſes ärmlichen Städtchens mit ihren alten burſchikoſen Erinnerungen, die, wie mir verſichert wurde, durch die dortige ſtudentiſche Jetztwelt erbärmlich traveſtirt werden, machte auf mich einen ſehr gemiſchten Eindruck. Die Natur um Erlangen iſt öde und ſandig, die Menſchen im Städtchen ſelbſt ſchienen mir langweilig und niedergedrückt.

Auch unterließ die Wirthin zur blauen Glocke nicht, mir ausführlich zu erzählen, wie es in dieser argen Zeit vollends gar nicht auszuhalten seyn würde, wenn nicht die paar hundert junger, freilich selbst meist armer Leute, die hier den Studien und dem Bierfaß obliegen, in Erlangen anwesend wären.

Ich gestehe gern, daß mir noch nirgend die Verhältnisse so klein, so geringfügig, so abderitenhaft vorgekommen waren, als in diesem Frankenstädtchen, das trotz seines Namens doch nie was Erkleckliches erlangen zu können scheint.

Indem ich jedoch meinen Blick in der Vergangenheit und Gegenwart dieser schwindsüchtigen Universität herumschweifen ließ, begegneten mir Namen und Bestrebungen von Bedeutung, und goßen über die Aermlichkeit der ganzen Ortserscheinung eine Art von Nimbus aus, der mich nöthigte, den in mir aufsteigenden mit Mitleid gemischten Spott zurückzuhalten.

Hier hatte einst, in den siebenziger Jahren und später, der alte Klüber gelehrt, in der Mitte von Collegen, die nachmals mit der Berühmheit seines eignen Namens wetteiferten; auch erfand hier Schelling seine Naturphilosophie. Von Erlangen

aus wurde, wenn ich mich recht entsinne, das „philosophische Journal“ der Herren Schelling und Hegel redigirt, das die ganze neuere Philosophie umstürzen und an die Stelle der Thätigkeit des gemeinen und natürlichen Menschenverstandes die Actionen des ungemeinen und übernatürlichen Menschenverstandes setzen wollte; was gewiß auch geschehen seyn würde, wenn das Journal an solchen Bemühungen nicht schon nach dem Erscheinen des dritten Heftes Schiffbruch gelitten hätte. Wäre die fixe Polarität des Innerhalb und Aufferhalb, Diesseits und Jenseits damals schon hinlänglich überwunden und die Philosophie aus der Sphäre der Reflexionskultur bereits herausgeführt gewesen: so würde auch wahrscheinlich die Besiegung des gesunden Menschenverstandes durch die Herren Schelling und Hegel, zufolge des Aufhörens des philosophischen Journals, nicht so lange gehemmt worden seyn.

Und seit vielen Jahren lebt der in seiner Art größte deutsche Dichter der Gegenwart in Erlangen: Friedrich Rückert. Die deutsche Freiheit, wie sie am Schlusse der zweiten Decade unsers Jahrhunderts beabsichtigt worden, wollte eine unbedingte Entfesselung des Gedankens und die

vollendetſte Manifeſtation der politiſchen Idee, welche dem möglichſt - vollkommenen Staate zur Wurzel dient. Darum ließen die Prieſter jener Freiheit die weichen deutſchen Haare den kecken Nacken umwallen, ſtark und kühn gab ſich die Bruſt der Atmosphäre preis, und ein Sinnbild der Jugend erſchienen Hals und Nacken, die Träger des Kopfes, blos und frei.

Jene Freiheit iſt zuſammengeſtürzt und ihre Prieſter ſind zumeiſt gefügſame Philiſter geworden. Nur ein einziger deutſcher Mann, ein Dichtergenius, kann jener Träume nicht vergeſſen, in deren Wahrheit ſich deutſches Leben und deutſche Zukunft froh verſchönen, und das alte theure Vaterland gewaltig ſich verjüngen ſollte. Darum hängen noch immer die ſchwarzbraunen Haare wild und unordentlich über ſeinen Nacken hinab, Hals und Bruſt ſind frei, und den impoſanten Leib bedeckt ein Rock Alt-Deutſchlands: — aber der Nacken ſcheint gebeugt, und die Bruſt ſcheint nicht mehr froh zu ſeyn. Ich ſpreche von Friedrich Rückert. Ich fand ihn über einem Manuſcripte von Sanskrit in einem dunkeln Studierzimmer. Eine echt deutſche hohe Männergeſtalt! Braune, den Nacken herabrollende Haare, freien Hals, freie

Bruſt, ein ſtark markirtes Geſicht, mit einem beſcheidenen, aber tiefblickenden Auge unter der Wölbung dunkler energiſcher Braunen. In ſeinem Angeſichte lagern die Schlagſchatten der deutſchen Gegenwart, der Ernſt gemißhandelter Hoffnungen, ein Groll über die geringen Anwartſchaften der Zukunft. In die Träume des Oſtens verſenkt, in den Wundern des Morgenlandes ſchwelgend, gelingt es ihm nicht immer, ſo mancher bittern Empfindung über den Jammer des Abendlandes Herr zu werden.

Welche Höhe des Geiſtes, welche Gewalt der Phantaſie gehört dazu, aus dieſen engen finſtern Gefängnißmauern, in welchen ſein Körper lebt, nach den fabelhaften Zonen des Oſtens ſich hinwegzutragen, um die Schönheiten des dortigen ewig jungen Daſeyns zu koſten! Fürwahr, Rückert iſt ein großer Menſch und ein herrlicher, aber auch unglücklicher Dichter, der das Loos der Meiſten ſeines Gleichen theilt, von Vielen überſchwänglich gelebt, von Manchen ganz mißachtet zu werden, von Keinem aber erkannt zu ſeyn.

Hier ſtreut eine unzulängliche, faſt knabenhafte Begeiſterung, wie ſchon in den Halleſchen Jahrbü-

chern *) und an andern Orten geschah, das dampfende Gewölke ihres Weihrauchs aus, dort rümpft ein Tieck-Schlegel'scher Romantiker mit frechem Hohn die Nase, aber Keiner weiß die Tiefe oder den seichten Boden mit klarem Bewußtseyn anzugeben, woraus er eine in sich begründete Begeisterung oder Mißachtung geschöpft.

Ich wiederhole: von einem wissenschaftlichen Erkennen Rückert'scher Poesie verlautete in den Organen unsrer literarischen Kritik noch nichts. Immer machten sich in den Urtheilen über Rückert blos subjektive Stimmungen und Coterie-Ansichten kund. Das Volksbewußtseyn kann in diesem Streite nicht vermittelnd dazwischentreten, da es von Rückert'scher Dichtweise sich noch nicht hinlänglich durchdrungen hat und auch heute zu solcher Erfassung noch nicht überall befähigt ist. Alle Gebildeteren aber, die vom eiteln und dummen Schulvorurtheile frei sind, erkennen in der Rückert'schen Poesie die höchsten Spitzen menschlicher Gestaltungskraft, das tiefste Versenken in die fremdeste Gefühls- und Gedankenwelt, die Biene, welche aus den Blüthen des orientalischen Geistes

*) Von Stuttgart aus.

den reinsten, süßesten und wahrhaftigsten Honig zieht.

Ein geschlossenes Urtheil über Rückert wird, wie bei allen ausgezeichneten Geistern, erst die Nachwelt zu geben im Stande seyn. Daß jenes Urtheil unter dem vielen Herrlichen, was Rückert geschaffen, auch manches Einzelne verdammen werde, mag nicht bezweifelt werden. Zu diesem Letztern muß leider auch das neueste Produkt der Rückert'schen Muse, das versifizirte Leben Jesu gerechnet werden, worin die poetische Anschauungsweise Rückert's einen tiefen Fall gethan. Wir hoffen daß sie in Indiens brennender Sonne sich wieder erheben werde!

Ob die geringe Theilnahme, welche der Hof von München am Rückert'schen Schicksale zu nehmen scheint, für die poetischen Neigungen zeuge, deren derselbe langehin gerühmt wurde, lassen wir dahin gestellt. Aber gewiß ist, daß Rückert's freie Dichternatur nicht fügsam ist jenen Grundsätzen, die jetzt von Baiern aus gepredigt werden. Seit Jahren wird Rückert von seiner Regierung offenbar zurückgesetzt.

Eine spärliche Besoldung als Professor der orientalischen Literatur an einer Universität, wo

die für den Staatsſchubkarren ſich heranbildenden jungen Leute froh ſind, wenn ſie ihr bischen Latein und Griechiſch inne haben, iſt der einzige Ausdruck der Anerkennung der Rückert'ſchen wiſſenſchaftlichen Bedeutſamkeit von Seiten der baieriſchen Regierung. In München würde Rückert wenigſtens ein größeres Feld akademiſchen Wirkens haben; ob er freilich durch die dortigen Verhältniſſe zu ſtärkerer poetiſcher That angeregt werden würde, iſt zweifelhaft. So lange wir nicht in das innere Uhrwerk eines Dichters ſchauen können, läßt ſich nicht beſtimmen, ob hier oder dort der Pendel raſcher vibriren würde. An Berufungen auf andre deutſche Univerſitäten ſoll es Rückerten nicht gefehlt haben; allein ſie mögen nicht von der Art geweſen ſeyn, um entſchuldbare Veranlaſſung zum Aufgeben einer Stellung zu werden, in welcher Rückert ſich doch behaglich finden muß, da er ſo lange darin verharrt hat. Ja, das ruhige, ſtille, kleinbürgerliche Leben Erlangens ſcheint bisher mehr anregend als hemmend auf ſein Dichterſchaffen gewirkt zu haben. An dieſem kleinen friedlich-freundlichen Orte wird der in weite Fernen ſich verſenkende Geiſt durch keine prahleriſchen Abnormitäten der Menſchennatur und nicht

durch das zerstreuende und zerschlagende Getümmel des größern Städtelebens abgezogen. Die wilden Wogen der Leidenschaft und eines falschen Ehrgeizes brechen hier an einem friedlichen Zaune.

Von harmlosen Menschen umgeben, inmitten einfacher, doch freundlicher Verhältnisse, kann er so ungestörter von seinem kleinen, dunkeln Studierstübchen aus seine poetischen Geister hinausschiffen lassen in die Fluthen des heiligen Ganges, dort alle Sagen und alle Geheimnisse des Morgenlandes zu erforschen und in holden Melodieen sie uns kund zu thun. Rückert ist unter allen Umständen einer der bedeutendsten Dichter der Gegenwart, und wir glauben sogar, daß seine poetische Zukunft noch größer sey, als seine Vergangenheit, die schon so manchen edeln Geist gekräftigt und erhoben hat!

Nunmehr lebt auch in Erlangen der bekannte Kanonist Dr. Samuel Klüber, (Bruder des berühmten zu Frankfurt verstorbenen Publizisten), der noch jetzt im „Eremit" und andern deutschen Blättern für kirchliche Freiheit und den politischen Fortschritt mit verständiger Mäßigung und großer Kenntniß der einschlagenden Stoffe ficht.

Professor Böttticher, Sohn des seligen dresdener Hofraths, dessen Nachlaß er nur nach Ausmerzung so vieler Indiskretionen hätte ediren sollen, spielt wohl hier keine bedeutende Rolle; wie denn überhaupt das hiesige Universitäts- und wissenschaftliche Leben höchst ärmlich ist.

Es läßt sich nicht denken, daß es einem jungen Manne möglich werde, hier nur auf halbem Wege sich wissenschaftlich auszubilden, da die meisten Elemente, aus denen er schöpfen muß, zu karg und öde sind. Auch wird wohl in nicht allzu ferner Zeit, die Befürchtung in Erfüllung gehen, daß diese Universität gänzlich aufgehoben werde.

Ihre Existenz war in neuerer Zeit dem abgebrannten Dochte zu vergleichen, dessen Stumpf noch nicht völlig verlöscht ist, weil ihn noch ein Tröpfchen spärlichen Oeles tränkt. Die unschwer zu erlangende Ueberzeugung, daß drei Universitäten für das nicht allzu heftig nach Wissenschaft durstende Baiern ein abscheulicher Luxus seyen, kömmt dem Bestreben der dortigen Staatsmaximen bestens zu Hülfe, wornach eine protestantische Universität unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Baiern jedenfalls überflüssig ist.

Ohnedies knüpfen sich an dies kleine prote-

stantische Erlangen so manche unangenehme Erinnerungen burschenhaftlicher Natur, daß man dieselben gerne in ihrer Wurzel aufhebt, und künftig lieber ein eigenes protestantisches Seminarium gründet, das, unter den Schutz des Herrn Consistorialpräsidenten Roth gestellt, zweifelsohne viel staatsangemessenere protestantische Theologen heranziehen dürfte, als die theologische Facultät in Erlangen, um deren willen man doch bis jetzt die gesammte Universität bestehen ließ. Doch es steht uns nicht zu, die baierische Regierung belehren zu wollen; sie wird, nach alter Gewohnheit, immer Dasjenige thun, was ihr für ihre Zwecke am förderlichsten dunkt

---

V.

So lange Bamberg ein geistliches Fürstenthum war, wüthete dort die Cholera der Möncherei, Alles beknechtend und zerdrückend, was nicht schon ursprünglich ein Sclave war.

Noch jetzt lassen sich die Bamberger an ihrem Herkommen, an ihrer pfaffischen Vergangenheit er-

kennen. Wo nicht ein armseliger Ultraismus blödsinniger Frommheit in den Physiognomien sich ausprägt, da tritt die Erinnerung an die materiale Lasterhaftigkeit der alten Pfaffen um so kecker hervor, im einen wie im andern Falle eine Frage bietend, die uns mit Ekel erfüllt.

Die Feier des Fronleichnamsfestes fiel in die Zeit meiner Anwesenheit in Bamberg, was mir in so fern angenehm war, als ich hierbei Gelegenheit fand, der Spiegelfechterei menschlicher Jämmerlichkeit eine neue Seite abzugewinnen. Was soll ich die Feier lange beschreiben? Ein jeder meiner Leser ist doch gewiß schon einmal Zeuge eines solchen Festes gewesen, hat Blumenbekränzte Straßen gesehen, auf ihnen heranschreitend einen langen Zug abenteuerlich gekleideter, erbärmlichen Unsinn in die Luft redender Menschen, nach Zünften und Fahnen, Pfaffen und Profanen abgetheilt. Da die katholischen Städte Baierns bezüglich eines pomphaften Feierns dieses Festes mit einander rivalisiren und Bamberg seit vielen Jahren aus solchem Wettkampfe stets als Siegerin hervorgegangen war: so war mir die heutige kolossale Travestie des gesunden Menschen-

verſtandes und der wahrhaften chriſtlichen Religionskultur um ſo begreiflicher.

Woher es wohl kommen mag, daß wir Proteſtanten inmitten eines in ſolcher Weiſe ſich ausſprechenden Katholizismus uns ſo unbehaglich fühlen? Vielleicht darum, weil unſer rationaler, ſeiner ſelbſtſtändigen Exiſtenz ſich bewußter Geiſt, in ſolchem komödiantiſch-plumpen Treiben eine Hinweiſung auf die abſolute Armſeligkeit einer großen Kategorie des chriſtlichen Menſchenthums erblickt?

Trotz des Fronleichnamsfeſtes bracht' ich einige recht heitere Tage in Bamberg zu, die ich theilweiſe dem gebildeten und wohlwollenden Herrn Kunz verdanke, welcher der deutſchen Leſewelt unter dem Namen J. Kunk vortheilhaft bekannt iſt. In ſeiner Begleitung beſucht' ich die herrlich gelegene Altenburg, von welcher man einer wahrhaft überraſchenden Ausſicht genießt. Von hohem Intereſſe war wir, was mir Herr Kunz ſowohl an dieſem Orte, als in dem ſ. g. „Hain" (dem bamberger Parke) über Amadeus Hoffmann, ſeinen alten ſeligen Freund mittheilte, indem er auf deſſen Lieblingsplätze mich aufmerkſam machte. Die Erinnerungen, in welchen Herr Kunz bei ſolcher Gele-

genheit ſich erging, hellten mir manche bisher noch dunkle Parthieen an der Erſcheinung Hoffmann's auf. Die Statüe Nepomuk, die in Funk's trefflicher Schilderung: „Hoffmann und die Epigonen in Bamberg„ eine Rolle zugewieſen erhielt, ward ebenfalls mit Aufmerkſamkeit beſehen, mit erhöhter Neugier aber ein an der ſüdlichen Spitze des Hains jenſeit des Fluſſes gelegener Beluſtigungsort beſucht, wo jeder Stein wehmüthige Reminiscenzen an Hoffmann zurückrief.

In der Kupferſtichſammlung des um die Kunſtgeſchichte ſehr verdienten Herrn Heller ſah ich noch Handzeichnungen von Hoffmann, die ganz im Geiſte der verwitterten Originale ſeiner literariſchen Phantaſie-Schöpfungen, durch die eigenthümliche Poeſie ihrer Fratzenhaftigkeit mich höchlich überraſchten und erfreuten, wie ich denn überhaupt Herrn Heller'n in Bamberg für die freundliche Hingebung, mit welcher er mir die vielen ausgezeichneten Schätze ſeiner Kunſt- und Bücherſammlung zeigte, meinen aufrichtigen Dank öffentlich auszuſprechen mich gedrungen fühle.

Der Dom und die übrigen Kirchen Bambergs enthalten vielerlei Kunſtſchätze, unter welchen die

Altarbilder von Tintoretto, van Dyk, Merian und A. meine beſondere Aufmerkſamkeit erregt hatten.

Im Hauſe Herrn Funk's aber ſah ich ein lebendiges Bild, das alle Eindrücke der Kunſt überſtrahlte und bleibende Erinnerungen in mir zurücklaſſen wird.

Unter andern perſönlichen Berührungen in Bamberg hab' ich auch noch der mit Herrn von Hornthal zu erwähnen, der, was man auch ſonſt gegen ihn hervorbringen mag, gewiß auf den Ruf eines klugen, ſehr gewandten Mannes, Anſpruch machen darf. Um ſo weniger freilich wird ſich begreifen laſſen, daß der ſo geartete Eigenthümer und Dirigent des „Fränkiſchen Merkur" an die Spitze dieſes Blattes noch keinen gründlichen Tendenz-Gedanken geſtellt hat, der deſſen Daſeyn motivirte. Herr von Hornthal ſcheint durch eine diplomatiſche Unentſchiedenheit, die auch Halbheit genannt werden könnte, ſich alle Intereſſen zu nutze machen zu wollen, bis er zu ſpät einſehen wird, daß er darüber alle verlor. Halbheit und Achſelträgerei rentiren in der heutigen politiſchen Journaliſtik nicht mehr. Man muß dies Feld der geiſtesärmlichen Belletriſtik überlaſſen. Ein politiſches Journal muß ſein Daſeyn durch einen Ge-

danken rechtfertigen, der irgend einen streng geschlossenen Zweck verficht. Leider siecht ein großer Theil der deutschen politischen Journalistik an dem Deficit eines solchen Gedankens. Selbst die Leipziger Allgemeine Zeitung, ein Blatt von so viel Grundlage und Zukunft, entbehrt bis jetzt noch jener Klarheit, die über Mittel und Zwecke mit sich im Reinen ist. Wie viele Opfer mag es seine Eigenthümer (und Redakteure) noch kosten, bis sie die besagte Klarheit errungen haben.

Ein junger Arzt, Herr Siebert, der unter dem Namen August Kornfeger schon mehrere literarische Kleinigkeiten veröffentlicht hat, ward von Funk mir vorgestellt und er machte auf mich durch die Frischheit seines Wesens einen nicht ungünstigen Eindruck. Es scheint ihm nur an dem Hochdrucke einer umfassenderen Welt- und Lebensbildung, wodurch allein die geistigen Gesichtskreise erweitert werden, zu gebrechen, um ihn aus einer allzu beschränkten Sphäre von Anschauungen und Sympathieen loszureißen. Das ewige Festhalten der Phantasie am Boden der würzburger Studentenwelt, deren Reinlichkeit niemals zum Sprichwort wurde; die fire Polarität von Allopathie und Homöopathie, inner deren er die Geschosse seines Witzes verschleudert; das knechtische Anschließen an

Jean Paul'ſche Ideenkreiſe, die er zum Triebrad ſeines eignen Denkens macht: das Alles ſind Mißſtände, deren Herr Siebert ſich begeben muß, um ſeinen regen und nicht talentloſen Geiſt aus beengenden Feſſeln zu emancipiren. Erſt wenn dieſe Freimachung erfolgt ſeyn wird, werden wir eine jungendliche Potenz ſich entwickeln ſehen, die dann allenfalls eine Zukunft hat.

Karl Riedel kam von einem Ausfluge nach Erlangen, wo wir uns verfehlten, erſt in dem Augenblicke nach Bamberg zurück, als ich im Begriffe war, abzureiſen. Doch blieb noch immer ſo viel Zeit, um Manches auszutauſchen, was einer perſönlichen Beſprechung benöthigt war. Dieſer geiſtvolle Literat wird noch Vieles von ſich zu reden machen, was den Mächtigen und Obſcuranten dieſer Welt nicht dürfte allzu erſprießlich ſeyn.

Schade, daß dies herrliche Bamberg, durch Stoffe und Verhältniſſe allerlei Art, die hier zuſammentreffen, dem Obſcurantismus ſo viel Zufuhr bietet! Die untern Stände ſind hier roh und gefräſſig wie die Wilden Amerika's. Den Fanatismus (aus alten Zeiten her, wo ſie von dem Clerus gefüttert wurden), ihr Gewerbe, bringt

ihnen auch noch heutzutage fette Früchte ein, für die sie gern zu jedem Stumpfsinn sich bequemen. Die Mittelstände sind die hermaphroditischen Schöpfungen einer Halbbildung, in welcher das materiale Element zu heftig überwiegt, um nicht jedes moralische Gegengewicht zum Schweigen zu bringen.

Und die sogenannten gebildeteren Stände – ja ich hab' sie an verschiedenen Orten gesehen, unter andern auch in meinem Gasthause, im Bamberger Hof! Ich beneide Keinen, der unter ihnen leben muß, nämlich unter ihrer Masse; denn an würdigen Ausnahmen fehlt es auch hier, wie überall, nicht. Die feinen Herren meiner Tafel, junge Beamte und Offiziere legten gewöhnlich die Gabel nur zur Seite, um durch das Beispiel eines verbotenen Vergnügens wahrscheinlich der öffentlichen Moral in Bamberg zu Hülfe zu kommen. Das rohe Spiel des Würfelns ward vorgenommen und zwar zum Zwecke des Hazard.

Die leidenschaftlichen Menschen hatten wohl oft einen Theil ihrer ganzen Habe im Spiel, so hoch hab' ich sie einigemal spielen gesehen. Ein Mann im Militärrocke, mit einem Schnurrbarte, der, wie ich auf Ehre versichern kann, gewiß zwölf

Zoll lang auf ſeine Bruſt niederfiel, hat unter dieſen Spielern eine Erinnerung in mir zurückgelaſſen, die, obſchon widerwärtig, doch gewiß unauslöſchlich bleiben wird.

Vom Michelsberg aus, umgeben von pfäffiſcher Luft, war ich ſo gütig, das intenſive Bamberg zu beklagen. Eine ſtarke Hand hätte hier viel moraliſchen Unrath wegzuſchaffen. Ueberall Spuren und Keime des neu erwachenden Pfaffenthums und des politiſchen Obſcurantismus.

XI.

Der würdige Mann, mein Reiſebegleiter, war Mitglied eines obern Gerichtshofes in Baiern, der hier nicht näher bezeichnet zu werden braucht. Ueberaus gutbmüthig und treuherzig, wie er war, ließ es mein Begleiter ſich doch offenbar ſehr angelegen ſeyn, geſprächsweiſe zuerſt meine Geſinnungen und politiſchen Anſichten zu ſondiren, bevor er den Empfindungen ſeiner eignen Seele freien Lauf ließ. Je mehr er aus meinem Geſichte und meinen

Aeuſſerungen ſich überzeugte, daß ich jedenfalls weder zu weiland der Denunziantengarde des Miniſteriums Wallerſtein, noch zur Reiſepolizei des deutſchen Bundestags gehöre, ward ihm auch unverkennbar wohler um's Herz und unſer Geſpräch zufolge deſſen immer trauter.

Ich gab ihm Veranlaſſung, ſich über die Zuſtände ſeines Vaterlandes auszuſprechen, was er auch mit vieler Mäßigung that, ob ich gleich am Ausdrucke ſeines äuſſern Menſchen klar erkannte, wie ſchwer es ihm fiel, bei Erörterung dieſes ſchwierigen und wichtigen Kapitels nicht das Gleichgewicht ſeiner offiziöſen Stellung zu verlieren.

Er beſtrebte ſich darum, von dieſem Gegenſtande ſo leicht wie möglich wegzukommen, that aber zu ſolchem Behufe eine Aeuſſerung, die gerade dazu beitrug, uns noch tiefer in die Diskuſſion baieriſcher Verhältniſſe zu verwickeln.

Er drückte mir nemlich ſeine Freude darüber aus, durch einen ſechswöchentlichen Urlaub im Stande zu ſeyn, ſich über die baieriſche Grenze verfügen und dorten andere Luft als ſeines Vaterlandes Bier- und Bratwurſts-Atmoſphäre einathmen zu können.

„Wer wollt' Ihnen dieſe Freude verargen,"

meinte ich, „ſtrebt doch alles Geſchaffene nach einem freien Odemzuge, und um wie viel mehr ein Juſtizbeamter, wenn er das ganze Jahr hinter Ehebruch, Fälſcherei und Brandſtiftung geſeſſen, und zur Erfriſchung nichts anderes einzuathmen vermochte, als jene politiſch-pfäffiſche Stickluft, die zumal in Baiern den freien Flügelſchlag der Lunge und des Herzens hemmt und unterdruckt.“

Ein düſteres beifälliges Lächeln meines Begleiters bezeugte mir deſſen Zuſtimmung.

„Ich höre“ fuhr ich in meiner Rede fort, „daß Ihre Regierung, welche ihren Beamten, und namentlich den Juriſten, auſſer den Gerichts- oder Adminiſtrationsferien von Zeit zu Zeit auch noch größere Urlaube bewilligt, es gar nicht gerne ſehen ſoll, wenn ſolche zu Ausflügen in's Ausland verwendet werden. Man befürchtet, die auſſerbaieriſche Luft werde das Trübſal des baieriſchen Gedankens ausbürſten, ſeiner Geſinnung Eulenblick zurückſchlagen und ſeine Beſtrebung dem Lichte einer hellern Sonne zuwenden. Sie, verehrter Herr, werden am beſten erwägen können, in wie ferne eine ſolche Imputation gegründet ſey.“

Drauf mein Begleiter: „Die Ausſicht

auf die kommenden Reisetage hat mich zu frob gelaunt, als daß ich in dieser Stimmung nicht den ungeheuersten Gegensatz zu derjenigen innern Verfassung erkennen sollte, in der ich mich als baierischen Beamten an Ort und Stelle meiner Wirksamkeit empfinde; und um deßwillen mag ich mir auch das Dementi nicht zu Schulden kommen lassen, Ihrer vorhin ausgesprochenen Vermuthung zu widersprechen.

Allerdings hat man in München hundert Gründe für einen, zu wünschen, daß es den Beamten nicht möglich werde, durch Anschauung fremder Zustände und Verhältnisse auf die Mangelhaftigkeit der eignen vaterländischen aufmerksamer zu werden.

Allein manchem Beamten böte ein Urlaub, der mit der Bedingung gegeben würde, daß er innerhalb der Landesgrenze zugebracht werden müsse, gar kein Interesse dar. Vielmehr wird ein solcher Urlaub nur dann sich einer guten und nachhaltigen Wirkung auf unsern Geist erfreuen können, wenn wir im Stande sind, den gekrümmten Gedanken und die hektische Empfindung unsers baierischen Menschen in der weniger verfälschten Natur des deutschen Auslands wieder zur Geradheit und zur Gesundheit zu bringen.

So lange wir in Baiern sind, und wenn wir uns auch frei von einem Orte zum andern bewegen können, ist unsre Lage immer gleich corrupt und gleich bedrückend.

So weit hat es bei uns die politische Mucke-rei, die Pfaffenherrschaft, die jesuitische Denunzia-tionspolizei und die völlige Erstarrung in einem roh-sinnlichen Industrialismus gebracht, daß Freund gegen Freund, Bruder gegen den Bruder, der Va-ter gegen den Sohn Anstand nimmt, seines Her-zens innerste Stimmungen zu offenbaren, aus Furcht, es möchte ein unbewacht gesprochenes Wort später als die Spitze einer Anklage wider ihn ge-richtet werden.

Denn überall wacht die Lüge und der spähende Verrath, weil überall die Pfaffen lauern. Was sie nicht entdecken durch die Künste der Verschmitzt-heit und Verstellung, das zwingen sie dem Herzen am Krankenbette, am Bette der Wöchnerin, am Schemel des Beichtstuhles ab.

Der Beamte noch viel mehr als der unabhän-gigere Bürger hat bei uns die falschen Klauen des giftigen Ungethüms der Pfafferei zu fürch-ten. Wir müssen, ob Protestanten oder Katholi-ken, demüthige Frömmheit heuchöln, weil diese

zunächſt als Offenbarung unſers ergebenen Sinnes gegen Fürſt und Vaterland betrachtet wird. Solche Heuchelei iſt darum auch das vorzüglichſte Organ, durch welches wir zu Anſehen und Ehrenſtellen gelangen.

An und für ſich haben Kenntniſſe und Tüchtigkeit gar keinen Werth ohne das Beigewicht der Frommheit. Wir haben hundert Beiſpiele, wornach das tägliche Hinknieen an den Betſtuhl hinreichte, die Dummheit und Nichtswürdigkeit die Stufen der vornehmſten Stellungen hinanzuführen; während die grundlichſte Bildung und Geſchäftsbefliſſenheit ohne den Beizeſchmack jener ſchändlichen Lüge an der dürftigen Schoſſe hangen und noch allerlei ſchnöder Verdächtigung ausgeſetzt blieb."

Der wackere Mann hatte ſich kaum in ſolcher Weiſe mit wärmſter Empfindung ausgeſprochen, als er erſchrocken zuſammenfuhr, wie wenn er eine Todſünde begangen hätte. Er ſchien ſich erſt zu beruhigen, als ich ihm bemerkte, daß das, was er mir mitgetheilt, mir ſeit langeher nicht fremd geweſen, und wie ich übrigens über ſeine Furcht nicht minder als über das offenbar in mich geſetzte Mißtrauen gleich ſehr erſtaunen müſſe.

Meine Entgegnung hatte ihn beſchämt und ihm das Gefühl ſeiner Mannheit wiedergegeben. Inzwiſchen ſchien dieſer Vorfall mir überaus bezeichnend für das baieriſche Syſtem zu ſeyn, das ſich herausnimmt, ein conſtitutionelles zu heißen, während es weit mehr Aehnlichkeit mit dem ſpaniſchen Philippismus des fünfzehnten und ſechszehnten Jahunderts hat.

Nach einer kurzen Pauſe ſtellt' ich an meinen Begleiter eine Frage, die mir ſchon einige Zeit auf der Zunge lag, die Frage nemlich, wie es komme, daß die erzbiſchöflichen Verordnungen zumeiſt ohne das königliche Plazet erfolgten, da doch das letztere durch die Verfaſſungsurkunde ausdrücklich vorgeſchrieben ſey. Ich motivirte meine Frage mit den mannigfach in dieſer Hinſicht während meiner Reiſe vernommenen Klagen aus aufgeklärtem Mund.

„Wenn ich mich recht entſinne," entgegnete hierauf mein Reiſefreund, „ſo iſt ſchon beim Landtage von 1834 die Frage an den Miniſtertiſch gerichtet worden, ob der päpſtliche Erlaß vom 27. Mai 1832, welcher Kraft der biſchöflichen Ausſchreiben in Baiern vollzogen werde, das verfaſſungsmäßige allerh. Plazet empfangen habe. Der königliche Staatsminiſter des Innern hatte ſich

hierüber weitläufig ausgesprochen und bemerkt, daß der Verfassung jedenfalls volle Kraft gegeben werde. Es sey, hatte der Minister hinzugefügt, übrigens nicht zu leugnen, daß die unglückliche Bekanntmachung des päpstlichen Erlasses den Familienfrieden, namentlich im Rheinkreise, gestört habe; auch sey die ohne k. Plazet erfolgte Publikation Gegenstand der ernstesten Verantwortungs-Abforderung geworden. Nicht desto minder sey, (so fuhr mein Begleiter fort), noch im nemlichen Jahre eine päpstliche Instruktion in Betreff der gemischten Ehen d. d. 12. September 1834, an die Erzbischöfe und Bischöfe Baiern's erlassen, und obwohl erst später, doch im Februar 1836 in gedruckten Exemplaren vom Erzbischofe zu München allen Dekanen, Prodekanen, Pfarrern u. s. w. ohne königliches Plazet mitgetheit und hinsichtlich der gemischten Ehen ein Vetitum Ecclesiae (päpstliches Verbot) angehängt worden mit dem Zusatze: daß jeder Seelsorger nach jedem einzelnen Falle zu berichten habe, wie er diesem Auftrage entsprochen.

Es war sich billig zu verwundern, wie nach der vom Minister des Innern zugesicherten, ernstesten Verantwortungs-Abforderung sogleich wieder eine solche Publikation ohne königliches Plazet er-

folgen konnte; und auch dem Unbefangenſten mußt' es ſcheinen, als ob das königl. b. Episcopat nicht viel nach dem verfaſſungsmäßigen Plazet frage.

Dieſes Verfahren, dieſes Bekanntmachen kirchlicher Verordnungen ohne k. Plazet iſt aber eine offenbare Verfaſſungsverletzung, und dies ſowohl nach einer höchſten Verordnung vom 5. Mai 1809 als nach der Verfaſſungs-Urkunde Edikt II. §. 58. Auch fehlte es nicht an Einwendungen von Seiten verſchiedener heldenkender Geiſtlichen ſelbſt; ja einer von ihnen, mit Namen Langenmeyer, machte ſogar von dem verfaſſungswidrigen Verfahren des münchener Erzbiſchofes im vorhin erwähnten Falle, der Regierung des Iſarkreiſes eine Anzeige, worauf jedoch die Weiſung erfolgte, daß das Paſtoralnormativ vom Februar 1836 nicht ohne Wiſſen der allerhöchſten Stelle erlaſſen worden ſey, und ſonach deſſen Publikation im Einklange mit den Beſtimmungen der Verfaſſungs-Urkunde ſtehe.

Ob nun aber, nach dieſem Erlaſſe, auch immerhin von Seiten der Regierung eine Sanction des beſagten Paſtoralnormativs ausgeſprochen war; ſo ſtand deſſen Publication nicht deſto minder im Widerſpruche mit der Verfaſſung. Denn nach der

letztern sind die geistlichen Obrigkeiten gehalten, nachdem sie die Genehmigung (das Plazet) zur Publication erhalten haben, im Eingange der Ausschreibung ihrer Verordnungen von derselben jederzeit ausdrücklich Erwähnung zu thun."

Nachdem der Appellationsrath mit dieser Antwort meine Frage so genügend gelöst hatte, konnt' ich nicht umhin, ihm zu bemerken, wie leider aus dem Mitgetheilten neuerdings hervorgehe, daß die regierende Geistlichkeit in Baiern sich entweder gar nicht an das dortige Staatsgrundgesetz halte und hierin sich ihre frevle Meisterhaftigkeit bekunde; oder daß die Staatsbehörde der Geistlichkeit das Werk so leicht mache, daß ein energisches Hervortreten der letztern in dieser Hinsicht gar nicht nöthig sey. Aus beiden Fällen aber ergebe sich eine schmachvolle Gesetzwidrigkeit von so empörender Natur, daß sie nur in einem Lande könne begriffen und geduldet werden, in welchem die Obscuranten aus der Kategorie eines Görres von „zweischlächtigen Barstarden" reden, und in solcher schwungvollen Matrosensprache alle Gesetze der Humanität und alle Forderungen des vernünftigen und selbst geschriebenen Rechts sowie der wissenschaftlichen Auf-

klärung ungestraft mit Füßen treten und schmählich beschimpfen dürfen."

Mein Begleiter war durch diese Bezeichnungen um so heftiger affizirt worden, je weniger er hier deren richtige Anwendung bestreiten konnte; und seine dießfalls hervorgerufene Mißstimmung war deßhalb keineswegs gering. Ich enthielt mich darum nicht allein aller weitern Anregungen zur Steigerung solcher Mißstimmung; sondern suchte auch zugleich durch Hinwegführung des Gesprächs auf ein minder ernstes Terrain ihn wieder zu erheitern.

Ich erfreute mich der Gegend, die zwischen Bamberg und Würzburg so manche herrliche Reize bietet, und suchte später meinen Begleiter in eine Diskussion über neuere Literatur zu ziehen, in die er auch willfährig einging.

Fanden wir verschiedene natürliche Vorzüge der neuen deutschen Literatur vor den Literaturperioden der Vergangenheit zu rühmen, so mußten hingegen die vielen Sünden, die auf jener lasten, ihre tausend Nachtschatten nur desto mächtiger über uns auswerfen. Denn anstatt den Prometheusglauben deutschen Freiheitssinnes in jeder Mannesbrust zu ankern, ist es namentlich ein Theil

unſrer neueſter Literatur, die zur Kriſtalliſirung jener Schmach, worin ſich unſer deutſches Vaterland erniedrigt, weſentlich beiträgt.

Ein an uns vorüberziehender Trupp Wallfahrer, aus zerlumpten Männern und Frauen ſowie Kindern jeglichen Alters aus beiden Geſchlechtern beſtehend, führte unſre Gedankenrichtung einem andern Gegenſtande zu, der an ſich ſo bedeutend iſt, daß es nicht wundern kann, wenn er jetzt der faſt ausſchließende Inhalt unſers lauten Denkens wurde.

Schon früher waren uns mehre wallfahrende Gruppen begegnet, auch waren dieſe Menſchen, ſeit ich in Baiern reiste, meinem Auge gar nichts Neues mehr.

Wir ſprachen uns über das rührende Glaubensmotiv des chriſtlich-katholiſchen Wallfahrens aus, indem wir bei tieferer Betrachtung ſeines pſychologiſchen und ſubjektiv-religiöſen Intereſſe's nicht verfehlten, auf ſeine ernſten Gründe und praktiſchen Folgerungen für die allein ſeligmachende Kirche, einzugehen.

„Was iſt dies für eine chriſtliche Lebens- und Weltanſchauung," äuſſerte ich unter anderm zu meinem Begleiter, „die ſich in den Umzügen die-

ſes katholiſchen Proletarismus darſtellt. Dieſe armſeligen Menſchen verlaſſen ihre Hütten, um wochen-, ja monatelang im Lande herumzuziehen, vor den an den Landſtraßen und in zweideutigen Capellen ſtehenden Muttergottesbildern ſinn- und geiſtloſe, aller wahren chriſtlichen Intenſität entbehrende, Litaneien herzuplappern, und ſich zu guter Letzt an einem ſogenannten Wallfahrtsorte zu verſammeln, wo sancta Maria ihr frommes Weſen treibt, deren es in dem päpſtlich geſegneten Baiern eine ganze Legion gibt.

Welches Leben auf ſolchen Verſammlungspunkten von dieſen heilſuchenden Chriſten geführt wird, iſt hinlänglich bekannt. Sie befleiſſigen ſich naturzuſtändlicher Beziehungen und Connexionen, ſey es auch nur, um in ſolcher Weiſe ſich einen Vorgeſchmack der himmliſchen Seligkeit zu verſchaffen; und laſſen in ihren dießfallſigen Beſtrebungen unſre proteſtantiſchen Pietiſten jedenfalls ſowohl förmlich als weſentlich hinter ſich zurück, da letztere ihre heidniſche Mythologie nur innerhalb des Conventikels und ſo zu ſagen, unter Controle, interpretiren, während Jene den Saamen des Heils nicht ſelten unter freiem Himmel am Fuße eines ſteinernen Kreuzes, oder in der Kapelle im Bet-

ſtuhl ausgieſſen, einen Saamen, der nach neun Monaten faſt regelmäßig ſeine Früchte trägt.

Und wenn wir vollends erſt, ganz abſehend von dieſer materialen Aeuſſerlichkeit, die Schale dieſes unſaubern Treibens durchſchneiden: welch' roher, wüſter, ſtinkender Kern!

Dieſe Geſchöpfe, an Leib und Seele gemein und dem Thiere zumeiſt viel näher als dem Menſchen ſtehend, glauben in der That, ihr tägliches Geplärr und Herunterleiern des Roſenkranzes bilde die ſichere Leiter zur himmliſchen Seligkeit, zu einem luſtigen Jenſeitsleben!

Bei allen zwölf Apoſteln! Solche Geſellſchaft im chriſtlichen Jenſeits zu finden, wäre Grundes genug für jeden Ehrenmann von Erziehung, gutem Geſchmack und Ton, auf alle Verheißungen des geoffenbarten Chriſtianismus zu verzichten, alles Weiterleben im poſitiv-chriſtlichen Sinne preis zu geben.

Denn eine Religion, nicht verlangend einen Cultus, der unſre Herzen klärt, unſre Geiſter kräftigt, unſre Leiber reinigt vom rohen Schlamme der Sinnlichkeit; die vielmehr des Herzens Dumpfheit, des Geiſtes Blödſinn und des Leibes Gemeinheit gleichſam ſanctionirt und

ſie zu Bedingungen des Wohlgefallens vor Gottes Throne macht; um es kurz zu ſagen, eine Religion, wie die chriſtliche, dafern ſie ſich in der verfälſchten Ausgabe des römiſchen Katholizismus oder in den ſchmählichen Corruptionen der proteſtantiſchen Sektirerei offenbart: eine ſolche Religion iſt ein Hohn auf das edlere Bewußtſeyn der Menſchheit, auf den Gott, der in unſern Pulſen treibt, auf den Stoff der Unvergänglichkeit, der in der ſittlichen Schöne unſrer Seele, im höhern durchgebildeten Beſitzthume unſers Geiſtes ſitzt und glüht.

Das eben iſt der über die Menſchheit ſich ausſchattende Fluch des römiſchen Katholizismus, daß er, indem er die Sätze der wahren Chriſtuslehre trügeriſch verſtümmelte, zugleich die hohe Sendſchaft des Chriſtianismus fälſchte und ihm Ziele anwieß, die, anſtatt die Menſchheit aus der Kruſte brutaler Sinnlichkeit zu ſelbſteigenem, freiem, durchgeiſtigtem Leben herauszuheben und ſie vom finſtern Abſolutismus der Dieſſeits- und Jenſeits-Mächte zu emancipiren: gerade das Gegentheil bewirkt und uns tiefer in die jämmerliche Nacht der Geiſtesknechtſchaft und des leibli-

chen Schmutzes hineinwirft, aus welcher das reine echte Chriſtenthum uns erretten wollte.

Daher jene wilde Entrüſtung der modernen Wiſſenſchaft und Aufklärung wider ein Inſtitut, deſſen Heilloſigkeit in der Geſchichte der Vergangenheit die brennendſten Male zurückließ und das noch in der täglichen Gegenwart die giftigen Motive ſeiner Weſenheit bekundet.

Die weltliche Macht bedient ſich ſeiner, um die menſchliche Schöpfung tiefer zu beknechten, die Geiſter darniederzuhalten, dem Gemüthe jeden Aufſchwung zu verkümmern.

Nicht über eine Welt von Menſchen will der römiſche Despotismus herrſchen, ſondern über eine Welt von, aus Fleiſch und Bein zuſammengeſetzten, Automaten, die ſich aller Willkühr ſeiner Laune ſclaviſch fügen, deren Hab, Gut und Blut nur zu ſeinen, Rom's Zwecken und Genüſſen, vorhanden iſt.

Mit dem erſten Aufleuchten reformatoriſcher Ideen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die ſodann in Luther's Auftreten einen conzentrirten Durchbruch fanden, ward freilich die römiſche Nacht durchwettert und die Blitze, die in ſie hineinbrachen, gingen in lohe nachhaltige Flammen auf.

Die Flammen fraßen bisher mit unabläßiger Geſchäftigkeit am falſchen Rieſenbaue der Hierarchie; doch weil er geſtützt auf den fanatiſch-ſtarken Arm menſchlicher Dummheit, die allen Schrecken des Himmels und der Erde in ſinnlos-blindem Eifer trotzt: iſt er nicht allein noch nicht zum Fall gekommen, vielmehr droht er in unſerer Zeit zu ſeiner alten Macht und Herrlichkeit zurückzukehren.

War' es nicht die Dummheits-Brutalität unſers noch unter alleinigem pfäffiſchem Einfluſſe großgezogenen katholiſchen Pöbels, an welcher ſchon ſo manche Ideen des deutſchen Fortſchritts ſcheiterten; ſo würden wir längſt eine ſelbſtſtändige deutſch-katholiſche Kirche unter der rechtmäßigen Obervormundſchaft des Staates haben, Rom läge mit ſeinem Antlitz voll Falſch und Lüge zerſchmettert hinter uns.

Wie aber die Sachen jetzt ſtehen, iſt die Realiſation jener Idee, wornach das katholiſche Deutſchland vom römiſchen Joche ſich für immer emancipirte, mehr als je in weite Ferne gerückt.

Preußen hat ſich die Zerwürfniſſe mit dem römiſchen Stuhle nicht zu nütze gemacht, um von proteſtantiſcher Seite einen entſcheidenden Schlag gegen den römiſchen Uebermuth zu thun. Doch

die einschlagenden Verhältnisse, Bezüge und Stimmungen im wahren Lichte betrachtet, so waren auch Preußen durch politische Klugheit die Hände gebunden. Durch den angedeuteten Schritt hätt' es die ganze Hefe des katholischen Deutschland's wider sich mit Stein und Koth gewaffnet, Oesterreich's Cabinet würde der Verbündete Rom's gewesen seyn, und von Baiern aus hätten neue Kreuzzüge, und zwar gegen den Protestantismus, begonnen. Denn vornemlich aus diesem Lande hervor wird der Herstellungsprozeß der unbeschränkten römischen Machtvollkommenheit im katholischen Deutschland, betrieben. Alles wird dort je mehr und mehr auf den alten pfäffischen Fuß zurückgeführt. Die eingeborenen Ideen des freien Geisterrechtes werden in grobem Materialismus erstickt, alle echte Religiosität von jämmerlicher Götzendienerei zu Grabe getragen.

Jegliches Heil soll wieder ausgehen von den Klöstern und Missionsvereinen, die überall gestiftet werden, allgemeine Wallfahrten, unter den Auspizien der Regierung ausgeführt, reproduciren thatsächlich das erste Jahrtausend unsrer Zeitrechnung mit der ganzen Rohheit seiner religiösen

Träume, ſeiner religiöſen Hoffnungen und Anſchauungen.

Das baieriſche Altötting iſt ein neues Jeruſalem geworden; im letztern ſelbſt, dem neubibliſchen, haben ſich baieriſche Franziskaner niedergelaſſen, für welche in ihrem Mutterlande Geld-Spenden geſammelt werden.

Wir ſprechen von Aufklärung, wir ſprechen von einer neuen Zeit, durch welche Lüge und Dummheit demaskirt wurden, allein fürwahr, was wir mit Recht mögen Aufklärung nennen, das iſt im faſt ausſchließlichen Beſitz proteſtantiſcher Wiſſenſchaft und Geſinnung, nur zum Theil hat die neue Zeit in Deutſchland auch die Wurzel katholiſcher Weltanſchauung in den Boden durchgebildeter Vernunfterkenntniß geſetzt. Bevor aber ſolches nicht allgemein wird ſtattgefunden haben, ſo lange deutſcher und auſſerdeutſcher Katholizismus in den beknechtenden Banden römiſcher Satzungen verharren, ſo lange wird von einer Theilnahme deſſelben an den Ideen und Entwickelungen der neuen Zeit nicht können die Rede ſeyn, und werden die Rückwirkungen der letztern auf jenen ſich nur immer im Charakter eines Kampfes beſonnener Klugheit wider tollkühne Beſchranktheit offenbaren.

Wie ein alle Schachten und Höhlen erleuchtender Blitz muß das Licht eines hellern und freiern Bewußtseys in den Katholizismus hineinfahren, wenn er einer rationalen Weltanschauung gewonnen werden soll; die einzelnen Leuchtkugeln unsrer protestantischen Einflüsse reichen unter keinen Verhältnissen zur Durchdringung aller Schatten der römischen Finsterniß aus.

Indem ich zugebe, daß zwar mit Luther's hervorragender Persönlichkeit die praktische Reformation des Christenthums begonnen, so bin ich hingegen der Meinung, daß dieselbe erst werde vollendet werden durch einen zweiten neuen Reformator, der, alles Licht neuzeitlicher Bildung mit wahrhaftiger christlich religiöser Begeisterung und Lutherscher Charakterkraft vereinigend, über den einseitigen Grundlagen der ersten Reformatoren das Gerüste eines neuen, durch vernünftige Anschauungen dogmatisch gereinigten Christianismus aufführt, welcher, angethan mit dem Feuer urevangelischer Glaubenskraft, zugleich einläuft in die Schale des modernen Gedankens, der das auf die All-Güte der Weltschöpfung gestützte Hoffen des Gemüthes nicht aufferhalb der Controle des Geistes läßt, des Geistes, der den Trug des Her-

zens zu dem Erfolge beseitigt, daß das wahrhaft (und darum nicht an die Scholle der Endlichkeit gebundene) Menschliche desto weiter in die Ewigkeit hineinreiche!"

Ich hatte so lebendig gesprochen, daß es meinem Reisebegleiter schwer geworden wäre, mir in die Rede zu fallen. Er schien etwas verwundert über den Inhalt meiner Darstellung und nahm keinen Anstand, mir zu erklären, daß, wenn er auch in Dasjenige einstimmen müsse, was ich über die neuen Gewalttendenzen der römischen Hierarchie und über die diesfallsigen baierischen Assistenzen geäußert, ihm hingegen meine Meinungsmanifestationen hinsichtlich der erwähnten zweiten Reformation viel weniger zusagen könnten. Der belesene und geistig gewandte Mann ließ es hiebei nicht an einer ausführlichen Begründung seiner abweichenden Ansichten fehlen, gegen die auch nach dem Gesichtspunkte, von dem er ausging, gar keine Einwendung zu machen war.

Wir waren in unserer Diskussion noch keineswegs zu einem gegenseitig befriedigenden Ende gekommen, als wir in unsrer Nähe den Klang einiger hellen Stimmen vernahmen, die, nach der Melodie sowie nach den einzelnen Worten des

Textes, die wir verſtanden, eine Art religiöſen Geſanges bedeuten ſollten.

Nach einigen Minuten hatte der Wagen das kleine Sängerchor erreicht, das aus einigen Jungfrauen von 17 bis 20 Jahren und aus mehren jungen Burſchen von etwas höherem Alter beſtand.

An ihrem Anzuge, an ihren zigeunerartigen Reiſebündeln, und vor Allem an der eigenthümlichen Charakteriſtick ihrer Phyſiognomieen, worin der blaſſe Nimbus des Roſenkranzes trotz aller Anſtrengung das freche Bewußtſeyn geſchlechtlicher Begierden nicht zu beſchönigen vermochte, erkannten wir eine kleine Abtheilung zurückkehrender „Wallfahrter," deren ich auf meiner baieriſchen Reiſe ſchon herzlich überdrüſſig geworden, da man aller Wege und Stege ſolcher Geſellſchaft anſichtig ward.

Die auffallende Schönheit einiger der jungen Mädchen überwand meine Abneigung, womit ich die wallfahrenden Geſchöpfe bisher betrachtet hatte, und aus jenem Motive war ſowohl meine als die Aufmerkſamkeit des Begleiters auf die Gruppe in nicht gewöhnlichem Grade hingewandt. Die Mädchen nahmen keinen Anſtand, ihre hellen frechen Augen mit gleichem Eifer nach uns herzu-

richten und als ſie bemerkten, daß in dem ſechsſitzigen Wagen nur zwei Paſſagiere ſich befänden, wurden ihre Phyſiognomieen durch ein ſo eigenthümliches Verlangen charakteriſirt, daß wir leicht erkannten, wie die jungen Frommheiten, des mehrwochentlichen Fußwanderns müde, in dieſem Augenblicke alle übrige Seligkeit einer Fahrt in unſerm Wagen zu opfern im Stande wären.

Zwiſchen mir und meinem Reiſegefährten machte ſich eine merkwürdige Sympathie der Willensmeinung geltend, als letzterer die Mädchen mit fauſtiſchem Blicke frug, ob ſie wohl Luſt beſäſſen, nach Würzburg mitzufahren? Er hatte die Frage nicht ſobald ausgeſprochen, als mehre der jungen Weſen frivol-freudig herbeiſprangen, um mit ſehnſüchtiger Lebendigkeit unſern Antrag zu acceptiren.

Miteinander darin einig, daß wir zwei der katholiſchen Jungfrauen in unſerm Wagen unterbringen wollten, entſtand noch die ſchwierige Nebenfrage, welchen der Petentinnen wir ſolches Benefizium ſollten angedeihen laſſen. Nicht weniger als vier hatten ſich an den Wagen mit dem beſtimmten Verlangen, in denſelben aufgenommen zu werden, herangedrängt, indeß die übrigen zwei,

offenbar die ältern, in einiger Entfernung bei den Burſchen, deren ihrer drei waren, zurückblieben.

Unſere Wahl fiel endlich auf diejenigen, die uns vermöge des Ausdrucks ihres Geſichts und ihrer Haltung als die ermüdetſten erſchienen und die zugleich durch ein gutmüthiges, naives und neckiſches Weſen uns für ſich eingenommen hatten. Eine dritte ward, zufolge unſrer Erlaubniß, vom Kutſcher auf den Bock genommen, während die vierte von einem herbeigeeilten Burſchen reklamirt wurde, wahrſcheinlich, damit die Paarung keine Störung erlitt.

Denn ſo behielt noch jeder der Burſche ein Mädchen für ſich, was jedenfalls der vornehmſte Grund war, weßhalb die übrigen ſo unangefochten mit uns ziehen konnten.

Ganz des ihnen gewordenen unverhofften Glückes voll, gaben unſre Freundinnen auf jegliche Frage, die wir an ſie thaten, eine muntere, und nicht ſelten kecke Antwort.

Zunächſt frugen wir ſie aus über die Abentheuer ihrer Wallfahrtreiſe, worauf ſie uns ſofort berichteten, wie ſie bereits vor ſechs Wochen aus ihrem Heimathsdorfe in der Nähe Würzburg's, in Geſellſchaft vieler Andern ausgezogen ſeyen und

nach und nach drei verschiedene Wallfahrtsorte besucht hätten.

Sie konnten dabei nicht müde werden der vielen lustigen Streiche zu gedenken, die sie mit den „Mannsbildern" ausgeführt und die als natürliche Folge solchen christlich-frommen Umherziehens der beiden Geschlechter von selbst sich zu entschuldigen schienen.

Die guten Geschöpfe sahen gar nichts Unanständiges und Unerlaubtes in ihrem bisherigen engen Zusammenleben mit dem männlichen Geschlechte, vielmehr erblickten sie in diesem Vagabundiren eine große fromme That, die schon allein der ewigen Seligkeit theilhaftig mache; ja so unschuldig waren sie, daß sie sich gar nicht bewußt waren, bei Gelegenheit ihres frommen Wandels die Unschuld eingebüßt zu haben. Daß aber das letztere unbestreitbar der Fall sey, ging eben so sicher aus ihren Reden, als aus der naturzuständlichen Unbefangenheit hervor, womit sie unsre freundlichen, doch examinatorisch gestellten, Fragen erwiderten; so daß es durchaus in unsre Hand gegeben war, mit den hübschen Rechtgläubigen verliebtes Versteckens zu spielen. Allein energisch und lutherisch-fromm, wie ich immer war, schlug

ich den verſuchenden Dämon der Sünde in den Nacken, machte ein ſteriles ehrwürdiges Geſicht, während mein handfeſter Reiſebegleiter ſeinerſeits den inſtinktiven Zug des Teufels in ihm, mit nicht minder ſtarker Charakter-Kraft niederſchlug.

Auf meine Frage, wodurch und in welcher Weiſe ſie eigentlich ſeit ſechs Wochen ihren Gott und Chriſtum in beſonderer Weiſe angebetet, ward mir die wenig tröſtliche Antwort, daß ſie tagtäglich mindeſtens hundert Paternoſter gebetet, manch ſchönes Lied geſungen und viele fromme Sprüche geſprochen hätten, deren Anfangsſtrophen ſie uns mittheilten.

Sehr ſeltſam! Selbſt aus dem Munde dieſer rothwangigen friſchen Kinder des Lebens wehte mir in ſolchen Erzählungen eine Art mephitiſch-vergiftender katholiſcher Luft entgegen, die mich mit ſo viel Unluſt als Widerwillen erfüllte. Ich war deßhalb recht froh, als der Kutſcher vor einem Dorfe nicht weit von Würzburg anhielt, um den weiblichen Ballaſt über Bord zu ſetzen.

Die beiden Damen ſchieden von uns zwar mit Dank, doch auch mit ſichtbarer Unzufriedenheit über die vielen Umſtände, mit denen ſie in unſerm Kreiſe behandelt worden. Befriedigter ſchien die

Nachbarin des Kutſchers, der wahrſcheinlich in ihre Ideen handgreiflicher eingegangen war.

Wir langten noch bei Tage in Würzburg an, nicht ohne die heiterſte Stimmung, in welche der herrlich unterſinkende Tag in dieſer reizenden Gegend uns verſetzt hatte!

XII.

Mein Wirth, ein langer dicker Menſch mit ungeheuerm Bauche, unterhielt mich durch ſeine politiſchen Reminiscenzen aus den Jahren 1831 und 1832 auf's allerbeſte. Man hatte mir ihn als einen komiſchen Kauz geſchildert, der überaus gerne mit ſeiner polizeilich-verworfenen Vergangenheit und ſeinen nachhaltigen polniſchen Sympathieen kokettire; und da ſein Gaſthaus auch materiell als das beſte in Würzburg geprieſen ward, ſo konnt' ich mich um ſo weniger enthalten, bei ihm einzukehren. Der baieriſche Juriſt hatte ein Gleiches gethan, und wir konnten hier unſere Reiſegeſpräche in traulicher Weiſe weiterführen.

Insbesondere wußte der Wirth uns viel von dem Volksfeste in Gaibach im Frühling 1832, von der damaligen radikalen Stimmung der würzburger Einwohnerschaft, von der politischen Ehrenhaftigkeit des unglücklichen, noch jetzt von jedem braven Deutschen auf's Innigste bedauerten Bürgermeisters Behr und dessen einstigem vertrautem Verhältnisse zum Könige, zu erzählen. Gedachte er dabei derjenigen Personen, die, seiner Ueberzeugung nach, das Meiste dazu thaten, den wackern Behr in „die Dinte zu führen," so geschah es stets unter dem Ausdrucke eines innersten moralischen Eckels, wobei jedesmal ausgespuckt wurde.

Am interessantesten erschien mir der Mann, als er von jenen jämmerlichen menschgeformten Wesen sprach, die im Jahre 1832, als die weltliche Gewalt ihren Fluch gegen Würzburg schleuderte, mit hündischer Servilität sogenannte „Loyalitätsadressen" einreichten, worin sie auf das Treiben der „Exaltirten und politischen Phantasten" erbärmliche Schmähungen häuften, nachdem sie kurz zuvor unter denjenigen, die sie jetzt verdammten, in erster Reihe standen.

Als ich dem liberalen Gastwirthe nicht ohne ironische Beziehungen entgegenhielt, daß es ihm

damals doch auch recht unangenehm gewesen seyn würde, wenn man die Universität aufgehoben, die Regierungscollegien u. s. w., zur Strafe der Stadt, nach einem andern Orte transferirt hätte, schien er sehr gekränkt durch solche Imputation krämerhafter Berechnungen, deren allerdings die meisten seiner Mitbürger, wie er willig zugestand, zu jener Zeit sich schuldig gemacht.

Das ist eben der Fluch unserer deutschen Spiesbürgerei, bemerkte ich mit scharfer Betonung, daß sie, wenn sie auch einmal, durch die Blitzschläge der Zeit und der Verhältnisse dazu angeregt, zu einem umfassenden politischen Bewußtseyn durchgedrungen, sofort wieder zu Kreuze kriecht, so wie ihrem Brodkorbe von irgend woher Abbruch drobt.

So lange der deutsche Bauch der Faktor unsrer politischen Wesenheit sein wird, muß auch unser Buckel es sich gefallen lassen, daß die Streichriemen der Gewalt auf ihm geglättet werden; erst dann, wenn unser deutsches Herz von elender Krähwinkelei und von den Motiven unsers Bauches emancipirt seyn wird, ist unsererseits an echte Männertugend und wahrhaftigen politischen Fortschritt zu denken.

Nichts iſt heutzutage in Deutſchland ſeltener, als ein echter feſter Bürgerſinn! Sonſt hätten fürwahr ſo manche Unbilden, die in unſerm Deutſchland namentlich wieder in neuerer Zeit von oben herab verübt wurden, unmöglich erfolgen können. Man darf nur ſeinen Blick nach Hannover werfen, um dieſe Wahrheit beſtätigt zu finden!

Bei uns, ſo muß es ſcheinen, darf ſich Jeder Jedes erlauben, wenn er dem Spießbürger nur nicht das Feuer ſeines Ulmerkopfes verlöſcht, und in dem Beſtreben, ihn zu brandſchatzen und einen eiſernen Ring um ſeine Kehle, das phyſiſche Manifeſtations-Organ ſeiner Gedanken zu legen, eine Art von Anſtand offenbart.

Täuſchen wir uns nur nicht über das Lob, das uns von uns ſelbſt und von Andern über unſre Gemeſſenheit und Bedächtigkeit gemacht wird! Denn wenn die erſtere, wie es zumeiſt bei uns der Fall, das Kind eines jämmerlichen Phlegma's und die letztere die Tochter troſtloſer Geſinnungsloſigkeit iſt, ſo wüßt' ich nicht, mit welchen andern Prädicaten ein Volk tiefer entwürdigt werden könnte!

Wofern daher jene Gemeſſenheit nicht erſcheint im Panzer eines energiſch durchgedachten politiſchen Bewußtſeyns, da iſt ſie jene nichtswürdige conta-

gioſe Philiſterei, die ob der Behaglichkeit, womit ſie ihre Priſe ſchnupft, nicht den geringſten Sinn für den Ernſt ihrer bürgerlichen Zukunft übrig hat, die immer krähwinkelt, die nicht ruhig ſchlafen kann, wenn ſie nicht weiß, was der Nachbar frühſtückt und zu Mittag ſpeist; eine Philiſterei, deren Sein und Streben aufgezehrt wird vom Maulwurfsfraße armſeliger Geringfügigkeit und die um deßwillen nicht im Stande iſt, an den Intereſſen der Geſammtheit mit vollem Herzen Theil zu nehmen. So lange der deutſche Bürger nicht aus dem Schneckenhauſe ſeiner excluſiven Gewohnheiten und Alltagsgedanken heraustritt, um auf die freien und umfaſſenden Standpunkte eines Nationallebens ſich hinzuſtellen, wird es immer eine Lächerlichkeit ſeyn, von einem politiſchen Bewußtſeyn in Deutſchland zu reden.

Ich hatte im Eifer meiner Rede der warnenden Winke, die mein gegenüberſitzender Reiſebegleiter mir namentlich bei den letzten Perioden derſelben gegeben, ebenſo wenig geachtet als des plumpen Fußſcharrens des Wirthes, der mich ſeinerſeits in ſolcher Hausknechtsmanier auf etwas aufmerkſam machen wollte, das mir jetzt erſt offenbar ward.

Der Mann nemlich, der vor einigen Minuten eingetreten, dieſer Mann mit ſeinem frechen Caſernen-Geſicht, deſſen renommiſtiſche Auffallenheit noch bedeutend erhöht wurde durch einen gemeinen zottigen Schnurrbart, war kein Anderer, als ein hieſiger Gendarmeriebrigadier im Civilrock, gemäs der Eröffnung, die mir diesfalls im Stillen vom Wirthe gemacht wurde. Er hatte den letzten Satz meiner Peroration mit angehört, und ob auch darin keine Pointe von polizeilicher Bedeutung enthalten war, ſchienen die übrigen Anweſenden doch beſorgt, daß mir um deßwillen Unannehmlichkeiten gemacht werden möchten.

Dem erſten Anſcheine nach war ſolche Beſorgniß keineswegs begründet; denn der Brigadier that uns, indem er ſich eine halbe Flaſche Weins beſtellte, die Ehre an, ſich unter verbindlichem Reſpekte zu uns zu geſellen.

Die Anweſenheit dieſes Menſchen und die derſelben augenſcheinlich zu Grunde liegende Intention hatten mich nur vorübergehend aufgeregt; und da es ſchon ſpät in der Nacht und ich von der heutigen Reiſe ohnedies etwas ermüdet war, ſchien mir am beſten, am baieriſchen Polizeimann auch fürder kein Aergerniß zu nehmen, und ich

erhob mich deßhalb grüßend, um mich zu Bette zu begeben.

Inzwiſchen hatt' ich nicht ſobald meinen Stuhl verlaſſen, als das Gendarmerie-Geſchöpf gleichfalls ſich erhob und mich anzüglich erſuchte, ſitzen zu bleiben.

Ich wüßte nicht, daß ich jemals durch eine Accentuation ſo jämmerlich-roher Art als diejenige, womit mir jene Bitte vorgetragen wurde, in meinem Innern alſo tief entrüſtet worden wäre, wie dieſesmal. Ich warf meinen Kopf energiſch aus den Schultern und ſtreckte meine proteſtantiſche Phyſiognomie dem katholiſchen Inquiſitionsgeſicht des baieriſchen Polizeimenſchen ſo verachtungsvoll und rückſichtslos entgegen, daß das Geſchöpf einen Schritt zurückwich und ſich mechaniſch wieder auf ſeinen Stuhl poſtirte. Mittlerweile war ein Kellner mit Licht herbeigekommen, mir in mein Zimmer zu leuchten. Ich verließ hierauf mit einem freundlichen „Gute Nacht!" an meinen Reiſefreund und an den Wirth den Saal, ohne vom Brigadier weiter behelligt zu werden.

Ich hatte, von der Genugthuung träumend, die ich mir durch eine blos mimiſche Aktion am polizeilichen Denunziationsgeiſte des Brigadiers genom-

men, dieſe Nacht überaus herrlich geſchlafen und war, zu neuem Leben erſtarkt, auch munter erwacht. Des geſtrigen Vorfalls hatt' ich faſt ganz vergeſſen oder erinnerte mich doch nur in ſo ferne daran, als es mir auch im Nachgenuß noch Freude und Genugthuung gewährte, den Polizeimenſchen mit ſo wenig Kraftaufwand zur Ruhe gebracht zu haben.

Wie aber im Leben und im Bewußtſeyn des Menſchen eine ſchmähliche Illuſion überall die herrſchenden Rollen ſpielt, ſo mußt' ich auch heute wieder erleben, daß ich mich arger Täuſchung theilhaftig gemacht. Denn eben wollt' ich, von einer nahen Kirchenglocke, die die ſechste Stunde des neuen Tages verkündigte, an die gewohnte Zeit meines Aufſtehens gemahnt, mich aus dem Bette erheben, als es heftig an meine Thüre pochte und nach deren Oeffnung anſtatt des Hausknechtes, den ich erwartete, mein Reiſefreund mit echauffirtem Geſichte hereintrat.

„Ei, mein theuerſter Herr Appellationsrath, was verſchafft mir ſo früh die Ehre," rief ich ihm entgegen, „da doch der melancholiſche Schlaf noch aus allen Falten Ihres Geſichtes ſchaut."

Nach dieſer Anrede fuhr er ſich unwillkührlich über das Geſicht, als woll' er die beſagten Falten

vermittels ſeiner Finger ausglätten; wobei er zugleich alſo das Wort ergriff: „Ich nahm mir gar nicht Zeit, mich zu waſchen, liebſter Herr Doktor, da mir das, was ich Ihnen zu ſagen habe, nicht Raſt und Ruhe ließ. Sie mögen nemlich wiſſen, daß wir (der Gaſtwirth und ich) geſtern Abend, nachdem Sie ſich in's Bett verfügt, noch einen harten Straus mit dem Gendarmeriebrigadier Ihrethalb zu beſtehen hatten. Dieſer Menſch behauptete nemlich ſteif und feſt, daß das von ihm aus Ihrer Rede noch Vernommene vollkommen hinreiche, ihm den Thatbeweis zu liefern, daß Sie ein Demagog, ein Propagandiſt liberaler Meinungen ſeien, und daß Diejenigen, die ſich mit Ihnen theilnehmend über politiſche Gegenſtände unterhalten, ſchon um deßwillen eines Gleichen bezüchtigt werden müßten. Darum wurde der Gaſtwirth und ich von ihm gleichfalls mit roher Rede angegangen, ja ich mußte mir ſogar gefallen laſſen, ihm meinen Paß vorzuweiſen, um ihn zu überzeugen, daß ich kein entlaufenes Surrogat eines politiſchen Schuldthurmes ſey.

Als er aus dem Paſſe meinen Stand und meinen Reiſezweck erfuhr, ſchien er zwar etwas beſchämt und er entſchuldigte ſich bei mir wegen ſeines dienſtlichen Eifers; allein um ſo

heftiger ward jetzt sein Verdacht gegen Sie angeregt, nachdem er erkannt, daß ich wohl unter keinen Umständen seine Beute werden würde.

Er frug alsogleich den Wirth nach Ihrem Namen und verlangte, da er denselben erfahren hatte, daß er, der Wirth, sich ungesäumt zu Ihnen auf Ihr Zimmer verfüge, Ihnen den Paß abzufordern. Mit des Wirthes herzhaftem Widerstreben verband ich meine eigenen Vorstellungen, betheuernd, daß ein solches Verfahren unerhört sein würde und nichts weniger als in der Intention der Polizeiverwaltung liegen könne; und befließ mich auf's Eifrigste, Ihr Gespräch als ein gewöhnliches, durchaus absichts- und harmloses Tischgespräch darzustellen. Unsere Einreden hatten endlich das Ergebniß, daß der Brigadier mit des Wirths Versicherung, er werde dafür Sorge tragen, daß Morgen in aller Frühe Ihr Paß auf das Polizeibüreau gebracht werde, sich zu beruhigen schien; als ich mich jedoch entfernte, bemerkt' er mir noch mit Bestimmtheit, daß er jedenfalls eine Anzeige bei der Polizeibehörde einreichen müsse und daß Sie nur immerhin auf ein Verhör sich gefaßt halten möchten."

Als der Appellationsrath sich seines Anliegens

in ſolcher Weiſe erledigt hatte, konnt' ich nicht umhin, überlaut aufzulachen.

„Theuerſter Herr," hub ich zu ihm an, „was hab' ich zu befürchten, wenn man mich über die unſchuldigen Expectorationen von geſtern Abend zur Rede ſtellt. Höchſtens werd' ich an einigen Erfahrungen reicher und lerne das baieriſche Polizeiſyſtem auch einmal durch ſeine Rückwirkungen auf meine eigene Perſon kennen."

„Bedenken Sie aber nur, verehrter Freund," unterbrach mich der Appellationsrath etwas heftig, „daß wir um zehn Uhr miteinander weiter reiſen wollten und auch zu dieſem Zwecke ſchon mit dem Kutſcher abgeſchloſſen haben; wenn Sie aber in der That polizeilich inquirirt werden, ſo iſt gar nicht abzuſehen, wann man uns wieder gehen läßt. Ich ſage uns! Denn ob Sie gleich allein der Angeklagte ſeyn würden, ſo wäre mein Schickſal nicht deſto minder an das Ihrige geknüpft, da ich jedenfalls als Theilnehmer Ihres Geſprächs und ſonach als Zeuge Ihrer Aeußerungen, zunächſt aus Staats-Pflicht, und ſodann aus privater Pflicht gegen Sie, hier zurückgehalten würde."

„Bei allen Teufeln!" warf ich dazwiſchen, „alſo könnte die Sache wirklich Ernſt werden?"

„Das können Sie noch fragen," entgegnete mein Reisegenosse unwillig, „und haben doch unser System in den Gesprächen, die ich mit Ihnen zu führen das Vergnügen hatte, so scharf und richtig auseinandergesetzt! Täuschen Sie sich also nicht, damit Sie ja dem Rathe folgen, den ich Ihnen geben werde. Aus dieser fatalen Affaire uns zu retten, thut es durchaus noth, daß wir der Denunziation des Gensdarmen zuvorkommen. Ich werde mich deßhalb zum ersten Polizeibeamten, meinem Schul- und Studienfreunde verfügen, ihm die Sache haarklein vortragen und dergestalt allen möglichen Unannehmlichkeiten vorbeugen. Zu diesem Behufe aber ist unerläßlich, daß Sie mich begleiten und zu größerer Sicherheit Ihren Paß mitnehmen."

Ich fiel dem Appellationsrathe, nachdem er seine freundschaftlichen Gesinnugen in dieser Weise ausgeschüttet, mit komischer Rührung um den Hals und brach in eine laute pathetische Suada aus.

„Was müssen wir nicht Alles erleben auf dieser Erde, unter dieser baierischen Sonne, die immer baarer eines reinen erquickenden Lichtes wird. Kaum hat unser achilleischer Heldenmuth uns aus dem Sirenen-Netze wallfahrtender Jungfrauen erlöset, als unser Schicksal uns mit den Klauen würzburgi-

ſcher Polizei bedroht. Krieg euch Göttern, die Ihr ſolch' frevles Spiel mit frei und tugendſam gebornen Menſchen treibt!"

Wir lachten Beide auf und während ich bemüht war, in meine Kleider zu kommen, verſprach ich dem Appellationsrathe, Alles zu thun, was er für räthlich finden würde. Nach einer Viertelſtunde waren wir in der Verfaſſung, den Gang zum Polizeidirektor machen zu können.

Als wir auf der Hausflur angekommen waren, ſtreckte ein menſchliches Weſen uns einen enormen mit einer weißen Zipfelmütze bedeckten Kopf aus dem Schenkzimmer entgegen und in der Frage: „Aber meine Herren, wohin ſo in aller Frühe!" erkannten wir die weinheiſere Stimme unſers freundſchaftlichen Wirthes. Schnell hatt' ihn der Appellationsrath mit unſrer Abſicht bekannt gemacht. Drauf ein heftiges, faſt wieherndes, Gelächter des Wirthes. Erſt als er bemerkte, daß wir durch ſein Benehmen ſehr befremdet wurden, that er ſeinem Zwerchfell einigen Einhalt und hub an: „Ich muß herzlich um Entſchuldigung bitten, wenn die beiden Herren wegen des Vorfalls vom geſtrigen Abende wohl gar eine unruhige Nacht gehabt. Denn der renommiſtiſche Gensdar-

meriebrigadier ging, durch ein Mittelchen getröstet, das schon häufig die heilsamsten Wirkungen auf ihn geäussert hat, ganz ruhig nach Hause; und gewiß hat die Flasche 25r, die ich ihm noch vorgesetzt, nachdem auch schon Sie, Herr Appellationsrath, zu Bette gegangen waren, ihm die Nacht über so vielen Schweiß gemacht, daß er den gestrigen Vorfall heute früh aus mehr als einem Grunde sicherlich vergessen hat." Der Wirth erhob nochmals ein, diesmal anständigeres, Gelächter, das aber jetzt durch das ausgesprochene Bewußtseyn, etwas recht Kluges gethan zu haben, einigermaßen durchgeistigt war.

Wir, unsrerseits, wußten nicht, was wir dazu sagen sollten; mancherlei Gedanken und Empfindungen bestürmten unsre Brust und erst als uns der Gastgeber wiederholt ersucht hatte, wir möchten jegliche Sorge fahren lassen, auch uns versicherte, daß er alle Folgen über sich nehmen wolle, dafern sich seine Worte nicht bestätigen würden: beschlossen wir, von dem beabsichtigten Besuche abzustehen.

„Im Vertrauen gesagt," fügte der Wirth noch bei, „dieser Demagogenfresser von gestern Abend hat sich bei ähnlichen Veranlassungen immer so grim-

mig geberdet und zumeiſt aus keinem andern Grunde, als ich möchte ſein dienſtliches Gewiſſen durch einige Flaſchen meines beſten Weines zur Ruhe bringen.

Da mir nun nichts ſo ſehr als das Wohl und die Ungenirtheit meiner Gäſte am Herzen liegt und wohl mitunter in meinem Hauſe doch auch etwas geſprochen wird, was die Probe einer gewiſſenhaften polizeilichen Unterſuchung ſelbſt in einem conſtitutionellen Lande nicht leicht beſtehen würde; ſo kömmt mich wahrlich ein ſolches Opfer, womit ich den Dienſteifer polizeilicher Inſpektion beſchwichtige, gar nicht ſauer an, zumal es mir auf anderm Wege wieder reichlich vergolten wird."

Nun konnten auch wir uns eines zweideutigen Lächelns nicht erwehren; ſo daß es dem Wirthe jedenfalls ungewiß blieb, ob es der Armſeligkeit, die nun einmal in dem hier beſprochenen Verhältniſſe lag, oder ſeiner, des Gaſtwirths, Verſchmitztheit galt, deren er ſelbſt mit ſo viel Behaglichkeit ſich rühmte.

Da wir einmal zu einem ſo frühen Gange uns angeſchickt und ein herrlicher Sommermorgen heraufgeſtiegen war, beſchloſſen wir, deſſen vollauf

zu genießen, die Stadt zu umkreisen und später Ausflüge auf die nächsten Anhöhen zu machen.

„Sie brauchen sich dabei gar nicht zu beeilen," bemerkte der Wirth mit Eigennutz, „denn wenn Sie auch erst nach Tische abfahren, so kommen Sie heute doch noch immer nach Aschaffenburg."

Als wir uns auf dem herrlichen Glacis der Stadt befanden, beschäftigten, trotz des wunderköstlichen Morgens, die Mittheilungen des Wirthes uns doch noch längere Zeit. Denn, wie schon bemerkt, es lag hier eine Niederträchtigkeit vor, die der schärfsten Rüge werth war; und die Frage war nur noch die, ob solche Niederträchtigkeit dem Gensdarmereibrigadier allein als Person zuzuschreiben oder in wie weit die locale Polizeiverwaltung und das ganze Landessystem dabei betheiligt sey.

In dem Appellationsrathe erwachte, nachdem er gestern so häufig genöthigt war, in meine naturtreuen düstern Schilderungen des baierischen Wesens einzustimmen, jetzt plötzlich eine Art erkräftigten patriotischen Selbstgefühls und er meinte, der vorliegende Fall könne nicht den geringsten Schatten auf die Regierung werfen, da vielmehr die Person des Gensdarmen ganz allein des be-

treffenden rohen Mißgriffs zu beschuldigen sey. So sey es denn auch häufig der Fall, bemerkt' er mit größerm Nachdruck und vieler Salbung, daß die Regierungen der Sündenbock der Vergehungen ihrer Subalternen seyn müßten, weil die Menschen in der Regel sich nicht die Mühe nehmen, zu untersuchen und zu unterscheiden, in wie weit das System einer Regierung an solchen subjektiven Mißgriffen die Schuld trage. Sicherlich sey nun auch der Brigadier, dessen vorlautes und höchst ungeeignetes Benehmen mit Recht unsre Entrüstung erregt, von seiner vorgesetzten Behörde zu einer Ueberwachung öffentlicher Aeßerungen in der geschehenen Art ebenso wenig als seine Amtsverwandten, autorisirt oder besonders beauftragt; so daß das Peinliche und Zurückstossende, das hier beobachtet worden, lediglich der individualen Wesenheit des Gensdarmen zur Last zu legen sey.

„Ich muß Ihrer nachsichtsvollen Auslegung durchaus widersprechen," begann ich meine Antwort, „denn dieser Mensch, der würzburgischer Gensdarmerie-Brigadier ist, würde sich nicht, selbst nicht im Rausche, herausnehmen, im öffentlichen Gasthause anständige Personen wegen ihm anstößiger oder anstößig scheinender Aeuß-

ſerungen förmlich zur Rede zu ſtellen, wie es geſtern uns geſchehen iſt, wenn er nicht durch eine ausdrückliche Autoriſation oder durch Tolerirung von Seite ſeiner vorgeſetzten Behörde (welche Begriffe hier gleichbedeutend ſind) ſich ſicher fühlte. Wenigſtens iſt er, ohn' allen Zweifel, zu ſolchem Auftreten nicht nur materiell autoriſirt, ſondern, wie ich das baieriſche Weſen kenne, angewieſen; nur formell mag er, dies geb' ich zu, gegen höher ſtehende Intentionen ſündigen. Denn ein ſolcher jämmerlicher Polizei-Subalterner, wenn er die Maske des geheimen Angebers gradezu abwirft, um als öffentlicher Inquiſitor zu erſcheinen, handelt gewiß nicht im Sinne eines klugen oder vernünftigen Regierungsſyſtems, da er das, was ihm im erſten Falle unter tauſendmalen einmal zu nützen gelingen möchte, im letzten Falle immer ſicher zerſtört; ganz abgeſehen davon, daß eine ſolche Art des Auftretens überall, ſelbſt in der abſoluteſten Monarchie, widerrechtlich und verwerflich bleibt. Dem Polizeidiener ſteht es zu, Sie zu denunziiren; der offizielle Richter aber allein kann Sie zur Rede ſtellen.

Drum muß ich Ihnen nachgrade offen beken-

nen, daß Ihre Beſorgniſſe von heute früh, in die Sie mich ſo raſch verwickelt hatten, in dieſem Augenblicke mir unſrer eben ſo unwürdig als überhaupt höchſt lächerlich erſcheinen; und deßhalb weit entfernt, durch die Beruhigungen von Seiten des Wirths beſchwichtigt worden zu ſeyn, regt ſich jetzt vielmehr in mir die Begier, nun ſelbſt als Ankläger aufzutreten und den Gensdarmen wegen ſeines unerhörten Benehmens richterlich zu belangen."

Ich bemerkte, wie dieſe letzte Aeſſerung meinen Begleiter mit einigem Schreck erfüllte, den er auch alſogleich redend bekundete.

„Bedenken Sie doch, lieber Doktor," ſprach er, „daß wir auch in dieſem Falle heute um zehn Uhr oder zu Mittag unſre Weiterreiſe nicht anzutreten vermöchten; denn Ihre Anklage und das darauf folgende Verhör würde Sie, und wiederum auch mich, als Zeugen, jedenfalls noch einige Tage an hieſigem Orte feſſeln, wenn nicht die Sachen am Ende ſo ſich drehten und wendeten, daß nicht der Gensdarme, ſondern Sie, als Inculpat erſchienen. Wie es Ihnen in dieſem Falle erginge, möchte nicht zweifelhaft ſeyn, da die baieriſche Gerechtigkeitspflege nicht ſehr prompt iſt und namentlich in Polizeiſachen etwas Schwüriges an ſich hat, das jederzeit einen wunden häßlichen Fleck zurückläßt."

Ich mußte über dies drollig-naive Urtheil eines baierischen Juristen über baierische Justiz herzlich lachen, wenn auch dessen Inhalt nicht eben sehr erhebend war.

Zugleich belustigte ich mich über die wiederum im Hintergrunde des Einwurfs meines Begleiters erkennbare Furcht, daß die Polizeiaffaire ihm einige Tage aus der Zeit seines im Auslande zuzubringenden Urlaubs rauben könne; eine Befürchtung, die ihm allerdings nicht verdacht werden konnte.

„Es geschehe Ihr Wille," sagt' ich nach einer Pause, „ich werde auf die mir zustehende Klage verzichten, aber nur, wenn Sie mir zugeben, daß an dem Benehmen des Gensdarmen durchaus jener untüchtige Hochdruck zu erkennen sey, der, aus der Corruption der baierischen Regierungsmaximen hervorgehend, sich consequent auf alle, selbst auf die geringsten Glieder des dasigen Regimentskörpers erstreckt!"

Ich hatte neuerdings eines zu wunden Fleckes gedacht, als daß es den frischen Sinnen des Appellationsraths hätte einfallen können, dessen Gesundheit zu beweisen. Wir brachen endlich von diesem Gegenstande ab, um uns desto mehr der zauberischen Schönheit der Natur zuzuwenden, von welcher wir umgeben waren.

Die Gegend um Würzburg ist wirklich reizend, die

Wälle der Stadt, jetzt in Blüthengärten umgewandelt, sind wegen ihrer vielen verschlungenen Wege und der Mannigfaltigkeit ihres Anbaus wahrhaft romantisch zu nennen. Das Schloß, im edelsten Style erbaut, ist ausgezeichnet schön; die Aussicht von demselben wird, wie die aus dem aschaffenburger Schlosse, als einzig geschildert.

In Würzburg selbst rührt sich ein frohes Völkchen, mit muntern Herzen und nicht selten feurigem Sinne. Baierisch, im münchener Sinne, läßt sich jedenfalls diese Stadt nicht nennen; sie hat vielmehr mit einem Theil des übrigen und namentlich protestantischen Franken der jetzt regierenden Majestät schon manchen bittern Kummer gemacht. Auch ist sie darum dem Könige nichts weniger als ein Augapfel, im Gegentheil soll, seit 1832, die ganze Schwere eines souverainen Grolles auf ihr haften. Daß dies den guten Würzburgern den Schlaf und die Suppe verdirbt, glaub' ich nicht; sie drehen nach wie vor ihren Bratspieß, freuen sich jeweiliger politischer Excesse, ohne die sie nicht leben können, sind aber im Ganzen friedliche deutsche Philister, die so lange sich Jegliches gefallen lassen, als nicht die Art der Willkühr und Gewalt ihren Nacken zu durchhauen droht.

Bessere Gott deine vielen Uebel, schönes Baiern, und leb' wohl!

Johann Gottfried von Pahl's

Briefe

an einen deutschen Zeitgenossen.

Nebst

politisch-literarischen Zugaben aus Pahl's öffentlicher Hinterlassenschaft.

Anmerkung.

Ueber Pahl's letzte Lebenstage, über seine Beziehungen zu Professor Dr. Salat und über die nähere Bewandtniß mit seinen hier mitgetheilten literarischen Reliquien lese man das Betreffende in der Einleitung.

Der Herausgeber.

Briefe Pahl's an Salat.

Bichberg am 28. Januar 1822.

Theuerſter Freund! Ich habe Ihr Schreiben vom 20. Dec. und ein früheres, das ich aber in dieſem Augenblicke nicht finden kann, zu meinem innigſten Vergnügen erhalten. Die Beiträge zur National-Chronik — die an Beifall und Verbreitung immer mehr gewinnt — verdanke ich Ihnen ſehr; ſie ſind bereits benützt oder abgedruckt. Nur konnte ich von dem wieder zurückgehenden Manuſcript, das ich mit Intereſſe und Belehrung geleſen habe, keinen Gebrauch machen, indem es für ein Publikum, das nur Politik und Schwänke will, zu ernſthaft iſt. Uebrigens wird es Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, es abdrucken zu laſſen, was ich um der Sache willen ſehr wünſche.

Wir befinden uns Alle recht wohl. Wilhelm iſt noch in Tübingen, und Chriſtian ſeit dem Herbſte Vicarius in Eßlingen.

Caroline iſt im vorigen Jahre Kammerfrau bei der Prinzeſſin Alexandrine von Würtemberg in Ulm geworden, und in dieſer Stelle, die für eine bleibende Verſorgung gelten kann, unausſprechlich glücklich. Das Geſchenk, das auch Chriſtoph Schmid's Andenken in uns erneuerte, hat den Kindern große Freude gemacht.

Ich war vorige Woche mit Graf Waldeck in Ellwangen. Man hat ſich überall nach Ihnen erkundigt und mir Grüße an Sie aufgegeben, beſonders Adelmann und Werneck und meiſter Höck. Es ſind bei den Dicaſterien in Ellwangen recht brave Leute, die ich auf's Neue liebgewann; aber ſie regieren ſchlecht, doch ohne ihre Schuld; es erſtickt Alles in den Formen. So iſt es auch bei euch in Baiern.

Ich wollte Sie ſchon einigemal wegen eines jungen Salat's befragen, der in Ellwangen als Student lutheriſch wurde, und nun unterſtützt von unſern Pietiſten in Stuttgart fortſtudirt. Die Oberamtmännin Sandberger, bei der er die Kinder unterrichtete, ſagte mir, er ſey ein nur ſehr entfernter Vetter von Ihnen und kenne Sie kaum. Das mag Ihnen gut ſeyn; ſonſt hätten Sie, bei ſo vielen andern, die durch Sie verführt

worden, auch noch diesen auf Ihrem Gewissen. Uebrigens hätte er besser gethan, zu bleiben was er war. Um aus seiner Kirche auszutreten, war er noch zu jung; erreichte er aber den Zustand der Reife, so bedurfte er ja keiner Kirche mehr.

Auf den Herbst kommt die Zeit, da wir Sie wieder hier zu sehen hoffen, was uns Allen eine herzliche Freude seyn wird, besonders wenn Sie auch Ihre gute Jungfer Schwester mitbringen, die von uns herzlich gegrüßt ist.

Mit alter, inniger Liebe

Ihr Freund
Pahl.

Vichberg am 26. Mai 1823.

Theuerster Freund! Da ich eben an Liebhabern nach München schreibe, schließe ich dieses Briefchen bei, um Ihnen zu bezeugen, wie sehr mich Ihr Schreiben vom 26. v. M. erfreut hat. Den Aufsatz über die Klöster ꝛc. habe ich bereits bearbeitet und zum Abdruck abgegeben. Für Ihre Denkwürdigkeiten ꝛc. meinen herzlichsten Dank.

Sie haben mich um ſo mehr angezogen, je mehr ſie von Ihrer Perſönlichkeit enthalten. Die Mißhandlungen und Tücke, die man Ihnen angethan, haben mich empört. Doch wünſchte ich, um Ihrer Gemüthsruhe willen, daß Sie dieß Buch nicht geſchrieben hätten. Man wird einen großen Lärm anfangen und Alles aufſuchen, um ſich zu rächen. Das wird Sie neue Kämpfe koſten, wozu es jedoch, was mich tröſtet, Ihnen nicht an Muth und Ausdauer fehlen wird.

Bichberg am 2. März 1824.

Theuerſter Freund! Schon ſeit einigen Wochen liegt die Nationalchronik da, um an Sie verſandt zu werden. Aber die Sendung ward immer verſchoben, weil ich recht viel dazu ſchreiben wollte. Aber da dies keines Tages ſich fügen will, ſo mag ſie von einem kleinen Briefe begleitet werden.

Ich habe mich bereden laſſen, die National-Chronik noch ein Jahr zu ſchreiben, ob ich gleich verzweifelt bin, daß in dieſer böſen Zeit noch etwas Gutes zu ſtiften ſey. Da bin ich denn immer ſehr hingehalten; denn es fehlt viel, daß ich

noch der rüſtige Arbeiter wäre, wie vor Jahren. Obendrein hängt mir ſeit Monaten — trotz meinem Ablehnen — die interimiſtiſche Verwaltung des Decanatams am Halſe, das mich durch geiſtloſe Schreibereien und tägliche Anläufe viel Zeit koſtet. Das Schlimmſte iſt, daß dieſe Laſt noch eine Weile dauern wird; denn definitiv nehme ich das Amt nicht an, ohne Beſoldung; Beſoldungen dieſer Art aber gibt man nur den Vettern.

Sonſt befinden ſich Weib und Kinder wohl und geſund, und alle wünſchen und ſehnen ſich herzlich, daß Sie im Herbſte zu uns kommen und Ihre gute Schweſter mitbringen.

Mit inniger Liebe Ihr alter Freund
Pahl.

Pichberg am 29. September 1829

Theuerſter Freund! Ihr Schreiben war mir eine mich innig erfreuende Ueberraſchung. Zwar glaubt' ich immer eine Art von Ahnung zu haben, daß Sie dieſen Herbſt zu uns kommen werden; ich glaubte, Sie würden auf dieſe Art die Gleich-

gültigkeit verſöhnen, mit der Sie vorigen Jahrs an uns vorübergegangen ſind. Das iſt nun nicht geſchehen; ich weiß aber auch, den Erſatz zu ſchätzen, den Sie mir durch Ihre briefliche Mittheilung und zumal durch Ihr neueſtes Werk *) gewährten.

Ich habe das letztere von dem Augenblicke an, in dem ich die Ankündigung deſſelben in der Allgemeinen Zeitung geleſen, täglich erwartet, und wollte es dann, wie hiermit geſchieht, durch meine „würtembergiſche Geſchichte" erwidern, und ſomit die Schuld meines langen Stillſchweigens abtragen. Es thut mir wehe, daß Sie das letztere aus einem Kaltſinne oder einer Eingenommenheit gegen Sie erklären konnten. Wie wäre es möglich, daß eine ſo alte, auf ſo edeln Baſen begründete und ſo lange bewährte Freundſchaft erkalten oder durch fremde Einflüſſe geſtört werden könnte? Warum ſuchten Sie den Grund meines unfleißigen Briefſchreibens nicht in der Ueberlaſtung mechaniſcher Geſchäfte, die mir mein Amt aufbürdet, in der

*) Des trefflichen Buches Titel lautet: „Wahlverwandtſchaft zwiſchen dem ſ. g. Supernaturaliſten und Naturrhileſorhen. Auch gegen neue Umtriebe des Obicurantismus ꝛc."

zunehmenden Schwerfälligkeit der alternden Geistes- und Körperkräfte, in der ſparſam mir zugemeſſenen Zeit, die mir von den Berufsgeſchäften und den literariſchen gleichſam berufsmäßig betriebenen Arbeiten übrig bleibt, und dann in der gutherzigen Meinung, der alte Freund werde — meines Herzens gewiß — Nachläßigkeiten dieſer Art bereitwilliger vergeben, als der Fremde. Uebrigens vergrößern Sie meine Schuld ungerechterweiſe, wie ich mich denn ganz gewiß erinnere, daß ich Ihnen nach dem Tode Ihrer guten Schweſter (wie hat mich und die meinigen gerührt und erfreut, was Sie in dem geſandten Werke zu ihrem Andenken ſagen!) geſchrieben habe.

Was nun die „Wahlverwandtſchaft“ betrifft, ſo bedarf ich nicht, Ihnen etwas über das Intereſſe zu ſagen, mit dem ich das — begierig erwartete — Buch erſt verſchlungen und dann aufmerkſam geleſen habe, da es mir ſo viele höchſt anziehende Aufklärungen über Ihre bisherige Stellung und Begegniſſe und über andre mich nicht minder anziehende Perſonen und Dinge gegeben, mich bald empört und bald wieder erfreut, überhaupt aber mein ganzes geiſtiges Weſen in eine große Erregung und Spannung gebracht hat. Dieſen Eindruck wird es auch

auf die meiſten Leſer, zumal im Auslande machen, die ſich aber eben ſo wie ich befremdet und entrüſtet fühlen werden, über die Keckheit, mit der die Kabale in dieſem Lande einherzieht, und über die Siege, die ihr Ihnen gegenüber gelungen ſind. Indeß macht mir das Buch doch Unruhe und Beſorgniß, nicht weil es wieder neue Angriffe gegen Sie zur Folge haben wird, in die Sie ſich, wenn Sie einmal ſo auftreten wollten, ergeben mußten; ſondern weil Ihre Gegner nun ein Aktenſtück in den Händen haben, um den Beweis zu führen, wie vollkommen ihrer Rachſucht die Ihnen zugedachte Kränkung gelungen iſt, und weil durch dieſe Art von öffentlicher Gegenwehr Ihre Reactionirung unmöglich gemacht worden iſt; in die die Regierung nicht einwilligen könnte, ohne das Geſtändniß abzulegen, ſie ſey durch Ihr Buch von dem Ihnen erwieſenen Unrecht überzeugt worden.

Ueberhaupt thut es mir wehe, Ihr Gemüth durch Ihre Quiescirung ſo angegriffen zu wiſſen. Was haben Sie dadurch verloren? Haben nicht die Beſſern überall dadurch neues Intereſſe für Sie gewonnen? Hat nicht das Publikum Sie als einen edeln Zeugen für die Sache des Lichts auf's Neue achten gelernt? Und iſt es Verengung ſei-

nes Wirkungskreises für einen Mann, wie Sie, wenn er nicht mehr Collegien lesen kann? Mein König würde mir keine größere Gnade beweisen, als wenn er mich mit voller Besoldung quiescirte, und ich würde mit Virgil ihm dankbar entgegnen: Deus est qui nobis haec otia dedit. Um deßwillen ging ich nicht müßig; ich hoffte noch so nützlich zu bleiben, als zuvor, indem ich Bücher schriebe — besser als jetzt im Dringen der Geschäfte — und Predigten und Katechisationen hielte, vicario modo, — besser als jetzt ex officio.

Um nun auf meine eignen Sachen zu kommen, so bin ich in der Hauptsache gesund, heitern Sinnes und rüstig zur Arbeit, doch immer leidend an Unterleibsverschleimungen, denen zur Steuer ich diesen Sommer wieder vier Wochen lang das Kannstadter Wasser an der Quelle getrunken habe, übrigens immer gleichgültiger gegen den Umgang mit Menschen und nur dann à mon aise, wenn ich allein bin unter meinen Büchern und Geschäften; dabei die Beschwerden des alternden Körpers mit Ergebung tragend und mich täglich verwundernd, daß ich noch da bin, während schon so viele unsrer Jugendgenossen uns vorangegangen sind; auch der Hoffnung lebend, es noch zehen Jahre

ſo fortzutreiben und dann, mit einem freundlichen: „Gehabt Euch wohl!“ meinen Pilgerſtab niederzulegen. Auch Weib und Kinder befinden ſich wohl, leben im Frieden und glücklich und beten fleißig für meine Erhaltung.

Die beiden Beroldingens, die ältern, hab' ich nach zwanzig Jahren in Kannſtadt wieder geſprochen und wir haben vieles von der Vergangenheit, unter Scherz und Lachen, recapitulirt. Sie hat ſich wenig verändert; er aber ſtellt äuſſerlich einen hochbetagten Greis vor, doch geiſtig jung und heiter.

Die „würtembergiſche Geſchichte,“ welche 3000 Abnehmer im Lande hat, möchte ich noch vollenden können, und dann die Feder niederlegen. Das Buch koſtet mich aber viel Mühe, wegen Recherchirung des Stoffs und Feilung des Vortrags. Sie werden finden, daß es nicht abgeſchrieben iſt und noch immer neben Ihres Zſchokke's baieriſchen Geſchichten feil haben kann.

Und nun meine herzliche Umarmung und mein inniges Lebewohl! Beides auch von Weib und Kindern, die mir bei Eingang Ihres Briefes und Leſung Ihrer Vorwürfe eine lange Strafpre-

digt, bei welcher Ihr Brief der Text war, gehalten haben. Wie könnten Sie mich mehr beschämen, als wenn Sie bald wieder schreiben?

Intereaque vale!

Pahl.

Vichberg am 4. Juli 1831.

Theuerſter Freund! Ihr Schreiben war mir eine ſehr erfreuliche Ueberraſchung. Haben Sie dafür, ſowie für das willkommene Geſchenk, womit Sie es begleiteten, meinen herzlichen Dank.

Der Vorwurf, daß ich ein unfleißiger Correſpondent ſey, erhalte ich freilich nicht nur von Ihnen. Indeſſen iſt mein Herz nichts deſtoweniger bei meinen Freunden; zumal bei den alten; aber in den öden Steppen des kirchlichen Schreiberthums unſtet umher getrieben und erſchöpft, fehlt es mir bald an Zeit, bald an Laune meine Gefühle auszuſprechen, und täglich finde ich Urſache zu klagen, daß es nicht auch für mich einen Gott gibt, der mir Ihre otia verleiht.

Das Buch habe ich ſchon zweimal, *) erſt curſoriſch nnd dann ſtatariſch durchgeleſen und ich werde noch oft darauf zurückkommen, nicht nur weil es mich mit vielen neuen Erſcheinungen auf dem Felde der Philoſophie, die mir ſonſt in meiner Abgeſchiedenheit nicht kund geworden wären, aufgeklärt durch Ihr bewährtes kritiſches Talent, bekannt macht; ſondern auch und noch mehr weil es ſo viel von Ihren literariſchen und perſönlichen Verhältniſſen enthält, was den alten Freund unausſprechlich anzieht. Bei Ihren Freunden und bei allen, die in Deutſchland ſich für die gute Sache intereſſiren, bedurften Sie dieſer dritten Apologie nicht; auch werden Sie keinen Ihrer Gegner dadurch zur Anerkenntniß ihres Unrechts bringen. Aber die letztern verdienten es wohl, daß ein neues Gericht über ſie gehalten wurde; und die Akten dieſes Gerichts werden immer ein intereſſanter Beleg zur Culturgeſchichte dieſer Zeit bleiben.

Sehr mißfällt mir aber, daß Sie noch immer

---

*) Salat's Schrift: „die literariſche Stellung des Proteſtanten zu dem Katholiken ꝛc." — Landshut 1831.

mit ſo viel Schonung von Sailer'n *) ſprechen, der grade am meiſten an Ihnen verſchuldet hat, da es ihn ja nur ein Wort koſtete, um Sie auf Ihrer Carriere zu erhalten. Ich habe aus ſicherer Hand von Regensburg, daß dieſer „alte Heuchler" dort allgemein verachtet ſey. Für einen ſolchen habe ich ihn von dem Augenblicke an gehalten, in dem ich ſeine Subjektion an den römiſchen Stuhl geleſen, und Ihre neuern Schriften haben mich immer mehr in dieſem Glauben befeſtigt.

Indeſſen iſt Ihnen durch den Sieg, den der Liberalismus, während des jetzigen Landtags in Baiern, errungen hat, ein vollſtändiger Triumph geworden. Ich habe, ſo oft ich die Verhandlungen las und ſo oft ich ſonſt die laute Stimme, die ſich gegen Servilität und Jeſuiterei erhub, vernahm, immer Sie und Ihr Schickſal damit zuſammengedacht. Mögen nun Schenk und Sailer in Regensburg zuſammenſitzen und, zum Troſte der verwundeten Gemüther, im Thomas à Kempis leſen und Litaneien anſtimmen.

Das iſt die Folge des Schreckens, den die Julius-Revolution in den Lagern der Abſolutiſten,

---

*) Der bekannte Biſchof in Regensburg.

der Ultramontanen und der Obſcuranten hervorgebracht, und die in ganz Europa ſo erſchütternd nachgeklungen hat. War das nicht Gottes Finger, der die ſtolze Macht der Finſterniß nur zu berühren brauchte, um ſie mit Angſt und Entſetzen zu erfüllen und ihren Uebermuth zu demüthigen? Zwar iſt die Frage noch nicht entſchieden; jene Macht beginnt, nachdem die erſten Schrecken vorüber ſind, ſich wieder aufzuraffen; und ſie wird mit blutigen Waffen ihren Beſitzſtand zu erhalten ſuchen; aber ich hoffe, da die moraliſche Ueberlegenheit ſo entſchieden auf der Seite der guten Sache iſt, daß dieſer letzte Act des großen Epos mit einer gänzlichen Niederlage der ſchlechten enden wird, aber leider! wie dies das Schickſal des armen Menſchengeſchlechtes iſt, wieder nicht ohne Blut und Thränen!

Nur nicht gar einen Monat habe ich den groſſen annus climactericus zurückgelegt und ſo wäre mir die Lebensdauer bis auf ſiebenzig aſſecurirt! In der That befind' ich mich auch ſeit zwei Jahren viel beſſer als früher, und ich habe dieß Jahr ſogar nicht nöthig, meine Unterleibsorgane in Cannſtadt rectifiziren zu laſſen, was drei Jahre zuvor regelmäßig und mit ſo gutem Erfolge ge-

ſchah, daß ich in allem Ernſte glaube, meine Lebenserhaltung dieſen Heilquellen ſchuldig zu ſeyn. Am allerwenigſten, oder gar nicht, empfinde ich aber das Alter in meiner geiſtigen Geſundheit. Ich arbeite noch immer mit der frühern Luſt und Rüſtigkeit; nur bringe ich nicht mehr ſo viel zu Stande. Zwar fließen Gedanken und Worte noch immer ſo reichlich, wie früher; aber das Alter macht im Ausdrucke der erſtern bedenklicher und umſichtiger und in der Wahl der letztern ſtrenger. Indeſſen haben Frau und Kinder, (veranlaßt durch das hieſige Kirchenbauweſen, da die Gottesdienſte in der Filialkirche gehalten werden müſſen), nicht geruht, bis ich einen vicarius annahm, und das Conſiſtorium hat mir auch ſehr bereitwillig die Vikariatszulage zuerkannt, ob ich gleich vermöge meines Beſoldungsſtandes durchaus keinen geſetzlichen Anſpruch darauf hatte.

Ad vocem Kannſtadt fällt mir ein, daß ich im vorigen Jahre daſelbſt von dem lieben Chriſtoph Schmid überraſcht wurde, der in Wagner's Geſellſchaft auf einer Rheinreiſe begriffen war und in Stuttgart von meiner Anweſenheit hörte. Das war ein herrlicher Abend, an den ich noch immer mit Vergnügen zurückdenke. Der treffliche Schmid!

Er iſt einer der Wenigen, die ſich in allem Wechſel der Erſcheinungen und der Syſteme und in allen Verſuchungen der Zeit gleichgeblieben ſind.

Aber, lieber Freund! wie viele unſerer alten Kameraden und Sodalen ſind uns ſchon vorausgegangen? Im vorigen Jahre auch Grüber. Er hat Frau und Kind in großer finanzieller Noth hinterlaſſen. Das iſt ein ſchwerer Vorwurf für ihn. Er hätte ſeinen Haushaltungsetat wohl aufrecht erhalten können, wenn er wie er als Hausvater ſollte, ſeine Begehrlichkeit, ſeine Launen und ſeine Eitelkeit mehr zu beherrſchen verſtanden hätte.

Johann Gottfried von Pahl,

Prälat und Generalſuperintendent des Jartkreiſes,

an Se. Hochwürden

den Herrn Geiſtlichen Rath Dr. Salat,

in Landshut.

Da ſehen Sie, mein Beſter! was aus Ihrem Jugendfreunde in ſeinen alten Tagen noch für ein vornehmer Herr geworden iſt! Nachdem ſie öf

ſentliche Meinung im ganzen Lande, ſelbſt in unſern öffentlichen Blättern, mich zum Prälaten gemacht, gab mir der König am 3. Februar die Ernennung. Wenige Tage früher war ich aufgefordert worden, mich zu melden; das geſchah in wenigen Zeilen; ſonſt machte ich keinen Schritt, während andere Candidaten Himmel und Erde bewegten.

So erhielt ich die Stelle ohne das mindeſte Hinzuthun von meiner Seite. Aber warum erhielt ich ſie nicht ſchon vor zehn Jahren? — Indeſſen verehre ich in Demuth des Himmels Schluß und ſpreche mit dem Erzvater: Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt!

Nächſte Woche reiſe ich nach Stuttgart zur Beeidigung. Zum Amtsſitz iſt mir Hall angewieſen. Zweihundert und dreißig Pfarreien ſtehen unter meiner Aufſicht. Die Beſoldung iſt 1800 Gulden. Dazu gewähren die Viſitationen, die Synode und der Landtag reichliche Diäten. Es iſt mit der Stelle kein Predigtamt verbunden, und ſo habe ich, wenn kein Landtag einfällt, jedes Jahr 9 Monate lang ſehr wenig zu thun. Dies otium ſchlage ich ſehr hoch an, nachdem ich, nach

vielen Arbeiten, Sorgen und Mühen immer mehr fühle, wie wohl der alternden Kraft die Ruhe thut. Meine Freunde aber glauben, das Prälatenwerk werde dieſe Kraft verjüngen und wieder auffriſchen. Facit deus!

In mehrern Oberämtern ward ich zum Repräſentanten vorgeſchlagen; ich lehnte es ab, weil ich überall die Stimmung ſo gereizt fand, daß ein alter Liberaler nicht wohl mehr mitthun konnte. Endlich ergab ich mich in Göppingen darein und ſo wurde ich dort mit 612 gegen 410 gewählt. Einen Monat nach der Wahl ernannte mich der König zum Prälaten; es wäre mir vorher lieber geweſen; „aber," ſagte ein Miniſter, „man habe die Probe recht eclatant machen wollen, daß der König den Mann des Volks vorziehe."

Nun verſicherten Partheigeiſt und Neid, das ſey geſchehen, um mich für die miniſteriellen Intereſſen zu gewinnen. Ich habe durchaus keinen Grund, eine ſolche Abſicht anzurechnen, da ſich der ganze Lauf der Sache als reines Wohlwollen für meine Perſon darſtellte. Uebrigens werde ich meine Grundſätze, die in meinen Schriften aller Welt vor Augen liegen, in keiner Stellung verleugnen, und das habe ich auch, dankend für meine

Promotion, meinen Beförderern gesagt, die das aufnahmen als etwas, was sich von selbst verstehe.

Das Wesen, das nun die toll gewordenen politischen Spucknäpfe in Deutschland treiben, betrübt und entrüstet mich, wie das bei allen nüchternen alten Liberalen der Fall seyn muß. Sie schaden der guten Sache des Lichts, des Rechts und der Freiheit mehr, als ihre entschiedensten Gegner in den Lagern der Absolutisten und Obscuranten, und provociren die Gewalt, die, sobald sie ihre Rüstungen vollendet hat, mit dem Unrechten und Uebertriebenen auch das Rechte und Billige zu vernichten unternehmen wird.

Am 26. Febr. 1832.

Stuttgart am 21. März 1833.

Theuerster Freund! Ihre Sendung vom 18. Dez. habe ich noch zu Hause, und die vom 26. Febr. zu meinem innigsten Vergnügen hier erhalten, wie mir denn ein jeder Laut von Ihnen ein verjüngendes Labsal ist. Aber bei dem stürmischen

Leben, das wir hier führen, und bei der unsäglichen Last von Anstrengungen und Geschäften, die mich alten Mann darniederdrückt, wird mir kaum eine Viertelstunde zu Theil, um Ihnen ein paar Worte zu geben.

Tägliche oft sechsstündige, Kammersitzungen, unerschwingliche Arbeiten in drei Commissionen, der Anblick und die Theilnahme an den heftigsten Partheikämpfen, eine jämmerliche Formlosigkeit im Verfahren, bei allen Mühen doch kein Resultat, gleiche dumme Streiche intra et extra iliacos muros, und das stete Drohen der Gefahr unserer Auflösung — das sind die Elemente meines hiesigen Lebens. Ja, vor zwanzig Jahren wäre mir ein solcher Kampfplatz nicht unwillkommen gewesen; aber nun begreife ich nicht wie in meinen alten Tagen die Vorsehung mich auf denselben rufen mochte. Doch habe ich mir bisher und werde mir in der Zukunft auf demselben erhalten, was am Ende im menschlichen Leben allein zu retten steht: das Bewußtseyn der bewahrten Ueberzeugungstreue und die Ehre der Consequenz.

Im November und Dezember, wo ich auf der Synode hier war, und so auch jetzt, ist meine

Frau und Helene *) bei mir, und so lebe ich in dieser Beziehung ganz bequem. Aber ich sehne mich sehr in mein stilles Gaildorf zurück, wo ich procul negotiis ein glückliches otium senile habe. O! wie will ich mich derselben freuen, wenn anders die hiesigen übermäßigen Anstrengungen und Unordnungen mich nicht aufreiben.

Von unserm Landtage werden Sie viel in den Zeitungen lesen. Das ist aber meistens lückenhaft, entstellt, dürftig oder vom Partheigeist diktirt. Könnte ich Ihnen das Alles erzählen! Die interessanteste Periode meines Lebens sind indessen diese zwei Monate.

Mit den Verlagsaufträgen, die Sie mir gegeben haben, habe ich kein Glück gehabt. Cotta, den ich täglich in der Kammer spreche, hat Ihnen eine große Eloge gemacht; aber da die Theilung zwischen ihm und seiner Schwester noch nicht ausgemacht sey, können sie sich nicht in neue Unternehmungen einlassen; überdies kaufe kein Mensch mehr philosophische Bücher.

Das opusculum über den Cölibat, das mich sehr angezogen hat, will blos Löfflund anneh-

*) Eine Tochter Pahl's.

men, aber ohne Honorar, weil an dergleichen Schriften nichts verdient werde und die Materie ſchon zu oft beſprochen ſey. Geben Sie mir nun wegen des letztern Nachricht; ſo lange behalte ich das Manuſcript bei der Hand.

Der eilende Freund umarmt Sie, lieber alter Freund! von ganzem Herzen. Von den Weibsleuten tauſend Grüße. Gott mit Ihnen und mir.

Pahl.

Stuttgart am 31. Mai 1833.

Theuerſter Freund, ich begleite Löfflund's Sendung an Sie nur mit einigen Worten, da mir in dem hieſigen drang- und ſturmvollen Leben kaum dazu die Minuten bleiben. Mit dem Abdrucke werden Sie zufrieden ſeyn. Die Exemplare an Maucler, Beroldingen und die Kammer werden beſorgt.

Unſer Landtag *) wird noch ſtürmiſcher als

---

*) Bekanntlich der zweite Landtag in dieſem Jahre, da der erſte aufgelöst worden war.

der vorige; die Resultate werden aber im Sinne des juste milieu ausfallen, und das wird auch das beste seyn.

Daß ich auf die Liste der Präsidenten-Candidaten, gegen alle meine Erwartung, gekommen bin, wissen Sie. Ich würde auf der Ablehnung bestanden seyn, wenn ich nicht daran sicher gewesen wäre, daß der König mich nicht ernennt, und wenn nicht im Augenblick des Kampfes mit mir selbst mein Dämon mir gesagt hätte, es könnte ein schlechterer an meine Stelle kommen.

Wie lange ich übrigens diese unsägliche geistige und körperliche Anstrengung aushalte, steht bei den Göttern. In jedem Fall nehm' ich bis am 1. Juli Urlaub und gehe in's Bad und dann auf meine Visitationen.

Wie gönne ich Ihnen Ihre beatitudo procul negotiis! Wann wird sie mir zu Theil werden? Meine Frau und Philippine, die bei mir hier sind, grüßen Sie inniglich. Ewig Ihr Freund

Pahl.

Stuttgart am 31. Oktober 1833.

Theuerſter Freund! In dem jämmerlichen Sturm und Gedränge, in dem ich hier lebe, bleiben mir auch diesmal nur wenige Minuten, um Ihnen ein paar Worte zu ſchreiben. Die neue Schrift wird Löfflund übernehmen und Ihnen ſelbſt darüber ſchreiben; ich habe auch mit dem Cotta darüber geſprochen, aber der iſt ein ärgerer Jude als der beatus pater.

Seit dem Oktober, von der Synode an, bin ich nun neun Monate hier. Ich denke oft, was doch die Vorſehung damit will, daß ſie mich grade in meinem Alter in dieſe Stürme hineingeführt hat, und mein Jugendleben ſo ſtille dahin fließen ließ.

Unſer Leben in dieſer Kammer iſt nicht zu ertragen; ich begreife nicht, wie ich nur noch da und geſund bin. Täglich 6 — 8 Stunden in dieſer Spelunke zu ſitzen, oft ſtundenlanges dummes Geſchwätz anhören zu müſſen, mitten zwiſchen zwei wilden Partheien inne ſtehen, die ſich an Grobheit und Brusquerie zu überbieten ſuchen, und das Alles mit dem Bewußtſeyn, daß man doch nichts

ausrichtet und den Bock in's Sieb milkt — das heißt doch ein elendes Leben.

Nun hoffen wir bis Martini mit dem Budget fertig zu seyn, und dann, nach einigen wenigen Synodalsitzungen, werde ich wieder in den lange ersehnten, stillen Hafen von Gaildorf einlaufen. Da hoffe ich mich den Winter über erholen zu können, da wir Prälaten dies Jahr von unsern Visitationen dispensirt sind und die Regierung wohl nicht eilen wird, uns bald wieder einzuberufen. *)

Wie vieles könnte ich Ihnen von diesen Dingen erzählen! Das wird geschehen, wenn Sie nächsten Herbst zu uns kommen, von welcher Reise kein Papst und kein Bischof Sie dispensiren kann. Welche Freude gewährte es mir daß Christoph Schmid diesen Sommer in Kannstadt war! Wir kamen beinahe täglich zusammen; aber selten, ohne daß wir den dritten Mann vermißt hätten, nemlich den alten lieben Freund Salat.

Beroldingen hat sich in der Berathung über das Budget des auswärtigen Departements, mit ausgezeichneter Tüchtigkeit, Kraft und Würde be-

*) Nemlich die Landstände.

nommen und allgemeine Achtung erworben. Bei einer so meisterlosen Kammer, wie die unsrige, gehört etwas dazu, um ein solches Prädicat zu verdienen. Als auch ich dafür stimmte, daß für die Gesandtschaften 30,000 Gulden weniger zu bewilligen seyen, machte er ein Gesicht an mich herüber, wie Cäsar an Brutus, als er zu ihm sagte: Auch du, mein Sohn? — Er war aber gleich wieder gut. Menzel ist wohl in der Kammer, nicht aber im Leben so widerhaarig wie in seinen Critiken. Ich stehe recht gut mit ihm; er ließ mich sogar schon zum Essen einladen, und zwar allein, damit wir blos von Literatur sprechen könnten und nichts von dem verdammten Landtag. Pflanz steht an Talent weit unter ihm und ist ein guter Mann; aber in seinen Formen hängt ihm noch der Schlamm von dem Weiher bei den Oelhäuslen*) an, wo er geboren ist; überdies jagt er in der Kammer stets nach Witz und verfehlt meistens den Haasen; wenn man dann lacht, glaubt er, man lache, weil er den Haasen getroffen habe.

---

*) Wahrscheinlich ein geographischer Provinzialismus!
A. d. H.

Stuttgart am 11. Dezbr. 1833.

Vorgeſtern wurde unſer Landtag endlich mit der Vertagung geendigt und das „merkwürdigſte Jahr" meines Lebens iſt verfloſſen. Ich trete aus demſelben hervor, mit dem Gefühle eines Gefangenen, der einer langen Haft entledigt wird, und mit dem Gefühle eines Kindes freue ich mich der Wiederkehr in die heißerſehnte Heimath.

Mit Menzel bin ich in der letzten Zeit in eine Spannung gerathen, die eine Entfernung von beiden Seiten zur Folge gehabt hat. So tauge ich denn zu einer vertraulichen Mittheilung gegen ihn nicht. Sie würde auch ohne dieſes geſtörte Verhältniß unnütz ſeyn, inſofern ſie auf den Gebrauch ſeiner kritiſchen Souverainetät Einfluß haben ſollte. Das Nemliche ſagte mir auch Ernſt Münch, mit dem ich geſtern über die Sache geſprochen habe. Da bleibe nichts übrig, meinte der treuherzige Schweizer, als daß man ſo Einem auch recht auftrumpfe. Ich würde auch das nicht thun. Meine Regel war es immer, in ſolchen Fällen zu ſchweigen, und die Berichtigung der Lüge und des Unrechts, der Sache und der Zeit zu überlaſſen.

Menzel hat erſt kürzlich den ehrwürdigen Paulus auf eine wüthende Art angegriffen. Dieſer wird ihm aber gewiß nichts erwidern.

Dieß ganze Jahr war ich meinem geiſtlichen Berufe entzogen; nun ich aber aus den Wirren der Politik heraus bin, widm' ich mich demſelben mit neuer Liebe wieder. Ich habe im nächſten Jahre 9 Dekanate zu viſitiren und werde den größten Theil des Sommers, bis in den Herbſt, im Jartkreiſe herumfahren. Das Reiſen iſt mir freilich beſchwerlich; aber das Geſchäft erheiternd und verjüngend. Möge der liebe Gott nur meine Geſundheit erhalten.

Vom Landtage gehe ich mit ruhigem Gewiſſen nach Hauſe. Weder der vultus instantis regis, noch der civium ardor hat auf den Ausſpruch meiner Ueberzeugung Einfluß gehabt. Das wurde von allen Gutgeſinnten anerkannt; ich und Schott waren die einzigen Kammermitglieder, denen von den hieſigen Bürgern Serenaden gebracht wurden. Grade das mißfiel zwar in den höhern Regionen; doch habe ich nicht bemerkt, daß mein Liberalismus mißfallen hatte. Man konnte ſeine vermittelnde Richtung und die Reinheit ſeiner Zwecke ſich nicht

verbergen. Uebrigens wäre ich aber auch im entgegengesetzten Falle meinen Weg gegangen.

Meine Weibsleute grüßen Sie herzlich. Gott mit uns und Ihnen!

Pahl.

Gaildorf am 21. Mai 1834.

Theuerster Freund! Ihr Schreiben vom 12. v. M., das aber sehr lange auf der Reise war, hat mir und den Meinigen eine große Freude gemacht, indem es uns die Hoffnung bringt, Sie diesen Sommer wieder zu sehen. Freilich wird dies Wiedersehen, bei meiner stets wankenden und oft unterbrochenen Gesundheit, für uns in diesem Leben das letzte seyn; aber um desto mehr wird es mich erfreuen, da sich ja nur heitere Erinnerungen und Hoffnungen daran knüpfen.

Das Nomadenleben, das ich nun in meinen alten Tagen zu führen genöthigt bin, wird mir sehr beschwerlich. Diesen Frühling sind bereits drei Dekanate visitirt worden, und morgen reise ich auf das vierte, nach Schorndorf, ab. Vom

Auguſt an aber folgen wieder vier Viſitationen, wo ich auf einer bis in die Nähe von Würzburg hinein komme, — dann im Oktober die Synode, und — wenn in Wien den Verfaſſungen nicht der Garaus gemacht wird — vom Januar 1835 an, wieder der Landtag. So komme ich nicht mehr zur Ruhe, bis ich ſie einſt im Grabe finde. Von der Maſſe der Schreibereien will ich gar nicht reden.

In meinem ewigen Umherfahren und amtlichen Treiben habe ich, ſeit ich Prälat bin, keine Zeile mehr für den Druck ſchreiben können. Darüber wird ſich nun die Welt tröſten können; mir aber iſt es um ſo empfindlicher, daß ich ſelten Zeit finde, auch nur noch etwas zu leſen, wodurch ich ganz von der Literatur wegkomme und peu à peu ein verroſteter Schreiber oder hölzerner Kanzleimann im ſchwarzen Kittel werde. Um ſo mehr erquickte mich Ihre neueſte Schrift *), die mir ſo viel Aufklärung über die Tageserſcheinungen in

*) „Die Hauptgebrechen der deutſchen Philoſophie als Wiſſenſchaft, und wie dieſer Zuſtand dem neu aufſtrebenden Geiſte der Verfinſterung zu ſtatten gekommen.“ Stuttg. 1834.

der philoſophiſchen Literatur gab, die ich vorher kaum kannte, die aber zum Theil mein Erſtaunen erregten. Unter allen Ihren Schriften hat mich noch keine ſo lebendig angeſprochen, wie dieſe, in keiner war mir die Darſtellung ſo einleuchtend; in keiner fand ich ſo viel Klarheit und Kraft.

Unſere beiden Landtage haben mir viel Sorgen und Kummer gemacht und mein Leben verkürzt. Aber doch will ich lieber ein Mitglied der würtembergiſchen Abgeordneten-Kammer von 1833 geweſen ſeyn, als der baieriſchen von 1834. Solche Zahmheit iſt doch in der Geſchichte der Parlamente unter dieſen Umſtänden und in dieſer Zeit, eigenthümlich, und eine ſchneidende Beſtätigung des nil admirari.

Vor einigen Wochen hat mich ein ſchwerer Verluſt betroffen, da mir ein plötzlicher Tod unſern Freund Höck entriß. Er war Abends noch bei mir, lachend und ſcherzend, und ſich mit unſern Enkeln beluſtigend; Morgens fand man ihn, vom Schlage gerührt, ruhig ſchlafend in ſeinem Bette. Eine reine, edle Seele, die keine beſchämende Erinnerung drückte, einer ſolchen Euthanaſia vollkommen würdig! Uebrigens ein ſtarkes memento mori für unſer Einen.

Ach, wenn wir unſere alten Freunde zuſammen rechnen, wie wenige ſind noch da? Und iſt es nicht ein Wunder, daß wir beide es noch ſind?

Ich umarme Sie von Herzen, theuerſter, beinahe mir noch einzig gebliebener Freund! Möge uns Gott ein geſundes und heiteres Wiederſehen geben!

Pahl.

Gaildorf am 26. Februar 1835.

Ihr Schreiben vom 21. Dezember iſt mir ſeiner Zeit richtig zugekommen und hat mir und den Meinigen große Freude gemacht, ſo wie der Reiſebericht, der demſelben vorausgegangen. Daneben haben uns aber Ihre Klagen über Ihre rheumatiſchen Leiden betrübt. Aber was iſt zu ſagen? Wenn man einmal zu den Sexagenariis gehört, ſo iſt der äußere Menſch eine abgenützte Maſchine, in der von Zeit zu Zeit etwas bricht. Das iſt eine Naturnothwendigkeit, der man ſich unterwerfen muß, was um ſo leichter geht, wenn nur der Geiſt aufrecht bleibt, was Gottlob! bei uns Bete-

ranen der Fall iſt. Aber was eine fehlende Fenſterſcheibe machen kann! Da war ein andrer großer Philoſoph vorſichtiger als der von Zuſamzell.*) Newton ſaß 20 Jahre im Unterhauſe, und hatte nie einen Antrag gemacht. Endlich erhub er ſich. „Es fehle hinter ihm im Fenſter eine Scheibe. Er proponire, daß eine neue eingeſetzt werde; denn die ziehende Luft verkälte ihm den Rücken.“ Per acclamationem angenommen!

Mit meiner Geſundheit geht es ſeit Ihrem Hierſeyn ſehr gut, und viel beſſer als zuvor. Die Viſitationsreiſen, immer beim beſten Wetter verrichtet, haben mir viel Intereſſe und Erholung gewährt, worein ſich dann auch meine Frau und Philippine, die mich begleiteten, getheilt haben.

Nach Aalen kamen auch meine Schwiegerſöhne und ihre Frauen, in Neubronn wurde unterwegs ein glücklicher Tag, unter rührenden Erinnerungen, zugebracht; überall wurde ich — ſehen Sie wie eitel ich bin — wie ein Biſchof in ſeiner Diöceſe empfangen; in Crailsheim kam mir ſogar der Magiſtrat eine Stunde entgegen, und gab mir dann

---

*) Salat's Geburtsort.

ein Feſt, weil ich mich der Stiftungen ihrer Stadt in der Kammer ſo ritterlich angenommen. Auch die ſechs Synodalwochen wurden in Stuttgart vergnügt zugebracht, und ſeitdem bin ich bis zur Stunde geſund.

Unterdeſſen iſt ein neuer Glücksſtern über meinem Hauſe aufgegangen. Nachdem Kausler in Oberroth geſtorben, hat die Frau Gräfin von Waldeck meinen Tochtermann Baßmer auf dieſe ſehr einträgliche Stelle nominirt und vorgeſtern iſt die Confirmation des K. Consistorii eingelaufen. Sie ſehen hieraus, daß ich in der Theilung der Erde viel beſſer hinweggekommen bin, als der Dichter. Den Meinigen iſt das Lotthal zu Theil geworden. Ja! auch uns hat der Pſalmiſt geſungen: „Der Herr hat Großes an uns gethan! Deß ſind wir fröhlich!" Nach einem oft ſchwülen und ſorgenvollen Mittag, welch' ein ſegensreicher Abend!

Wer könnte ſich in dieß Alles ſo herzlich mit uns theilen, als unſer älteſter, in Liebe und Leid immer gleich bewährter Freund!

Als ich auf der Synode war, ſagte mir der Miniſter des Innern, daß der auſſerordentliche Landtag baldmöglichſt einberufen werde,

und daß wir uns bis auf den März, längſtens April gefaßt machen dürfen, wieder zu erſcheinen. Es ſind nemlich eine Menge Geſetzes-Entwürfe, und darunter ein voluminöſer code pénal zur Berathung vorhanden, und der König will, daß dies Alles erledigt werden ſoll, ehe der ordentliche Landtag, der am 15. Januar 1836 eröffnet wird, zuſammentritt.

Nun ſagen aber die neueſten Nachrichten, daß die Herren mit den Vorarbeiten noch lange nicht fertig ſind und daß wir vor dem Ende des Sommers nicht einberufen werden.

Aber ihr Baiern macht es neuerlich doch gar zu toll! Da wird ja aus allen Kräften geblaſen und getrieben, um das glückliche Mittelalter, mit allen ſeinen Attributen, wiederherzuſtellen und das unter der vorigen Regierung angefachte Licht, das man bereits bis auf's Glimmen zurückgebracht hat, vollends gar auszulöſchen. Man geht auch dabei ſo zuverſichtlich und ſo planmäßig zu Werke, daß am Gelingen nicht zu zweifeln iſt; zumal da die ganze Richtung, die in der neueſten Zeit die Bewegung des wiſſenſchaftlichen Lebens in Deutſchland genommen hat, die Sache kräftig unterſtüzt.

Bei der Aussicht in die Zukunft sinkt, besonders um des letztern Umstandes willen, mein Glaube täglich tiefer. Dabei preise ich mir aber mein glückliches Würtemberg, das sich doch noch mehr, als sonst irgend ein deutsches Land, von der allgemeinen Ansteckung frei gehalten hat, obgleich einige von denen, die die Drachenzähne säeten, *) von uns ausgegangen sind.

Daß Sie Liebeskind so gut kennen, hat mich sehr interessirt; der junge Baron v. Gemmingen, der einst in Neubronn wohnte, und dessen Hofmeister er war, hat mir oft und viel von ihm erzählt. Seine Jugend war sehr abentheuerlich. Nachdem er die Frau des Musikdirektors Forkel in Göttingen entführt hatte, kam er in die Mainzer Geschichten hinein. Mein alter Herr von Gemmingen half ihm dann wieder auf eine Carriere. Aber auch der letztere sprach immer mit Achtung von ihm. Ein geistvolles Ehepaar, das ich wohl auch hätte kennen lernen mögen! Jetzt

*) Pahl dachte hier an mehre deutsche Obscurantisten würtembergischen Ursprungs; an die politische Unterwürfigkeit der Hegel'schen Philosophie und an Schelling's neuerlichen offiziosen Mysticismus.

A. d. H.

wird die Frau von Niemandem mehr entführt werden, noch ſie ſich entführen laſſen; die alten Sünden werden aber, wie billig, über den neuen Tugenden vergeſſen.

Daß Sie Stephani ſo heiter angetroffen haben, freut mich herzlich. Aber gern hätt' ich mehr von dem Grund der Suspenſion geleſen, die das obſcure münchener Conſiſtorium über ihn verhängt hat. So was wäre bei uns nicht möglich! Uebrigens bin ich mit Stephani's theologiſchem Radikalismus nicht einverſtanden und glaube, daß man nicht mit der Fackel, ſondern mit der Lampe aufklären muß, in der die klare, helle Flamme ſich von reinem Oele nährt.

Ueber Kerner's und Eſchenmaier's Spuckgeſchichten lacht hier zu Lande die ganze Welt; ſie haben ihre Anhänger in Baiern und im nördlichen Deutſchland. Dagegen finden die Würtemberger mehr Geſchmack an der faden Brühe des Pietismus, und ſo gilt in vielen Kreiſen der Frömmler Hofacker für einen Inſpirirten. Im Ganzen aber iſt auch dieſe Verirrung mehr im Ab- als im Zunehmen, wie ich als Synodalmitglied aktenmäßig weiß, und unter der Mehrzahl der Pietiſten, inſoferne ſie in der Region des

Volkes beſtehen, herrſcht ein guter, ruhiger, wahrhaft chriſtlicher Geiſt, wie ich dieß namentlich von meinem ganzen Generalat bezeugen konnte, wie denn von den Extravaganzen, die früher bei Einzelnen vorkamen, in der letzten Viſitationsperiode kaum mehr eine Rede war. Ein in der Diöceſe Waiblingen durch einen engliſchen Miſſionär angelegtes Methodiſtenneſt haben wir zerſtört.

Gaildorf am 27. Dezember 1835.

Die vier Wochen der Synode, bei ſchönem Herbſtwetter und unter den Freuden der Weinleſe — die aber ein drohend überhandnehmendes Sterben ſtörte — brachte ich (in Stuttgart) geſund und wohl zu. In der erſten Sitzung der Kammer aber *) betrat mich ein gaſtriſches Fieber, das mich 14 Tage in's Bett ſperrte. Wäh-

---

*) Am Jahresſchluſſe 1835 wurden die Berathungen des im Jahr 1833 vertagten zweiten Landtags zu Ende gebracht.

A. d. H.

rend dieſer Tage wurden meiſtens unbedeutende Dinge berathen, und ich hatte den Vortheil, viel langweiliges und einfältiges Geſchwätz nicht anhören zu dürfen. Den Geſetzesentwurf über Beſtrafung der Unzuchtsvergehen ſetzte aber der Präſident auf meine Bitte erſt nach meiner Wiederkunft auf die Tagesordnung. Aber auch dieſes Thema ward für mich eine Quelle neuen Verdruſſes. Erſt kämpfte ich vergeblich gegen den ſchmählichen Beſchluß, daß es in geheimer Sitzung berathen werden ſollte, und dann fand mein in langer Rede motivirter Antrag, daß die Sache tiefer und in ihrem moraliſchen Grunde aufgefaßt werde, durchaus keine Unterſtützung; ja es wurden ſo viel frivole Anſichten und Doctrinen laut, daß es ſchien, man befinde ſich in einer Sitzung des jungen Deutſchland's. Fünfzehn Stimmen verwarfen den Geſetzesentwurf, nemlich ich und die Herren von der extrême gauche; aber aus ganz entgegengeſetzten Gründen: dieſe, weil ihnen der Entwurf zu ſcharf, und ich, weil er mir zu gelinde war. Les extrêmes se touchent! Die ganze Sache hat übrigens trübe Eindrücke in mir zurückgelaſſen, und mein Glaube an den Sieg des

höhern Prinzips über das gemeine und materialistische ist tief gesunken.

Der Abgeordnete Rettenmaier von Ellwangen machte in der Debatte einen heftigen Ausfall auf den katholischen Clerus. „Man könne nicht für Erhaltung der sittlichen Ordnung wirken, wenn man selbst jedes Jahr regelmäßig eine Köchin in's Ausland spedire, und das werde fortdauern, bis endlich der Cölibat aufgehoben sey." Der Ausfall traf in seiner Allgemeinheit den ganzen Stand und war in so fern verletzend und unparlamentarisch, was für den Redner die Demüthigung herbeiführte, daß seine Rede aus dem Protokolle weg blieb.

Menzel'n habe ich in der Kammer nur ein paarmale im Vorbeigehen gesprochen. Er freut sich sehr seines unerwarteten Glücks, in allen deutschen Regierungen seine Alliirten gegen Gutzkow ꝛc. zu erblicken.

Herr von Beroldingen sagte mir, wie es ihn gefreut habe, Sie einen Augenblick in Baden zu setzen. Er erinnert sich noch immer mit Liebe an die alten Ellwanger Verhältnisse. So auch Maucler. Beide nehmen mir, dem Vernehmen nach, übel, daß ich nicht in ihren Cirkeln erscheine. Aber

das ist mir zu beschwerlich. Die hiesigen ministeriellen Soirées fangen zu einer Stunde an, in der ich alter Mann gewohnt bin, zu Bette zu gehen.

Der Tod meines Freundes und Collegen Pfister hat mich schmerzlich berührt, und als ich nach Stuttgart kam und seinen Platz in der Synode und in der Kammer neben dem meinigen leer sahe, ward mir Alles wieder neu.

Stuttgart am 19. Mai 1836.

Theuerster Freund! Ich habe nach Empfang Ihres Schreibens vom 21. März, bei gefundener Muße, in unsrer Verlagsangelegenheit noch einige Gänge gemacht, ohne, was ich wohl voraussah, mehr zu bewirken, als zuvor.

Das sind Bücherfabrikanten, die nichts thun, wenn sie nicht den Gewinn vor sich sehen, und von wissenschaftlichen Artikeln mit einer Art von Hohn sprechen. Zudem haben sie hier eine species von Gesellen in bedeutender Zahl, die auf Bestellung arbeiten und jedem Andern den Zutritt verschließen.

Selbſt Bührlen konnte für ſeinen neueſten Roman hier keinen Verleger finden und mußte ſich nach Leipzig wenden. Ich höre aber, es ſey auch dort nicht viel anders als hier. Die Literatur iſt zu einem Gewerbe geworden; ſolchen Trödlern aber die Artikel anzubetteln, wäre unwürdig.

Da ich Gelegenheit habe, dieſen Brief nach München einzuſchließen, ſo lege ich demſelben einen Abdruck meines Berichts in der Judenſache und Menzel's Motion bei. Daß bei dem letztern Neuffer's Verwendung nichts gefruchtet hat, glaube ich recht gerne. Er hat dreifaches Erz um die Bruſt, und wer ihm nicht imponirt, kommt nicht mit ihm zurecht. Da ich hier nur in den Büchern blättern kann, ſo las ich letzthin einige Abſchnitte in ſeiner (Menzel's) Geſchichte der Deutſchen, und erſtaunte über dies leere, fade, unbegründete und incorrekte Geſchwätz. Und ein ſolcher Schwätzer mag einem Johannes Müller das Verdienſt des Hiſtorikers abſprechen!

Das „Angebotenes" lege ich wieder bei, weil Sie es vielleicht ſonſt gebrauchen könnten. Daß Löffund ſeine Verlagshandlung verkauft hat, wiſſen Sie; bei ihm war alſo für die Sache nichts

zu thun. Seinen Käufer kenne ich aber nicht, und er iſt mit demſelben geſpannt.

Indeſſen werden Sie nicht vergeblich arbeiten. Die Stuttgarter Buchhändler ſind ja nicht die einzigen in der Welt. Schreiben Sie directe an andere; Ihr Name wird Ihnen endlich doch Bahn machen. Ich glaube auch bemerkt zu haben, daß in dieſem Geſchäfte Vermittelung nicht immer der beſte Weg iſt.

Stuttgart am 24. November 1836.

Ich habe keine Urſache, von der Furcht vor eurer baieriſchen Cholera befangen zu ſeyn, an der hier ſehr viel Leute laboriren. Die Narren halten das Uebel für unvermeidlich und da ſie deßhalb wünſchen, ſo bald als möglich zu wiſſen, wie ſie mit demſelben daran ſind, ſo haben ſie eine Anzahl von Aerzten nach München geſchickt, um die Cholera zu holen.

Noch hat ſich mir ein neuer Grund ergeben, recht kräftig und geſund zu ſeyn, da ich, nachdem mir unſer edler König an ſeinem letzten Geburts-

tage den Orden der Krone verliehen, in meinen alten Tagen auch noch zum Ritter geworden bin; und als ein solcher darf man doch gewiß nicht schwächlich und mit gebücktem Haupte auftreten. Sie wissen, daß solche Distinctionen für mich nie eine Bedeutung gehabt haben; aber diese gewann für mich einen Werth, weil ich aus ihr erkannte, daß der König der Reinheit meines Willens und meiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren ließ, ob gleich meine immer unverhüllt ausgesprochenen Ansichten oft mit denen der Regierung mißtönten.

Die Unbilden unsrer Recensenten, über die Sie sich beklagen, sind allerdings entrüstend. Aber bei der Schmach, in der das deutsche Recensionswesen in unsern Tagen versunken ist, muß der Vernachläßigte oder Gemißhandelte ihm nichts als kalte Verachtung (am wenigsten aber eine Apologie) entgegensetzen. Ohnehin ist es ja an uns, blos den Saamen der Wahrheit auszustreuen, das Gedeihen desselben aber dem Herrn der Erndte zu überlassen. Läßt es dieser geschehen, daß der Feind Unkraut unter den Waizen säe, oder gar die Saat zertrete, so haben wir ja das Unsere gethan; der Schirmer des Ackers wird um deßwillen nicht aufhören, zu wachen. Sie, mein lieber

Freund! haben so lange für die Sache des Lichts gearbeitet und gekämpft, daß Ihrer Arbeit der Segen nicht entgehen kann, wie auch die Geister der Nacht Ihnen denselben zu verkümmern suchen.

Ernst Münch, den ich beinahe jeden Abend spreche, da er ein Mitglied der Gesellschaft ist, die ich zu besuchen pflege, grüßt Sie herzlich. Auch er ist einer von den Choleraſcheuen und will, so bald das Ungethüm über den Lech gegangen, mit Sack und Pack nach Baden ziehen; dabei aber ein gemüthvoller, treuherziger Allemanne, obwohl von rauher Aussenseite, ein heluo von Literatur und historischer Kenntniß, und mit einer ungeheuern Produktionskraft begabt.

Das Büchermachen geht bei ihm im Galopp und doch sind alle seine Erzeugnisse Beweise von Geist und trefflichem Darstellungstalent. Aber, ohne zu excediren, ißt und trinkt er mehr, als die vita sedentaria erträgt und damit verkürzt er sich sein Leben.

Unsere Synode wird bis an Weihnachten dauern; aber sie ist diesmal sehr geschäftvoll, da wir, ausser den laufenden Arbeiten, auch noch die Instruktion zur Vollziehung des auf dem letzten Landtage verabschiedeten Schulgesetzes, die neue

Schulordnung und den Lehrplan für die Volksſchulen zu entwerfen haben. Iſt das vorüber, ſo werden mir, ſo Gott will, ſechs Monate der Erholung in der Heimath zu Theil. Dann aber wird wieder ein langer Landtag zur Berathung des neuen code pénal folgen; denn bis wir da alle die Leute auseinanderklauben, die geköpft und gehängt oder in die Zuchthäuſer geſchickt, oder in die Karre geſpannt, oder denen die Heiligkeit des Geſetzes ad posteriora demonſtrirt werden muß, wird wohl mancher Monat vorübergehen.

Stuttgart am 31. März 1838.

Da Cotta einige Tage abweſend war, konnt' ich erſt Geſtern mit ihm über Ihre Angelegenheit ſprechen. Er that ſehr verwundert, daß das Inſerat, *) das er ganz unbedenklich fand, nicht aufgenommen worden, erklärte aber die Sache aus

---

*) Die Buchhändleranzeige, womit Salat's Schrift: „Schelling in München, ein Denkmal" angekündigt werden ſollte.

A. d. H.

Rückſichten, die Kolb gegen Schelling genommen haben könnte. Ohne mir Hoffnung zu machen, daß er die Aufnahme des Inſerats bewirken werde, *) ſagte er mir jedoch, er wolle ſogleich bei Kolb ſich der Sache erkundigen und mir dann das Weitere mittheilen. Das wäre nun zu erwarten. Uebrigens ſagte mir ein hieſiger, mit den Verhältniſſen wohlbekannter Gelehrter, dem ich den Fall erzählte, daß Cotta wohl ebenſoviel Rückſicht als Kolb auf Schelling nehmen müſſe, da letzterer für eine Hauptperſon der Parthie gelte, die nun in Baiern Alles lenkt.

Für die meinen Enkeln gewidmeten Geſchenke den herzlichſten Dank. Sie werden deren Freude vermehren, die ihnen bisher ſchon die Lektüre der trefflichen Kinderſchriften unſers lieben Schmid bereitet.

---

*) Das iſt nicht der einzige Fall, wo Herr von Cotta ſich erlaubte, literariſche Anzeigen, die ſeinem eigenen Verlage zu ſchaden drohten, von der Redaktion der Allgemeinen Zeitung geradezu zurückweiſen zu laſſen! Schon längſt hätte ein ſolches Verfahren diejenige Rüge verdient, die jeder Verletzung privater Rechte und öffentlicher Verpflichtung gebührt.

A. d. H.

Der gute Wagner! Ich habe ihm eine memoria in der Darmſtädter Kirchenzeitung errichtet, wie einige ſeiner Collegen wohl keine erhalten werden. Doch haben mir dieſe ihren Dank dafür bezeugt.

Gleichen Dienſt möchte ich dem Andenken eines ausgezeichneten jungen katholiſchen Geiſtlichen, Biggel, der vor einigen Tagen als Pfarrer in Zöbingen geſtorben iſt, leiſten, wenn ich die erforderlichen Notizen hätte, — ein trefflicher Jüngling, geiſtreich, fromm, mit wahren Kunſttalenten geſchmückt, obwohl von myſtiſchem Anflug. Er hat einige ſchöne ascetiſche Schriften geſchrieben, und einen Katechismus, zehnmal beſſer, als Jaumann's und Schmid's. Von Hauſen, wo er vor einigen Jahren Pfarrverweſer war, kam er täglich zu mir herunter. Er wird von den Meinigen betrauert, als gehörte er der Familie an.

Die Cölniſche Sache macht auch hier viel Aufſehens und Gerede, und die Tageslektüre ſind die in causa erſchienenen Flugſchriften. Münch, der Ihnen nächſtens ſchreiben wird und Sie herzlich grüßt, hofft von dieſer Verwickelung einen der Emancipation der deutſchen Kirche förderlichen Ausgang. Utinam! Aber Preußen trifft viel

gerechter Tadel, daß es in dieſem Augenblick, wo es Alles, was kirchlich liberal und helldenkend iſt, um ſich ſchaaren ſollte, die heilloſe hannover'ſche Sache unterſtützt und die Preſſe immer mehr beſchränkt.

Sie wiſſen nicht, was zu ihrem Frieden dient.

Gaildorf am 23. Okt. 1838.

Theuerſter Freund! Ihre beiden letzten Briefe habe ich erhalten und durch ſie viel Vergnügen und Erheiterung genoſſen. Beſonders ſind wir Alle herzlich darüber erfreut, daß Sie noch immer eines ſo geſunden und rüſtigen Alters genießen und geiſtig regſam und kräftig ſind wie ein Jüngling. Zwar iſt auch mein geiſtiges Leben durch die Laſt der Jahre nichts weniger als bedrückt; das körperliche hingegen hat dieſen Herbſt hindurch faſt fortdauernde Störungen erlitten. Das von Zeit zu Zeit mich befallende gaſtriſche Fieber, das immer nach ein paar Tagen vorüber war, geſtaltete ſich nemlich im Anfange Septembers zu einem Wechſelfieber, das mich vier Wochen lang gar un-

ſanft rüttelte und inſultirte, und eine empfindliche Entkräftung zurück ließ. Das iſt nun zwar alles vorüber; auch war die Sache ganz gefahrlos und ich ſetzte in den freien Tagen meine Arbeiten mit Heiterkeit fort. Dagegen muß ich, um den Feind nicht wieder zu wecken, mich einer ſehr ſtrengen Diät befleißen.

Indeß ſind in unſern Jahren Krankheitsanfälle aller Art immer Erinnerungen, um an das vasa colligere zu denken, was denn auch ich mit der ruhigſten Reſignation, nicht verſäume. Fiat voluntas domini!

Unter dieſen Umſtänden konnte ich dem vor ein paar Tagen beendigten Landtage nicht beiwohnen, was ich übrigens, bei den ſchmählichen und unglücklichen Reſultaten deſſelben, ſehr leicht ertrug. Dagegen werde ich nach etwa zehn Tagen mein Winterquartier wieder in Stuttgart nehmen und bis in den Anfang des Sommers dort bleiben, da der Synode der ordentliche Landtag unmittelbar nachfolgt. Dieſe beiden Geſchäfte hoffe ich noch mitmachen zu können. Sind ſie aber vorüber, ſo werde ich den König um meine Penſionirung bitten. Schenkt mir dann Gott noch ein paar Jahre, ſo werde ich dieſe dazu benützen, um

meine Memoiren zu vollenden, und das ſoll gewiß ein ganz ordentliches Buch werden, anziehend und lesbar für Jedermänniglich, beſonders aber für unſre Jugend, welche der Erinnerung an die Lehren ſehr bedürftig iſt, die uns unſre Erlebniſſe und Erfahrungen gegeben haben.

Nur eins läßt mich bedauern, daß ich während des Landtags nicht in Stuttgart war, da zu dieſer Zeit der berühmte Patriarch-Erzbiſchof einige Tage daſelbſt verweilte, dem, in aller gebührenden Beſcheidenheit mich vorzuſtellen, ich nicht verſäumt haben würde. Für dieſen trefflichen Mann hätt' ich Ihnen, wäre ich in Gaſtein geweſen, alle Ihre dortigen illuſtren Bekanntſchaften geſchenkt, ſelbſt den Kronprinzen von Dänemark mit eingeſchloſſen. Auch Tholuck beſuchte, auf ſeiner Freiersreiſe, zu derſelben Zeit unſre Reſidenz, und machte ſich durch eine erbärmliche Predigt und durch ſein abentheuerliches pietiſtiſches Treiben allgemein lächerlich.

Mit ſeiner Gelehrſamkeit, von der Sie ſprechen, iſt es übrigens nicht weit her, wie ihm denn Fritſche, eine ſeiner exegetiſchen Schriften durchcorrigirend, die ſchülerhafteſten Schnitzer im Lateiniſchen und Griechiſchen nachgewieſen hat. Er iſt

nichts als ein guter gewandter Kopf, der ſich keck und glücklich mit fremden Federn zu ſchmücken weiß.

Um Weſſenbergs Beſuch würde ich Sie beneiden, wenn ich Ihnen weniger gut wäre, als ich es wirklich bin, und auch bei dieſer Gelegenheit hab' ich es auf's Neue bedauert, daß es mir nie vergönnt war, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Von ſeiner edlen Wohlthätigkeit iſt mir bei meinem letzten Aufenthalt in Stuttgart ein ſchöner Zug kund geworden, wie er nemlich einem — verdientermaßen — abgeſetzten proteſtantiſchen Geiſtlichen, zum Beſten ſeiner Familie, unverlangt eine reichliche Unterſtützung zufließen ließ.

Daß es ihm in Wien nicht gelang, eine deutſche Kirche und concordata nationis *germanicae* zu Stande zu bringen, werden wir noch lange zu beklagen haben. Hätte Preußen dieſen Plan feſtgehalten, ſo wäre es nicht in ſeiner jetzigen Klemme. Ich gönne ihm übrigens die letztere herzlich. Es hat ſolches Schickſal durch die Buhlſchaft, die es erſt mit Rom getrieben, und durch das dumme unpolitiſche Vertrauen, mit dem es ſich der perfiden Curie ergab, wohl verdient; und nun es in der Schlinge verſtrickt iſt,

zerarbeitet es ſich feige an dem Knoten und hat nicht den Muth, ihn mit dem Alexanders-Schwerte zu zerhauen!

Was Ihren kleinen Krieg mit Bacherer anbelangt, ſo werde ich, ſobald ich nach Stuttgart komme, mit Münch darüber ſprechen. Zeit geht dadurch nicht verloren, da letzterer in ſeinen Expeditionen nicht ſehr eilig iſt. Vorläufig möchte ich zum Frieden rathen.

Chr. Schmid's Katechismus kömmt mir vor wie Sailer's berüchtigte Retraktation zu den Schwellen des heiligen Petrus. Nun ſagt und ſchreibt man zwar, Riegg habe Schmid's Manuſcript nach Rom geſchickt und dort haben ſie's verballhornt. Aber in dieſem Falle mußte letzterer erklären, daß das nicht ſein Werk ſey.

Es iſt mir leid für den lieben Mann, da es leicht ſeyn kann, daß dieſer ultramontaniſche Katechismus ſein Schwanengeſang iſt. Wir leben in den argen Zeiten, von denen Chriſtus geweiſſagt hat, daß in ihnen auch die Auserwählten abformirt werden. Die Römer nannten die Tugend virtus, weil ihr hervorſtechender Charakter Kraft und Muth ſeyn muß.

Das Nächſtemal ſchreiben Sie mir nach Stutt-

gart, Leonhardsplatz Nr. 13. Ich hoffe dort wieder ganz zu erſtarken. Denn die milde Luft des Neckarthales ſchlägt mir immer beſſer zu, als der „unerquickliche Nebelwind," der aus den hierländiſchen Tannenwäldern bläst.

Von Weib und Kindern, die Alle trefflich wohl ſind, tauſend Grüße; ich aber umarme Sie, mein lieber alter Freund! von ganzem Herzen.

Pahl.

Pahls letzter Brief an Salat.

Stuttgart am 30. November 1838.

Theuerſter Freund! Ihr Schreiben vom 14. habe ich zu erhalten das Vergnügen gehabt. Wir ſind ſeit dem 1. November hier, und unſer Aufenthalt wird bis zum Anfang des Sommers dauern. Mit meiner Geſundheit geht es ſehr gut, und ich fühle nichts mehr von den Nachwehen des fatalen Wechſelfiebers. Die Synodalſitzungen ſind mir übrigens läſtig

und noch mehr werden es die Landtagssitzungen seyn, da hier selten ein Vacanztag einfällt. Beatus ille, qui procul negotiis!

Nach langen Mühen habe ich es endlich vermocht, daß Münch, der Sie herzlich grüßt, das Manuscript *) aus der Masse seiner schlecht registrirten Papiere vorfand. Ich habe es, wie Alles, was von Ihnen kommt, mit dem größten Interesse gelesen und bin auch überzeugt, daß es für das Publikum sehr anziehend seyn würde. Doch möchte ich nicht zum Drucke rathen (und dieser Meinung ist auch unser Münch) erstlich um Bacherer's und dann um Ihrer selbst willen.

Bacherer, der sich gegenwätig in Dresden befindet, schrieb mir unter dem 15. November von Frankfurt aus: „Wahrhaft rührend ist meine Correspondenz mit dem alten ehrwürdigen Salat, dem ich in meiner Kritik seines Buches gegen Schelling Unrecht zugefügt.

Was mich tröstet, ist mein Entschluß, jenes

---

*) Die gegen Bacherer gerichtete Apologie des Buches: „Schelling in München."

Unrecht bei nächſter Gelegenheit vollkommen gut zu machen."

Könnten Sie eine größere Genugthuung erhalten? Und wie könnte ein Philoſoph nach einer ſolchen Erklärung noch mehr verlangen wollen?

Eine öffentliche Rechtfertigung von Ihrer Seite, ſo wie ſolche in dem Manuſcripte gegeben iſt, wäre nur ein neuer Triumph für Ihre Gegner. Sie würden darüber voll Freude ſeyn, daß Sie ſich ſo empfindlich durch den Ausfall in dem Phönix berührt ſehen und daß derſelbe Sie ſo verletzend getroffen hat, und in Ihrer Gegenrede würden ſie nur neue Stoffe aufzufinden ſuchen, um ihre alte Beſchuldigung der Fehdeluſt zu wiederholen. Nimmt B. das Unrecht, unaufgefordert von Ihrer Seite, zurück, dann iſt der Triumph Ihnen und Sie hüllen ſich ruhig in Ihre Unſchuld.

Höchſten Falles meinen wir, ich und Münch, könnten Sie dem zweiten Theile des Anti-Schelling ein Poſtſcript beifügen, worin Sie die im Phönix angegebenen falſchen Facta berichtigen und dann bemerken, daß Sie mit dem Verfaſſer Ihren Streit in Güte beigelegt haben. Das würde Ihre Gegner beſchämen und zum Schweigen brin-

gen. Wenn ich mich recht erinnere, iſt in Ihrem letzten Briefe, den ich nicht mit hierher genommen habe, von einer Ausgleichung ohne Appellation an's Publikum die Rede. Um ſo mehr hoffen wir, daß unſre Vorſchläge Ihnen genehm ſeyn werden.

Schreiben Sie bald wieder. Meine Frau und Karoline grüßen Sie herzlich.

Ewig Ihr Freund

Pahl.

Reliquien

aus

Pahl's öffentlicher Wirksamkeit.

I.

Die Pressfreiheit in Deutschland unter dem französischen Einflusse.

Als in den ersten Tagen des Jahrs 1806 sich der Minister der allgemeinen Polizei in Paris, angemaßt hatte, dem bekannten Theaterdichter Colin d'Harleville die Erlaubniß zum Drucke eines seiner Stücke zu geben, erklärte Napoleon durch das Organ des Moniteurs, sein Mißfallen hierüber, und äusserte zugleich: „Es existire in Frankreich keine Censur. Jeder französische Bürger könne jedes Buch drucken lassen, welches er wolle, nur müsse er dafür haften. Die Freiheit der Gedanken sey die vornehmste Eroberung, welche das gegenwärtige Zeitalter gemacht habe.

Der Kaiſer wolle, daß man ſie erhalte; nur ſoll der Gebrauch dieſer Freiheit den Sitten und den Rechten der oberſten Gewalt nicht nachtheilig ſeyn. Nur ein elender Schriftſteller werde ſich Störungen derſelben erlauben wollen; und nur ein ſchwacher Fürſt werde eine Frechheit dulden, die die Grundfeſten der geſellſchaftlichen Ordnung zerſtöre. Freiheit und Civiliſation beſtehen nur zwiſchen Extremen, und eben zwiſchen Extremen ſoll ſich die Regierung und Geſetzgebung erhalten." Dieſe hier ausgeſprochenen Grundſätze wurden allenthalben laut und triumphirend wiederholt, und man fand in ihnen eine glänzende Probe von Napoleons Regentenweisheit, ſo wie von ſeiner liberalen Geſinnung.

Aber ſeine Lobredner verſtummten, als er vier Jahre ſpäter, durch das am 5. Februar 1810 gegebene Geſetz über die Buchdruckereien und den Buchhandel, alles wieder zurück nahm, was er früher den Franzoſen in Beziehung auf das Kleinod der freien Preſſe verheißen hatte. Vermöge jenes Geſetzes fielen die Buchdruckereien im ganzen Reiche unter eine ſtrenge Controlle. Es wurde die Zahl der geduldeten Preſſen beſtimmt. Ohne Wiſſen der angeordneten Generaldirektion durfte

nichts gedruckt werden. Dieſe Stelle ward ermächtigt den Druck eines Werkes zu verbieten, oder die Unterſuchung ſeines Inhalts zu veranlaſſen. Ohne Erlaubniß der Generaldirektion ſollte kein Buch aus dem Auslande eingeführt werden; dabei ward die Einfuhr mit ſchweren Abgaben belegt. Durch dieſe Verordnungen wurden dem geſammten literariſchen Verkehr in Frankreich ſchwere Feſſeln angelegt, und alle Welt begriff, daß die verfügte Aufſicht über die Buchdruckereien etwas zehnmal ſchlimmeres ſeyen, als eine Cenſur, und daß von nun an von der Freiheit der Preſſe keine Rede mehr ſeyn könne.

Durch dieſe Aenderung ſeiner Anſicht hat ſich Napoleon in eine auffallende Paralelle mit dem Kaiſer Tiber geſetzt, der im Anfange ſeiner Regierung feierlich das Wort ausſprach: daß in einem freien Staate Geiſt und Zunge ungebunden ſeyn müſſen, bald nachher aber den Geſchichtſchreiber Cremutius Cordus zum Selbſtmorde zwang, weil er den C. Caſſius in ſeinen Annalen den „letzten Römer" genannt hatte.

Indeß mochte es weder Napoleon noch Tiber je mit ihren weiſen Worten von der freien Aeuſſerung der Gedanken Ernſt geweſen ſeyn; wenig-

ſtens wiſſen wir, was den erſtern betrifft, daß es in Frankreich keine Freiheit der Preſſe, ja nicht einmal eine Freiheit der Rede gab, ſeitdem er mit der höchſten Gewalt auch die Zeichen übernommen, und daß in dieſer Hinſicht der Gewinn, den das Volk durch die Revolution gemacht, eben kein Gewicht in die Wagſchaale legte, weil in den letzten Zeiten der Bourbons beinahe jeder ſchrieb und ſprach, was er dachte und empfand, und jede Bedrückung des freien Muthes und der ungebundenen Aeuſſerung durch lauten und ſchneidenden Tadel an der Regierung gerächt wurde. Die Erſcheinung war auch an ſich nicht unerwartet. Denn es liegt in der Natur der Uſurpation, daß ſie eiferſüchtig, alles bewacht, was ihr verdächtig iſt, und unerbittlich niederdrückt, was ihr widerſtrebt. Deßwegen war in Rom keine Redefreiheit, als die Tyrannei der Imperatoren an die Stelle der republikaniſchen Verfaſſung trat, und in England keine Preßfreiheit, als Cromwell herrſchte. Aber nirgends wurden dem menſchlichen Geiſte und Gemüthe ſo ſchwere Feſſeln angelegt, als unter der Dictatur Napoleons. Man duldete nicht nur kein Wort, das gegen die herrſchende Gewalt anſtieß, und keine Wendung, die ſich gegen ſie den-

ten ließ; man zog ſchon das ſtrafende Auge der Polizei auf ſich, wenn man nur verſäumte, bei jeder Gelegenheit, die Regierung in hohen Phraſen zu preiſen, ihre Plane und Maximen zu erheben, und ihre Widerſacher tüchtig zu geißeln. Dadurch erhielt die geſammte franzöſiſche Literatur eine politiſche Farbe, und jeder franzöſiſche Schriftſteller das Zeichen ſchmeichelnder Sclaverei. Von Opfern hat man nie etwas vernommen. Der Terrorism hatte alle Redlichen in ein tiefes Stillſchweigen begraben.

Selbſt zu der Zeit noch, als die rheiniſche Bundesakte das mittelbare franzöſiſche Gebiet bis an den Inn ausdehnte, hielt man eine ſolche Art von Geiſtesunterjochung in Deutſchland für unmöglich. Hier war bisher die eigentliche Heimath der Preßfreiheit geweſen. Die Mannigfaltigkeit der Gebiete bot überall Gelegenheit dar, freimüthige Gedanken dem Publikum mitzutheilen, und wenn in dem einen Staate der kühne Zeuge der Wahrheit gedrückt oder verfolgt wurde, ſo ſtanden ihm in zehn andern ſichere Zufluchtsſtätten offen. Ohnehin liegt unbefangene und gerade Aeuſſerung der Ueberzeugung ſo unzertrennlich im Charakter des Deutſchen, daß kaum die trotzigſte

und consequenteste Gewalt im Stande seyn sollte, ihm diese so lange rühmlich behauptete Nationaltugend zu nehmen. Ueberdies waren unsere alten Regierungen, im Bewußtseyn ihres rechtlichen Bestandes und ihrer pflichtmäßigen Verwaltung so sicher, daß sie selbst die Urtheile der Bosheit und der Verläumdung ruhig verachten konnten. Dadurch geschah es, daß im Laufe der französischen Revolution und des daraus entstandenen Krieges in Deutschland nicht nur alle Berichte, Erklärungen und Proklamationen des Feindes, und alle in seinem Gebiete erschienenen militärischen und politischen Produkte verkauft, gelesen, nachgedruckt und übersetzt, sondern auch die Maaßregeln der Mächte frei beurtheilt, oft mit Keckheit getadelt und wohl gar die damals in der Mode geltenden demokratischen Grundsätze, zum Nachtheile des monokratischen Systems vertheidigt und erhoben wurden. Es schien Einigen, daß die Regierungen hierbei zu viele Nachsicht geübet: aber welche es thaten, bewiesen dadurch blos ihr ruhiges Selbstbewußtseyn, und das edle Vertrauen auf die Liebe ihrer Unterthanen, welches von jenem erzeugt wird.

Wie sehr änderten sich jedoch die Sachen, als im Sommer des Jahr's 1806 die rheinische Bun-

desolte den französischen Einfluß auf Deutschland in eine bestimmte Obergewalt verwandelte, und die Heere des neuen Imperators den ganzen vaterländischen Süden erfüllten? Der gemißhandelte und unterdrückte Nationalsinn wurde in mehrern Flugschriften durch gerechte Klagen und patriotische Aufforderungen laut. Das ertrugen unsre Ueberwinder nicht. Sie errichteten in ihrem Hauptquartiere ein literarisches Inquisitionsgericht, das seine Arme bald über alle von ihnen besetzten deutschen Länder ausbreitete. Es war schon ein Verbrechen jene Flugschriften nur gelesen, noch ein größeres sie mitgetheilt zu haben. Mehrere deutsche Bürger wurden von den Gensdarmen verhaftet, und mit Umgehung ihrer rechtmäßigen Obrigkeiten, vor französische Behörden gezogen; der wackere Buchhändler Palm aus Nürnberg aber, der als Verleger jener Schriften denuncirt war, erlitt, nach einem vorhergegangenen tumultuarischen Verfahren, die Strafe des Todes. Da verbreitete sich der Schrecken durch ganz Deutschland. Gewiß wären auch der Opfer noch mehr gefallen, hätte nicht der Krieg gegen Preußen, der im Herbste des Jahrs ausbrach, die Aufmerksamkeit der Henker auf andere Gegenstände ge-

richtet. Indeß war von dieſem Augenblicke an wenigſtens im ſüdlichen Deutſchlande, das freie Urtheil über politiſche Angelegenheiten gebannt. Die Regierungen ſelbſt ſahen ſich genöthigt, die Preſſe ſtrenger als zuvor zu bewachen, weil es zu jener Zeit für ſie keine höhere Sorge gab, als die, alles zu vermeiden, was den Zorn des Protectors erregen konnte.

Die Reſultate des preußiſchen Krieges brachten denſelben Bann auch über die Preſſen des nördlichen Deutſchlands. Doch ergab ſich hier der ſo lange an freie Bewegung gewöhnte Geiſt nicht ſo leicht, wie im Süden. Zwar erſchallte bald auch von dieſer Seite her die Stimme der Schmeichler, der Furchtſamen und der Feilen; aber oft fiel in dieſen Schall ein derbes, muthiges Wort der Wahrheit, und es gab noch Männer wie Fichte, Gentz, Arndt, Jahn, Seume und Andere, die ſelbſt mit ihres Namens Unterſchrift für Freiheit und Deutſchheit zu zeugen wagten. Aber nur wenige hatten ſolchen Muth. Und auch dieſe wenigen mußten verſtummen, als der Krieg im Jahr 1809 die Herrſchaft Napoleons über Deutſchland vollends befeſtigte, und das Syſtem der Abhängigkeit, in welche er die Fürſten des Rhein-

bundes und die andern deutschen Mächte gegen sich gesetzt hatte, zu seiner Reife brachte. Oesterreich hatte, als es sich zu jenem Kriege erhub, sich besonders an das deutsche Volk gewandt, und es durch kräftige Proclamationen aufgerufen, wieder eine Nation zu werden. Den Franzosen konnten die Eindrücke nicht entgehen, welche diese Aufforderungen, besonders unter den gebildeten Ständen, gemacht hatten. Dadurch wurde die Presse und der schriftstellerische Verkehr überhaupt ein besonderer Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, und sie verloren ihn von dort an nicht mehr aus dem Gesichte. Die deutschen Regierungen wurden wiederholt, selbst unter Bedrohungen, zu größerer Strenge ermahnt. Mehrere Journale, worunter einige von ausgezeichnetem Werthe, wurden unterdrückt. Verschiedene Schriftsteller, die mißfällige Aeusserungen sich erlaubt hatten, wurden verfolgt oder zur Verfolgung denunciirt. Unaufhörlich erhuben die französischen Journale ein wildes Geschrei, über den bösen Willen und die Indiscretion der deutschen Autoren, und über die Nachsicht, die man ihnen angedeihen ließ. Die Regierungen, die gegen die Macht, von der ihr Leben und ihr Tod abhing, auf keine Weise anstoßen wollten, wurden ängstlich; einige bewiesen

durch die engſten Beſchränkungen der Schriftſtellerei und des Buchhandels, wie ſehr ihnen darum zu thun ſey, nicht zu mißfallen; einige verboten ſogar alle Aeuſſerungen über politiſche Gegenſtände. Die Preſſe erlitt von nun an in Deutſchland denſelben Zwang, wie in Frankreich. Sie war nicht mehr das Organ der von aller ſichtbaren Gewalt unabhängigen Vernunft, und des für Wahrheit und Recht eifernden edeln Muthes. Man hatte ſie zu einem ſchmählichen Werkzeug der Unterdrückung und des Deſpotismus herab gewürdigt.

Da das mißtrauiſche Auge des Imperators am ſorgſamſten auf unſre politiſchen Zeitungen lauerte, ſo empfanden auch ſie — und mit ihnen ihre Leſer — am meiſten die beſchränkende und niederdrückende Härte der herrſchenden Gewalt. Dieſe Blätter hatten ſich groſſentheils während der letztern Jahrzehnde, durch Auswahl, Stellung und Bearbeitung der Materialien, durch Reichhaltigkeit und Unpartheilichkeit, und dann durch Streben auf Beſtimmung und Berichtigung der Thatſachen, auf eine nicht geringe Stufe von Werth erſchwungen. Aber nun mußten ſie auf alles das Verzicht leiſten, worin zuvor ihr höchſtes Verdienſt geglänzt hatte. Die groſſen europäiſchen Staatsverhältniſſe, die diplo-

matiſchen Verhandlungen und die Kriegsereigniſſe durften ſie nicht anders darſtellen, als ſie in dem von den franzöſiſchen offiziellen Journalen ihnen vorgehaltenen Spiegel erſchienen. Man durfte in ihnen keine Stimme vom Gegentheile, ja nicht einen Hauch vernehmen, der eine Hinneigung zu irgend einer Oppoſition verrathen hätte. Alles mußte nach den Abſichten und den Intereſſen des großen Kaiſers berechnet, alles nach dem aus Paris wehenden Winde geſtellt, alles, was auch nur zweideutig ſcheinen konnte, verſchwiegen, und immer mit vollen Backen in den von den Herolden an der Seine erhobenen Ton eingeſtimmt werden. Dadurch verloren die deutſchen Blätter gänzlich den Charakter von Objectivität, in dem ſie ſich zuvor ſo ſehr gehoben hatten, und wurden erbärmliche Aggregate von officiellen Lügen, die ſtatt das Publikum über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten zu unterrichten, ſeine Blicke irre leiteten und alle Thatſachen entſtellten. Was uns von dem Kriege in Spanien und von dem Zuge nach Rußland mitgetheilt wurde, beweist, wie weit die Unverſchämtheit ging, und die Nachwelt wird nicht glauben können, wie es eine Regierung wagen konnte, einer in intellectuellen Hinſicht

hoch gebildeten Nation ſo abentheuerliches Blendwerk vorzumalen, und ihr ſo ganz ohne alle Scheu die ſtupideſte Leichtgläubigkeit zuzutrauen, oder zuzumuthen.

Aber es hatte der Schrecken oder die Betäubung, welche die ſiegende Parthei immer auch für die gerechte hält, oder der Eigennutz auch die übrigen deutſchen Schriftſteller ergriffen, und ſie, ſobald der Stoff ihrer Produkte die Gränze der Politik berührte, dem Syſteme der alles unterjochenden Gewalt mehr oder weniger dienſtbar gemacht. Was dieſem Syſteme nicht fröhnte, wurde entweder von den Cenſurbehörden ſchon im Entſtehen unterdrückt, oder auch, nachdem es ſchon entſtanden war, zum großen Schaden der Verfaſſer und Verleger, durch Gewaltſprüche vernichtet. Der rechtſchaffene Mann, der da begriff, daß unter ſolchen Umſtänden der guten Sache kein Dienſt mehr geleiſtet werden konnte, und daß der Eifer für die Wahrheit ſich aufopferte, ohne daß der Menſchheit dadurch eine Frucht geſchafft ward, verſtummte, und beweinte im Stillen das Unglück der Zeit. Dagegen aber fanden ſich noch immer Schriftſteller genug, die um in dem Reiche der Sclaverei ihr Glück zu erhalten oder zu machen, den Ton an-

ſtimmten, der in demſelben Gönner und Beifall erwarb — oder die aus Furchtſamkeit es auf ihr Gewiſſen nahmen, ſich der argen Welt gleich zu ſtellen, — oder die, um die literariſchen Unternehmungen, von denen ſie ihren Unterhalt zogen, zu erhalten, wenigſtens das Colorit der Hingebung und Unterwerfung annahmen, — oder die, von dem Glanze der neuen Univerſalmonarchie und den Sophismen ihrer Herolde eingenommen, ſelbſt die Grundſätze predigten, auf denen ſie beruhte, und die Thaten prieſen, durch die ſie befeſtigt und erweitert ward. Es würde nichts frommen, hier die Namen zu nennen, die ſich in dieſen Tagen der Verſuchung vor allem Volke ſtinkend gemacht haben, oder Beiſpiele von Wandelbarkeit, Feigheit und Schwäche anzuführen, in denen auch der letzte Schatten von Deutſchheit und Männlichkeit untergegangen iſt. Genug, daß es in den Annalen der deutſchen Nation nicht vergeſſen werden wird, wie wir ſelbſt dazu beigetragen haben, die Schmach zu vermehren, die in dieſer Zeit auf uns lag, und wie mehr als durch ſonſt irgend etwas unſre Herabwürdigung angekündigt worden, durch den ſcheuen, wankendenden, knechtiſchen Charakter, den unſre Literatur angenommen hatte.

In dieſem Zuſtande der Dinge iſt uns eine der ſchrecklichſten Seiten der franzöſiſchen Weltherrſchaft, nemlich ihr Streben auf gänzliche Unterdrückung aller Geiſtesfreiheit, und was von dieſer unzertrennlich iſt, aller höhern Cultur, offenbar geworden. Daß dieſes Streben in dem Charakter einer jeden deſpotiſchen Regierung liege, und daß es immer kühner erſcheinen müſſe, je weiter eine ſolche Regierung ihre Kreiſe ausdehnt, das wußten wir längſt; aber das hätten wir nie für möglich gehalten, daß der Geiſt der Unterdrückung, in ſo kurzer Zeit und unter einem Volke bei dem die intellectuelle Cultur ſo fröhlich blühte, ſein Werk mit einem ſo umfaſſenden Erfolge treiben, und das Reich der Barbarei und der Knechtſchaft ſo glücklich gründen könnte. Und was wäre erſt aus uns geworden, wenn die Tyrannei noch einige Zeit fortgedauert, und — was unvermeidlich war — mit Unterdrückung unſrer vaterländiſchen Regentenhäuſer, die unmittelbare franzöſiſche Herrſchaft uns vollends umſtrickt hätte! Was uns, und was jeder Nation das theuerſte iſt, unſre geiſtige Bildung, der reiche Schatz unſrer claſſiſchen ſchriftſtelleriſchen Produkte, die Fülle herrlicher Erinnerungen aus der Geſchichte des

Vaterlandes, unſre Sprache und Kunſt, unſre Geſittung und unſer religiöſes Licht wäre allmählich untergegangen, die Finſterniſſe einer neuen Barbarei hätten ſich über unſre Gauen verbreitet, und wir wären ein elendes Sclavenvolk geworden, für das es kein Geſetz gab, als den Befehl ſeines Treibers, und kein Glück, als ſeinen freundlichen Wink.

Aber mit Freude ſehen wir, wie der Deutſche von dem Augenblicke an, in dem das ſiegreiche Panner der Befreier von ſeinen Bergen wehte, auch dieſe Ketten von ſich wirft, und das alte Recht der ungehemmten Aeuſſerung ſeines innern Bewußtſeins vindicirt. Die Sclaven und die Schmeichler, mit Scham bedeckt, verſtummen; die redlichen Männer, die bisher geſchwiegen, erheben wieder muthig ihre Stimme; die Journale legen den furchtſamen Charakter ab, der in den Tagen der Knechtſchaft ſie entehrte; viele von den Matadoren der Nation bezeugen, mit freiem Muthe, was nun der Nation fromme; eine Menge Flugſchriften decken die Schande der Vergangenheit auf, und zeigen, wie ſie in der Zukunft zu vermeiden ſey; unſre politiſchen Zeitungen aber, nachdem ſo lange nur der Wiederhall franzöſiſcher Lügen aus

ihnen ertönt hatte, geben nun, nach alter Weiſe, die Berichte von Freund und Feind, und ſcheuen ſich nicht mehr, unabhängig von dem Intereſſe der Gewalt, der ſie unterthan ſind, die Thatſachen zu berichtigen. Daraus wird erſichtlich, daß die Macht, welche jetzt ſiegreich iſt, ſich nicht fürchte vor der Wahrheit im Urtheile und in der Darſtellung der Ereigniſſe, und daß die Dämmerung einer neuen Zeit eingetreten ſey, in welcher der menſchliche Geiſt nicht mehr das Joch einer ungerechten, auch das Heiligſte zum Werkzeuge ihrer ſchändlichen Abſichten herabwürdigenden Politik tragen werde.

Der abſcheuliche Preßzwang aber und die durch ihn verſuchte Täuſchung und Verführung des öffentlichen Geiſtes, die in den Tagen unſrer Dienſtbarkeit organiſirt wurden, geben den Herrn dieſer Welt eine wichtige Lehre, bei der, wenn ſie in ihrer Wahrheit begriffen wird, in dem lieben deutſchen Vaterlande wohl keine ähnliche Art von Bedrückung und Beſchränkung natürlicher Freiheit mehr aufkommen ſollte. Es iſt nämlich bei dieſer Gelegenheit recht klar geworden, wie nur das böſe Gewiſſen, die ungerechte Gewalt und der dem Zeitgeiſt und den billigen

Wünſchen der Menſchheit widerſtrebende Deſpotismus ſolcher Hülfsmittel bedürfe, und wie dagegen gerechte Regierungen ſie ruhig entbehren können. Wie könnten dieſe letztern ſich mehr entehren, als wenn ſie gleich jenen das Licht ſcheuen, oder ſich durch gedungene Schmeichler preiſen, oder gar zur Lüge ihre Zuflucht nehmen wollten? Dieſe Künſte überlaſſen ſie der Tyrannei und der Uſurpation; ſie ſelbſt dagegen ſtehen ſicher auf der Grundfeſte des Rechts; Bosheit und Verläumdung beſtrafen ſie durch ihren verachtenden Blick, die Stimme der Wahrheit aber wird für ſie eine Stimme nützlicher Belehrung und wohlverdienten Lobes.

II.

Das Elsass ein Land des deutschen Reiches.

Das Elsaß, eine 170 geographische Quadratmeilen große, von beinahe 700,000 Menschen bewohnte Fläche, ist einer der schönsten und fruchtbarsten Landesstriche, in dem Stromgebiete des vaterländischen Rheins. Es bildet die südwestliche Ecke der von der alten germanischen Stamms- und Sprachgenossenschaft bewohnten Länder. In seinem Westen erhebt sich, längst seiner ganzen Gränze, das Wasgau, eine Fortsetzung des Jura, und scheidet es von Lothringen. Das ganze Land ist eine Herabsenkung dieses Gebirges gegen den Rhein. Das letztere enthält einen großen

Reichthum von Mineralien; ſchöne Waldungen und Viehweiden bedecken ſeine Oberfläche: an ſeinen Abhängen gedeiht, zum Theil treffliches Gewächſe liefernd, die Weinrebe; viele Flüſſe und Bäche entſpringen an ſeinem Fuße; zwölf Straßen führen über ſeinen Rücken in das Innere von Frankreich. Die niedrigern Gegenden des Landes, und unter dieſen beſonders die nördlichen, ſind erfullt mit allem Segen der Natur. Getraide, Futter, Hanf, Flachs, Taback, Gartengewächſe, Wein, Obſt und Holz gerathen im Ueberfluſſe, und ſind zum Theil Gegenſtände des Ausfuhrhandels. Dieſem reichen Ertrage des Bodens iſt die blühende Viehzucht gemäß; das Land wimmelt von Hornvieh, Pferden und Schaafen, die meiſtens von vorzüglichem Schlage ſind. In den Städten beſchäftigt ſich die Hand des fleißigen Bewohners mit der Fertigung vieler Kunſterzeugniſſe, die zum Theil in großen Manufakturen hervor gebracht werden. Sie und die Produkte des Bodens ſind wichtige Gegenſtände des kaufmänniſchen Verkehrs. Durch die Anſtrengungen, welche die franzöſiſche Regierung in den letztern Jahren ihren Unterthanen zugemuthet, und durch die Maaßregeln, die ſie gegen den Handel genommen hat, iſt zwar der

Wohlstand tief gesunken. Aber zu reichlich fließen allenthalben die Quellen des Segens, als daß nicht, unter veränderten Umständen eine baldige Heilung der gegenwärtigen Uebel zu hoffen seyn dürfte.

Schon über 160 Jahre ist das Elsaß eine französische Provinz; aber noch immer hat der Charakter und das Leben eines großen Theiles der Bewohner viele Merkmale der deutschen Abstammung. Zwar in den Städten — die übrigens meistens noch die Physiognomie alter deutscher Reichsstädte tragen, — ist der klägliche Sieg des Fremden über das Einheimische unverkennbar, und man weiß daß derselbe besonders seit der Revolution gelungen, welche den Elsässer inniger in das Interesse des Franzosen verflocht, und die Berührungen unter beiden vermehrte. Man hört hier, besonders unter Beamten, Militärs und Kaufleuten, meistens die französische Sprache; eine Menge Franzosen wohnen unter den Einheimischen und machen Glieder ihrer Familie aus; französische Kleidung, französische Sitten und französischer Ton zeigen sich als hervorstechend, in vielen Eingebornen ist der natürliche Charakter der Deutschheit gänzlich erloschen. Dies alles

aber gilt nicht von der groſsen Mehrheit des Volks und der Bewohner des platten Landes, im Gegentheile beweiſen dieſe, daſs die Eroberer wohl vermögen, durch phyſiſche Gewalt die Länder an ihre Reiche anzuketten, nicht aber den vaterländiſchen Sinn und die angeerbte Eigenthümlichkeit der Nationen zu unterdrücken. Denn es trägt der Elſäſſer in den kleinen Städten und auf dem Lande noch immer viele innere und äuſſere Familienzüge an ſich, die den Deutſchen charakteriſiren, und beſonders ihn von dem Franzoſen unterſcheiden. Das Deutſche iſt und bleibt ſeine Mutterſprache, und zwar ſpricht er es in einem Dialekte, der den Uebergang von der ſchwäbiſchen zur ſchweizeriſchen Mundart ausmacht, und der ſüddeutſchen Sprache des Mittelalters ſehr ähnlich iſt. Seine Phyſiognomie iſt deutſch; ſeine Haltung und ſein Gang kräftig und ſchwerfällig. Redlichkeit, Gutmüthigkeit und Emſigkeit in ſeinen häuslichen Geſchäften, ſo wie ein an Grobheit gränzender derber Ton, Kleben an alten Gebräuchen und Anhänglichkeit an den Boden ſeiner Heimath deuten ſeine Abſtammung an. In ſeinem öffentlichen und häuslichen Leben erhält er ſtandhaft die hergebrachten Gewohnheiten. Auch in

seiner Kleidung weicht er nicht ab von der Tracht der Väter. Alle Versuche der Regierung, französisches Costume einzuführen, haben gescheitert, so wie die mittelbaren und unmittelbaren Anstalten die alte geliebte Muttersprache zu verdrängen. So hatte die Macht eines Eroberers das Elsaß dem großen französischen Reiche angefügt; aber die menschliche Willkühr vermochte nicht die Formen des Lebens auszulöschen, welche die Natur gegründet, und eine lange Reihe von Jahrhunderten ausgebildet hatte.

Kaum erscheint der Name der Germanen in der Geschichte, und schon sehen wir sie, aus dem Innern ihres weiten Landes hervor dringend, das Elsaß mit ihren Wohnsitzen vereinigen. Denn gewiß war diese Provinz ein Bestandtheil des Reiches, das sich Ariovist, von den Aeduern und Sequanern gerufen, um ihre Zwiste zu vermitteln, jenseit des Rheins zu gründen versuchte; auch suchen wir wohl in ihrem Süden am sichersten den Punkt, auf dem der deutsche Held seine Macht, durch Cäsars Genie und römische Taktik, dergestalt zertrümmert sah, daß er kaum noch auf einem kümmerlichen Kahne das Ufer der Heimath zu erreichen vermochte. Nach dieser Nie-

derlage ſiedelten ſich die Tribocker, ein Volk von germaniſchem Stamme, im Untern-Elſaß an. Das letztre war, unter der römiſchen Herrſchaft, meiſtens ein Beſtandtheil der Germaniſchen, Ober-Elſaß aber der Galliſchen Provinz. Dann zur Zeit der Völkerwanderung, unterlag das geſammte Land bald den Burgundiern, bald den Hunnen, zuletzt den Alemaniern; als aber die letztern in der Schlacht bei Zülpich (i. J. 496) von Chlodwigen überwunden worden, ward es der fränkiſchen Monarchie einverleibt, bei deren verſchiedenen Theilungen es immer als eine Provinz des Auſtraſiſchen Reiches erſcheint, und wie es in jener Zeit Sitte war, von Herzogen regiert wurde.

Karl Martell ſchaffte die letztre Würde, die durch die mit ihr verbundene Macht das Anſehen des Königs gefährdete, ab, und überließ die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einem Landgrafen, wodurch die Provinz den officiellen Titel erlangte, den ſie bis auf ihre Vereinigung mit Frankreich behauptet hat.

Als die Söhne Ludwigs des Frommen, durch den Vertrag zu Verdun (843) die Monarchie Karls des Großen unter ſich theilten,

fiel das Elsaß an Lothars Gebiet, das die jenseit des Rheins liegenden Länder umspannte. Der Stamm des letztern erlosch im Jahre 875. Da denn Ludwig der Deutsche das Land mit dem cisrhenanischen Frankenreiche vereinigte, bei dem es auch in den nach der Entthronung Karls des Dicken erfolgten Revolutionen geblieben ist. Von dort an war das Elsaß ein Bestandtheil des deutschen Reiches. Im Mittelalter erscheint es unaufhörlich als ein Zugehörde des Herzogthums Schwaben. Aber nach dem Untergang des Hauses Hohen-Staufen zertrennte sich auch hier, wie es in den süddeutschen Landen meistens der Fall war, die alte Reichsprovinz in viele einzelne Gebiete. Ansehnliche Domänen besaß das Haus Oesterreich. Andere mehr und minder wichtige Ländereien hatten die Bischöfe von Straßburg und Speier, in gleichem verschiedene Abteyen und geistliche Orden inne. Mehrere Fürsten, Grafen und Reichsritter besaßen eine Menge Güter und Burgen. Zehn Städte hatten sich, republicanisch constituirt, zur Unmittelbarkeit erschwungen. Das Ganze war ein Bestandtheil des Oberrheinischen Kreises.

So war Jahrhunderte hindurch das Elsaß ein

deutſches Land, nach deutſchem Rechte und Geſetze verwaltet, und alles Ruhmes, der den Deutſchen geworden, theilhaftig. Aber ſeitdem Frankreich, durch die Vereinigung ſeiner verſchiedenen Provinzen unter ein Haupt und durch die Begründung der abſoluten königlichen Macht angefangen, ein erobernder Staat zu werden, waren ſeine Augen unverwandt auf den Rhein gerichtet, und die ſteten Entzweiungen, in welchen ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert, in Deutſchland der Kaiſer und die Stände mit einander lagen, boten ihm unaufhörliche Aufforderungen dar, auf dieſer Seite auf den Raub auszugehen. Die erſte Beute gelang dem Könige Heinrich II., der ſich i. J. 1552 mit Moritzen von Sachſen und deſſen Genoſſen verband, um die Macht Karls V. zu beugen. Er nahm durch einen überraſchenden Zug die Städte Metz, Toul und Verdun mit ihren Gebieten hinweg, und vereinigte ſie mit ſeinem Reiche. Zugleich hatte er beſchloſſen ſich auch des Elſaſſes zu bemächtigen. Schon war ſeine Armee in das Land eingedrungen, auch hatten Hagenau und Weiſſenburg ihre Thore geöffnet; aber an dem klugen Rathe der Straßburger ſcheiterte das Vorhaben des Königs. Dagegen

blieben ihm die beſagten drei Hochſtifte. Sie waren die erſte Eroberung, welche die Franzoſen von dem deutſchen Reiche gemacht.

Eine neue günſtige Gelegenheit, das angefangene Werk fortzuſetzen, bot ſich dem ländergierigen Nachbar in dem Kriege dar, der in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, das arme Deutſchland dreißig Jahre lang verheerte. Die Niederlage bei Nördlingen (1634) ſchien die Sache der Schweden und der mit ihnen verbundenen proteſtantiſchen Stände unrettbar vernichtet zu haben. In dieſer Noth hielt man jedes Mittel, das eine neue Hoffnung darbot, für erlaubt. Gelang es den Geſchlagenen Frankreich für ſich zu gewinnen, ſo konnten ihre Angelegenheiten ſich wieder heben. Eine Veranlaſſung, um Ruhm und Eroberungen zu erwerben, mußte auch Richelieu willkommen ſeyn. Da ordnete Oxenſtierna eine ſtändiſche Geſandſchaft an den gewaltigen Miniſter ab, und dieſe ſchloß am 1. Nov. 1634 einen Vertrag mit ihm, kraft deſſen die Krone Frankreich, für die Hülfe, die ſie an Mannſchaft und Geld verhieß, ermächtigt ward, das Elſaß, Breiſach und andere Städte am Oberrhein zu beſetzen und in ihren Schutz zu

nehmen. „Was der französische Schutz bedeute," sagt Schiller, indem er dies Ereigniß erzählt *) „hatte man an den Bisthümern Metz, Toul und Verdun gesehen, welche Frankreich schon so lange selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden, und seinen furchtbaren Nachbarn durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte.

Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Gränze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von Deutschlands Ständen an diese treulose habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft, nur nach Vergrößerung strebte,

*) Geschichte des dreißigjahrigen Kriegs ꝛc. S. 418.

und indem sie mit frecher Stirne die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen."

Dies glücklich zu Stande gebrachte Schutzverhältniß betrachtete Frankreich als eine Anwartschaft auf den wirklichen Besitz des Landes, und es gab auch diese Hoffnung unter allen Wechseln der spätern Kriegsereignisse nicht auf. Endlich wurden die Verhandlungen eröffnet, deren Resultat das wichtigste diplomatische Werk der neuern Geschichte, der westfälische Friede war. Hier traten die Franzosen mit der Forderung auf, (7. Jan. 1646) daß ihnen zu ihrer Satisfaktion und Entschädigung nicht nur die drei lothringischen Bisthümer (deren förmliche Abtretung von Kaiser und Reich noch nicht geschehen war) sondern auch das ganze Ober- und Unter-Elsaß, der Sundgau, Breisgau und Breisach, die Waldstädte und das Besatzungsrecht in Philippsburg überlassen werden müßte. Zwar erhub sich von Seiten der Stände mannigfaltiger und heftiger Widerspruch gegen diese Forderung. Aber da in jenen Verhandlungen die beiden herr-

ſchenden Mächte Frankreich und Schweden daſſelbe Intereſſe hatten, ſich auf Koſten Deutſchlands zu bereichern, und den Ständen kein Opfer, durch das der ſo lange erſehnte Friede herbei gebracht werden konnte, zu groß ſchien, ſo konnte hier die franzöſiſche Politik ihren Zweck nicht verfehlen. Der kaiſerliche Miniſter Graf von Trautmannsdorf gab alſo endlich nach (14. April 1646) und willigte in die Abtretung des Elſaß und des Sundgau, jedoch ſo, daß die vier Waldſtädte mit ihren Gebieten, das ganze Breisgau, die Ortenau, und überhaupt alles, was dieſſeit des Rheins läge, noch ferner unter öſterreichiſcher Herrſchaft bleiben, und auch alle unmittelbaren Reichsglieder im Ober- und Unter-Elſaß bei ihrer Reichsunmittelbarkeit gelaſſen werden ſollten. Dem Erzherzoge Ferdinand Karl, bisherigem Beſitzer der vorderöſterreichiſchen Lande, ſollte eine Entſchädigung von 4—5 Millionen Thaler gegeben, der Friede mit Spanien zu gleicher Zeit mit dieſem auf billige Bedingungen geſchloſſen, das Haus Baiern bei der Kurwürde und der Oberpfalz gelaſſen, und Oeſterreich von der Eviction der 13 Millionen Thaler, die Baiern liquidirt hatte, befreit werden. Jedermann glaubte, daß hiermit der Wunſch des frau-

zösischen Hofes erfüllt seyn, und der Schluß des Friedens in Kurzem erfolgen würde. Allein die Franzosen waren damit bei weitem nicht zufrieden, sondern verlangten auch noch Breisach, und liessen sich gegen die katholischen Fürsten verlauten daß ohne die Abtretung dieses Platzes an die Endigung des Krieges nicht zu denken sey. Vornemlich aber mußte der päbstliche Nuntius Bagni den Kurfürsten von Baiern zu überzeugen suchen, daß Breisach noch das einzige Hinderniß des Friedens sey. Dieser lag nun, nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, und andern katholischen Fürsten dem Kaiser dringend an, den Frieden wegen einer einzigen Stadt nicht aufzuhalten. Und so fand sich der Kaiser genöthigt, auch in die Abtretung von Breisach zu willigen. Doch dabei blieb es nicht. Frankreich forderte noch das ewige Besatzungsrecht in Philippsburg. Und hierbei bediente man sich eben der Kunstgriffe, wie bei Breisach. Der Kaiser mußte auch in Ansehung dieses Punktes nachgeben, besonders weil ihn der Kurfürst von Baiern zur Sicherheit der katholischen Religion in jenen Gegenden gewünscht und betrieben hatte." *)

*) S. Chr. Gottl. Heinrichs deutsche Reichsgeschichte. VI. S. 790.

Das Münſteriſche Friedensinſtrument drückte ſich aber über die Modifikationen, unter welchen das Elſaß abgetreten werden ſollte, ſo unbeſtimmt aus, daß es an ſpätern Zwiſten und Irrungen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen konnte. Nach dem 73ten und 74ten Artikel war die Abtretung unbedingt. Denn „es begab ſich der Kaiſer für ſich und für das Haus Oeſterreich, ſo wie auch das römiſche Reich, aller Rechte, Eigenthums, Herrſchaft, Beſitzes und Gerichtsbarkeit, welche ihnen bisher an der Landgrafſchaft Ober- und Nieder-Elſaß, dem Sundgau, der Landvogtei über die zehn Reichsſtädte, und über alle zu derſelben gehörigen Dorfſchaften und Rechte zugeſtanden," — „wogegen dies alles, ohne einigen Vorbehalt, mit aller Jurisdiktion, Hoheit, Souverainetät (supremo dominio) von nun an zu immerwährenden Zeiten, der Krone Frankreich zuſtehen und einverleibt ſeyn, ohne der kaiſerlichen Majeſtät, des römiſchen Reichs und des Hauſes Oeſterreich oder eines andern Widerſpruch, alſo daß ſo kein römiſcher Kaiſer oder Fürſt aus dem Hauſe Oeſterreich einiges Recht oder Gewalt in beſagten Landſchaften ſuchen oder gebrauchen könne." Dagegen ſagt der 87te Artikel: „Der allerchriſtlichſte König ſoll

nicht allein die Bischöfe zu Straßburg und Basel, mit der Stadt Straßburg, sondern auch andere im Ober- und Nieder-Elsaß dem römischen Reiche unmittelbar unterworfenen Stände, die Aebte zu Murbach und Ludern, die Aebtissin zu Andlau, das Kloster im St. Gregorienthal, Benediktiner Ordens, die Pfalzgrafen zu Lützelstein, die Grafen und Baronen von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsasses Ritterschaft, in gleichem die vorbesagten zehn Reichsstädte, welche in die Landvogtei Hagenau gehören, in derjenigen Freiheit und Possession, welcher sie als unmittelbare Stände des Reichs bisher genossen, erhalten; dergestalt, daß Ihre Majestät daselbst keine königliche Hoheit ansprechen möge, sondern sich mit den Rechten begnüge, welche dem Hause Oesterreich gehörten, und durch gegenwärtigen Friedenstraktat der Krone Frankreich übergeben werden; jedoch daß durch diese Erklärung nichts von aller hohen obrigkeitlichen Gerechtigkeit, welche oben übergeben ist, entzogen werde."

Diese Bestimmungen wurden von deutscher Seite so verstanden, daß nur diejenigen Besitzungen und Rechte, welche Oesterreich bisher in der Landgrafschaft Elsaß inne gehabt, an Frankreich

abgetreten, die im 87. Artikel aber genannten Stände in ihrer Verbindung mit dem deutschen Reiche und in ihrer Reichsfreiheit erhalten werden sollten; welche Erklärung von dem französischen Cabinette selbst anerkannt schien, indem es seinen Besitz nicht über das ehemalige österreichische Eigenthum ausdehnte, und ohne Widerspruch geschehen ließ, daß die im Elsaß angesessenen Reichsstände im Jahr 1654 auf dem damals gehaltenen Reichstage erschienen. Indeß lag es in der Natur der Sache, daß eine große, überlegene Macht sich mit einem solchen partiellen Besitze einer schönen Provinz nicht begnügte; auch war von dem Stolze und der Eroberungssucht Ludwigs XIV. zu erwarten, daß er die erste Gelegenheit benützen würde, um hier den schwächern zu unterdrücken. Diese Gelegenheit führte er selbst durch den Krieg herbei, den er im Jahr 1672 gegen Holland unternahm, und in dem auch das deutsche Reich sich gegen ihn erklärte. Ohne diese Erklärung abzuwarten, schickte der König den Herzog von Feuillade, mit einem Heere von 10,000 Mann, in das Elsaß und ließ die sämmtlichen dortigen Reichsstädte, mit Ausnahme von Straßburg, militärisch besetzen, und als Eroberung behandeln. Zwar setzte der Friede

von Nimwegen die Unterdrückten wieder in ihre Unabhängigkeit ein. Aber Ludwig achtete so wenig auf die Bestimmungen dieses Vertrages, daß im Gegentheile von nun an seine Absicht, sich gegen Osten bis an den Rhein hin zu vergrößern, immer deutlicher offenbar wurde. Er verlangte von den Reichsstädten im Elsaß, so wie von der dortigen Ritterschaft, den Huldigungseid, und verbot ihnen, in ihren Rechtshändeln, den Recours an das Kammergericht, wogegen er ein neues Appellationsgegericht errichtete. Zugleich confiscirte er die Einkünfte des Kapitels zu Straßburg, befestigte Schlettstadt und Hüningen, nahm Homburg und Bitsch hinweg, und erhub allerlei beschwerende Ansprüche an die Stadt Straßburg. Sogar mehrere bisher unstreitige reichsständische Städte und Aemter im oberrheinischen Kreise wurden unter die französische Souverainetät gezogen, weil die zu Metz, Breisach und Besançon errichteten Reunionskammern aus wichtigen Gründen sie dem Könige zugesprochen hatten. Eine durch Verrätherei begünstigte Ueberrumplung legte das Joch auch auf die Stadt Straßburg. (1681.)

Diese gewaltthätigen und Vertragswidrigen Schritte erregten die gerechte Entrüstung der deut-

ſchen Stände, und zeigten ihnen in der Zukunft die größten Gefahren für ihre Selbſtſtändigkeit und die Integrität des Reichs. Die vorliegenden Kreiſe errichteten ein Bündniß unter ſich, dem der Kaiſer und mehrere andere Stände beitraten; die Reichskriegsverfaſſung erhielt eine neue zweckmäßigere Einrichtung; man warb Truppen und ſetzte ſich in einen wehrhaften Stand. Aber als man eben im Begriffe war, die verletzten Rechte mit den Waffen geltend zu machen, fielen die Türken in Ungarn ein, überſchwemmten das ganze Land, und belagerten die Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie. Da mußte alle militäriſche Kraft, die in Deutſchland vorhanden war, ſich auf die öſtliche Gränze werfen, und dankbar mußte man den zwanzigjährigen Waffenſtillſtand annehmen, den Ludwig dem Reiche anbot. Indeſſen war der größere Vortheil dieſes Vertrags auf Seite des Feindes, indem derſelbe, während der beſtimmten Friſt der Ruhe, in dem Beſitze aller derjenigen Orte und Gebiete blieb, die er ſich widerrechtlich zugeeignet hatte, und Zeit gewann, um ſeine Kräfte zu ſtärken, und die haltbaren Plätze am Rhein immer mehr zu befeſtigen.

Aber ſchon im Jahre 1688 ward der Waffenſtillſtand von dem Könige von Frankreich gebrochen.

Die Anſprüche, die er für die Herzogin von Orleans auf einen Theil der Hinterlaſſenſchaft des Kurfürſten Karl von der Pfalz machte, und ſein Vorhaben, den Biſchof Egon von Fürſtenberg von Straßburg auf den erledigten erzbiſchöflichen Thron von Köln zu erheben, mußten ihm die Veranlaſſung geben, daß er mit einem großen Heere in die Pfalz und in Schwaben einfiel, und die fürchterlichſten Verheerungen anrichtete. Es entging den Politikern jener Zeit nicht, daß die von dem franzöſiſchen Cabinette erhobenen Forderungen, und die Art, wie ſie geltend gemacht wurden, die Abſicht hatten, alle jenſeit des Rheins liegenden Lande zu unterjochen; und mit Schrecken ſahen ſie ihren Verdacht beſtätigt, als Ludwig noch den weitern Plan verrieth, ſeinem Dauphin die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Deßhalb widerſtanden die deutſchen Stände dem drohenden Feinde mit Gemeinſinn und Muth, und die bedeutendſten europäiſchen Mächte nahmen ihre Parthie. Acht Jahre lang ward der Krieg mit wechſelndem Glücke geführt. Da gelang es der franzöſiſchen Argliſt die Coalition zu trennen. Ein Bundsgenoſſe fiel nach dem andern ab; verlaſſen und einzeln ſtand am Ende das Reich; und ſo konnte der Friede, den

ſeine Boten am 30. October 1697 zu Ryswick unterzeichneten, die Hoffnungen der Patrioten nicht erfüllen. Zwar ſtellte Frankreich die reunirten Orte außerhalb des Elſaſſes wieder her; auch wurden Kehl, Philippsburg, Breiſach und Freiburg an das Reich zurück gegeben; Straßburg aber und das geſammte Elſaß blieb in franzöſiſchen Händen, ſo daß alle Rechte, die hier das Reich, in Gemäßheit des weſtphäliſchen Friedens, angeſprochen und ausgeübt hatte, gänzlich erloſchen, und das Land in ſeinem ganzen Umfange und unbedingt eine franzöſiſche Provinz wurde.

Durch innere Mißverhältniſſe und Zwiſte, ſo wie durch des Feindes Tücke und unabläſſiges Beſtreben ging dieſe alte Heimath des deutſchen Volkes verloren. Der günſtige Augenblick, das erlittene Unrecht gut zu machen, iſt gekommen. Die Schatten der Väter beſchwören uns, dieſen Augenblick zu benützen; auch erheben die Beſſern unter den entfremdeten Brüdern ihre Hände, um ihre Wiederaufnahme in die große Stamms-Genoſſenſchaft flehend. Es iſt ein herrlicher Ruhm, der uns hier blüht. Niemand ſoll ihn uns entreiſſen.

III.

Das Schlachtfeld bei Höchstädt.

Es wird keine Zukunft den Ruhm verdunkeln, den ſich vor unſern Augen, an den Ufern der Pleiſſe und der Elſter, tapfer geführte und gerechte Waffen, im Siege über Gewalt und Tyrannei erworben haben, und noch nach Jahrhunderten werden unſre Enkel das Schlachtfeld von Leipzig beſuchen, und einander erzählen, wie hier die Väter, nach einer Zeit jämmerlicher Unterdrückung, durch Eintracht und Muth, fremde Ketten zerbrochen, die Unbilden, die ſie erlitten, blutig gerächt, und die verlorne Freiheit der deutſchen Nation wieder hergeſtellt haben. Mit denſelben Empfindungen des Stolzes und der dankbaren Ehrfurcht für die Geiſter der Alten werden ſie dann auf dieſen Gefilden verweilen, mit denen wir den

Teutoburger Wald betreten, wo Hermann die Legionen des Varus vernichtete, oder das Lechfeld, wo die vereinten deutschen Völkerschaften das zahllose Heer der Ungarn zerstäubten oder die Umgebungen von Wien, wo die türkische Macht schrecklich dafür büßte, daß sie gewagt hatte, die deutsche Gränze zu überschreiten.

Aber auch das schöne, durch mannigfaltigen Reiz der Natur geschmückte Gefilde, das sich auf der linken Seite der Donau, von Dillingen bis Donauwörth hinunter zieht, und dort von dem in der Vaterlandsgeschichte wohl bemerkten Schellenberge überragt wird, ist ein classischer Boden, dem deutschen Gemüthe eine erhebende Erinnerung gewährend. Denn hier wurde am 13. Aug. des Jahrs 1704 die berühmte Schlacht bei Höchstädt geliefert, die für ein glänzendes Seitenstück zu jenen glorreichen Kämpfen, besonders zu dem bei Leipzig gelten kann. Denn auch in ihr ward Deutschland gerettet von der Last der französischen Macht, die es überschwemmt, und ihm damals schon die Ketten zugedacht hatte, die wir leider! in unsern Tagen trugen. Wir haben noch Greise gekannt, die mit Freudenthränen im Auge uns von diesem herrlichen Siege erzählten, und

von dem Jubel, womit in Städten und Dörfern ſeine Boten aufgenommen wurden. In demſelben Tone ſprechen auch von ihm die Schriftſteller jener Zeit.

Es geſchah von jeher, wenn franzöſiſcher Trug an der Unterjochung von Deutſchland arbeitete, daß er Trennungen und Zwietracht in unſerer Mitte erregte, und ſich einzelne Stände zur Förderung ſeiner Abſicht dienſtbar zu machen ſuchte. Von ſolchen Netzen wurde, als der ſpaniſche Erbfolgekrieg entbrannt war, der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern umſtrickt. Die Franzoſen hatten ſeinem Ehrgeize den Erwerb der ſpaniſchen Niederlande und die königliche Krone zugeſichert; dazu war ſeinem kühnen, hochſtrebenden Sinne jede große Unternehmung willkommen; überdieß ſtanden die Zeichen am günſtigſten für die Parthei, der er ſich ergab. So ergriff er in großer Zuverſicht die Waffen gegen den Kaiſer. Ulm, Memmingen und Neuburg an der Donau erlagen der Liſt oder der Gewalt. Die in Baiern eindringenden Oeſterreicher wurden zurück geſchlagen, Regensburg genommen, und am 12. Mai 1703 die Vereinigung mit dem franzöſiſchen Heere, das Villars herbei führte, glücklich

vollzogen. Schwer lag auf den Landen des ſchwäbiſchen Kreiſes die Bürde der feindlichen Gewalt; aber auch in dem Beginnen des Kurfürſten war kein Heil mehr. Sein Einbruch ins Tyrol ſcheiterte an dem Widerſtande des treuen Volkes, das dieſe Thäler bewohnt; die Helden Eugen von Savoien, Ludwig von Baden und Marlborough erſchienen mit groſſen Heeren an der Donau; das blutige Treffen am Schellenberge öffnete Baiern dem Sieger; Verderben und Zerſtörung wälzten ſich über das Land; ſchon war der Kurfürſt im Begriffe, dem traurigen Bunde mit den Feinden des Reiches zu entſagen; — da kam der Marſchall Tallard mit einer zweiten Armee herbei, und erhub wieder die Hoffnungen des wankenden Alliirten. Mit Stolz und Zuverſicht ward die neue Hülfe angekündigt. Bekannt ſind die Worte, die der Marſchall zu dem Kurfürſten bei ihrer Zuſammenkunft ſprach: „Je vous présente ici cette armée invincible!“ Aber es gingen wenige Tage dahin, und es erfolgte eine fürchterliche Widerlegung der prahleriſchen Zuſage.

Alle Vortheile ſtanden an dem Tage der Schlacht auf der Seite der vereinigten Franzoſen und Baiern. Ihr Heer zählte 82 Bataillons

und 146 Escadrons. Eine lange Reihe von Kanonen umgürtete ihre Stellung. Ihr rechter Flügel war durch die Donau, der linke durch waldige Berge gedeckt. Ein tiefer Bach floß vor ihrer Fronte hin. Ihre ganze Position war höher, als das Terrain, aus dem der Feind anrückte. Aber Eugen und Marlborough, indem sie die Nachtheile der Localität und der Ueberzahl durch tapfern Muth zu ersetzen hofften, gaben des Erfolges gewiß das Zeichen zum Kampfe. Jener commandirte den rechten Flügel, der aus Dänischen, Preußischen, Fränkischen, Schwäbischen und Reichstruppen zusammen gesetzt war. Ihm gegenüber stand der Kurfürst. Lange wankte hier unentschieden die Schlacht. Eugen bedurfte aller seiner Kraft, um das Feld zu behaupten. Erst mit dem vierten Angriffe brachte er den Feind zum weichen. Aber in diesem Augenblicke hatte Marlborough auf dem linken Flügel, den die Engländer, Holländer und Hessen bildeten, Tallarden schon gänzlich geschlagen. Auch hier war von dem Feinde ein rühmlicher Widerstand geleistet worden. Aber Fehler der Disposition und der Ungestümm der immer wieder erneuerten Angriffe entschieden seine Niederlage. In dem Dorfe Blindheim, wo der Kern der fran-

zösischen Macht zusammen gedrängt war, streckten 26 Bataillons und 12 Escadrons das Gewehr. Fürchterliche Verheerungen richtete das Schwert der Sieger unter den Geschlagenen an, die in einer wilden Flucht sich zerstreuten. Mehrere fliehende Reiterhaufen wurden in die Donau gesprengt; über 3000 Mann fanden ihren Tod in den Fluthen des Stroms. Ueber 15,000 Mann wurden gefangen genommen. Dasselbe Schicksal hatte der Marschall Tallard, mit 518 Officieren. Der erstre war, als er sich durch das Dorf Sonderoheim retten wollte, von dem hessischen Obristlieutenant von Boineburg ergriffen worden. 20,000 Todte und Verwundete ließen die Besiegten auf dem Schlachtfelde. Nur einzelne Haufen des zerstäubten Heers entrannen den Verfolgern. Eine unermeßliche Beute fiel diesen in die Hände. Man zählte unter den Trophäen dieses Tages 5400 Wägen, 34 Kutschen mit französischen Frauenzimmern und Bedienten, 330 beladene Maulthiere, 127 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 15 Standarten, 17 Paar Heerpauken, die Kriegskasse, die Kanzlei, die Feldapotheke, 3600 Zelte, 2 Schiffbrücken, und 15 kupferne Pontons. Was dem Schwerte und der Gefangenschaft entronnen war, floh in scheuer Eile gegen den

Rhein; aber allenthalben erhub ſich das Landvolk gegen die Flüchtigen, und rächte an ihnen durch Mord und Raub die Gewaltthätigkeiten, die ſie vorher gegen die Wehrloſen ausgeübt hatten, die Armee verfolgte ihren Sieg. Augsburg und Regensburg wurden wieder beſetzt; Ulm ergab ſich nach einer kurzen Belagerung; ſelbſt Landau ward im Herbſte des Jahres noch gewonnen. Aller Macht entblöst, und ohne Hoffnung auf die Milde der Sieger entfloh der Kurfürſt vom deutſchen Boden. Seine ſämmtlichen Lande fielen in die Hände des Kaiſers. Nur das Rentamt München ward aus Gnaden der Kurfürſtin gelaſſen.

Als an dem Morgen des Schlachttages der Donner der Kanonen durch die Gauen von Schwaben ſchallte, öffnete man in allen Städten und Dörfern die Kirchen, und ſchaarenweiſe ſtrömte das Volk herbei, und flehte zu Gott um Sieg für die gerechten Waffen. Nun man aber das fromme Gebet ſo herrlich erhört ſah, ertönten alle Tempel von Lobgeſängen, man feierte Dankfeſte, die mehrere Tage dauerten, und man ſpendete, um die Wohlthat des Himmels zu vergelten, reichliche Almoſen. So war es die Weiſe unſrer Väter, im Unglück des Vaterlands auf die Hülfe Gottes zu hoffen,

und wenn das Unglück sich gewendet hatte, die Rettung der unsichtbaren Macht zu verdanken, die alle menschliche Dinge lenkt. Und zwar war diese Weise uralt unter ihnen. Denn vor der großen Schlacht gegen die Ungarn bei Augsburg im Jahr 955 nahm Kaiser Otto das Abendmahl öffentlich, und Fürsten und Volk schwuren laut und feierlich, mit einander zu leben und zu sterben *). Nach erkämpftem Siege aber ertönten in allen Kirchen des Reichs der Gottheit, die ihren Schutz so herrlich erwiesen, die Dankpsalmen und ein großer Theil des erbeuteten Goldes und Silbers wurde den Gotteshäusern geschenkt.

Daß wir nicht ohne Grund die Schlacht bei Höchstädt mit der bei Leipzig in Paralelle setzen, mögen die Eindrücke beweisen, welche die erstere auf die Genossen jener Zeit machte, und die Betrachtungen, die sie bei ihnen veranlaßte. Die einen und die andern drückt ein Schriftsteller jener Tage **) auf eine treffende und naive Weise aus,

---

*) Siehe J. C. Pfisters Uebersicht der Geschichte von Schwaben ꝛc. S. 333.

**) S. das Leben Sr. Majestät Caroli III. Königs von Spanien ꝛc. (8. Leipzig 708.) III. Th. S. 277.

wenn er nach Darſtellung der Schlacht alſo fortfährt: „Man muß ſich über das ungemeine Brüſten der Krone Frankreich verwundern, die in ihrem Sinn ſchon ganz Europa verſchlungen hatte, und nach deren Rechnung Verſailles der Siß der fünften Monarchie war, vor deren Throne alle gekrönten Häupter ihre Krone niederlegen, und ſelbige von Ludwigs XIV. Hand wieder empfangen ſollten. Wie geſchäftig werden die franzöſiſchen Schmeichler ſchon geweſen ſeyn, und wie unſchuldig wird die arme Poeſie von dieſen unzeitigen Gebnrten im voraus ſich haben martern laſſen müſſen, um ihren ſogenannten großen Ludwig über alle Conqueranten erheben zu können. Doch der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr ſpottet ihrer! Höchſtädt war derjenige Ort, wo die Gerechtigkeit der bisher unſchuldig gedrückten Sache Ludwig dem XIV. zu hoch ſaß; und die Felder dieſes Ortes mußten die Felſen ſeyn, an denen das franzöſiſche Glück einen unvermeidlichen Schiffbruch leiden ſollte. Die Donau zeigte, daß ihre Fluthen Befehl hätten, die zu verſchlingen, die bisher die ganze Welt zu freſſen, ſich verlauten laſſen. Und Blindheim blindete den Monarchen von Frankreich dermaßen, daß ſeine Augen

ſolches noch bis dieſe Stunde nicht haben verwinden können. Eugen! Eugen! ein Name, der in den koſtbarſten Marmor zu ätzen, erſchien dem ſeufzenden Deutſchlande dermalen, als ein anderer Arminius, ja er erſchien weit glücklicher als jener, weil er die Ketten völlig zerbrach, mit denen Deutſchland bedroht ward, die hingegen von Arminius zwar in etwas mürbe gemacht, doch nicht völlig zerriſſen worden. Und Marlborough, ein Held, deſſen Namen mit ewigem Encauſt und feinerm als ophiriſchem Golde in den Geſchichtsbüchern anzumerken, war der Schutzengel, den die ewige Vorſehung für Deutſchland beſtimmt hatte, und ſeine tapfere Fauſt mußte ruhmwürdigſt die Macht zerbrechen, welche bisher der ganzen Welt ein Schrecken geweſen war. Die Allerdurchlauchtigſte Anna, die große brittiſche Königin, legte durch ihre unüberwindlichen Waffen, Den in Koth und Staub, der bisher Himmel und Erde getrotzt, und durch die Menge ſeiner Roſſe und Wagen auf die Berge Deutſchlands geſtiegen ſeyn wollte. Sie war der Engel, der durch den göttlichen Beiſtand den franzöſiſchen Sanherib in einem Tage umbrachte, und ihm einen Ring in ſeine Naſe und ein ſcharf

Gebiß in ſeinen Mund legte. Sie hat in einem Tage mehr Thaten gethan, mehr Kronen errettet, mehr Feinde erlegt, mehr Siegeslorbeeren aufgeſetzt, als faſt keiner der alten Helden. Man überlege dieß Vorgeben ſonder Partheilichkeit, und was für Suiten würden erfolgt ſey, wenn der Feind die Oberhand behalten hätte, ſo wird ſich finden, daß hiermit nichts Ruhmrediges geſagt ſey. Gott aber ſey gedankt, der uns den Sieg gegeben, und zu deſſen Erlangung dieſe theuern Werkzeuge erweckt hat. Derſelbe ſey noch ferner mit ihnen, ſtärke ihren Arm, und laſſe ihren hohen Namen dem Feinde zu einem ſtets währenden Schrecken dienen. Deutſchland aber verleihe er, daß es ſolcher Siege in ſeinen Jahrbüchern noch viele zählen, und gleichwie es jetzo angefangen, die erlittene Schmach mit ſeiner Feinde Blut völlig auswiſchen möge!"

IV.

Das linke Rheinufer muss wieder an Deutschland fallen.

Schon iſt ſie da, göttliche Freiheit!
Die heilige Stunde Deiner nahen Erſcheinung.
Schon donnert in Thuiskons Hainen
Dein Feldgeſchrei: Der deutſche Bund!
Schubart.

Ein patriotiſches Appel

an die deutſche Nation,

von

Hermann Teuthold.

1814.

In dem langen Laufe der Jahrhunderte, den unſre Vaterländiſche Geſchichte umſchreibt, iſt Deutſchland nie einem fremden Volke dienſtbar

geworden, bis auf die letzte Zeit, deren Genossen wir sind. Spanien wurde von den Römern, den germanischen Stämmen zur Zeit der Völkerwanderung und den Arabern, — Frankreich von den Römern und Franken, — England von den Sachsen und Normännern, — Italien von den Ostgothen, Longobarden und Franken erobert; die Deutschen aber duldeten nie eine fremde Macht in ihren Gauen. Sie haben das Joch, das ihnen die Römer aufzulegen versuchten, mit unwiderstehlicher Ausharrung und Tapferkeit zertrümmert, die Heere der Ungarn auf den Gefilden von Merseburg und Augsburg vernichtet, die Mongolen von ihren Gränzen zurück geschlagen, zweimal sich des Andrangs der Türken erwehrt, und ihre Selbstständigkeit gegen die Macht von Schweden und Frankreich behauptet. Dadurch ist ihnen ein Ehrennamen unter den Völkern geworden, und sie haben all' die vorzüglichen Eigenthümlichkeiten in ihrer Sprache, Cultur und Gesetzgebung gerettet, durch welche sich diejenigen Nationen auszeichnen, die unvermischt mit dem Fremden, sich aus sich selbst entwickeln.

In den alten Zeiten hatten wir unsre Frei-

heit dem Gemeinſinn und der Tapferkeit der Väter, ſpäter der Eiferſucht der großen Mächte zu verdanken, welche einander um den Raub von Deutſchland beneideten. In keiner Zeit aber hat die Verfaſſung des Staates, oder der Organismus ſeiner Beſtandtheile zu unſrer Sicherheit beigetragen; im Gegentheile iſt zu verwundern, wie wir in dem loſen Syſteme, in dem wir ſeit Jahrhunderten leben, ſo manche feindliche Gefahr abwenden, und in Zeiten, die meiſtens ſtürmiſch waren, unſre Unabhängigkeit behaupten konnten. Denn ſeitdem das Auge Karls des Großen erloſchen, ſtellt das deutſche Reich einen in einem ununterbrochenen Auflöſungs-Proceſſe begriffenen Staat dar, in welchem das Oberhaupt und die Stände ſich unaufhörlich über die Frage bekämpfen: welcher unter beiden am wenigſten Macht haben müſſe? Immer mehr neigte ſich der Sieg auf die Seite der Stände; immer tiefer ſank die kaiſerliche Gewalt, und ſo bildete ſich allmählich eine Staatsform, für die es in den Compendien keinen Namen gab, und die, während ſie immer noch als Monarchie ſich geltend machen wollte, in der That nichts weiter, als eine Föderation mehrerer für ſich beſtehender Gebiete war, in der die Glieder für den Zweck

des Vereins nur ſo viel thaten, als ihrem perſönlichen Vortheile zuſagte, oder auch wohl dieſem Zwecke entgegen handelten, ſo bald ihr Intereſſe es forderte.

Die Schwäche des deutſchen Reichs iſt beſonders in den Kriegen offenbar geworden, welche dasſelbe zur Vertheidigung ſeiner Gränze und ſeiner Gerechtſame gegen ſeine Nachbarn geführt hat. Da das Oberhaupt des Reichs weder um die Feindſeligkeiten zu erklären, noch um die Operationen zu leiten, und die zu denſelben erforderlichen Mittel herbei zu ſchaffen, ohne Rückſprache mit den Ständen etwas Entſcheidendes thun konnte, ſo kam man gewöhnlich zu ſpät auf den Kampfplatz, man wirkte ohne Concentration der Kräfte und ohne Energie, und man gerieth, weil die Ergänzung der Bedürfniſſe gewöhnlich unordentlich und unzureichend erfolgte, oft in die äuſſerſte Verlegenheit. Die Reichsarmee, ein unbehülflicher, aus den heterogenſten Beſtandtheilen mühſam componirter Körper, ohne Geiſt und reges Leben, ward der Spott des Volks und das Gelächter des Feindes. Ueber die öffentlichen Intereſſen, ſo wie über die Operationen waren die Meinungen der Stände immer getheilt; alle Beiträge und alle Aufopferungen waren zu viel; für das Allge-

meine wollte man nur in so ferne handeln, als der herrschende Individualitätsgeist es gut hieß. Daß dann manche Stände mit ihrer Hülfe gar nicht herbei zu bringen waren, manche in der Gefahr die gemeine Sache verließen, manche einseitige Verträge mit dem Feinde schlossen, — war nichts weniger als unerhört. Daher geschah es, daß das deutsche Reich beinahe alle seine Kriege ohne Ruhm und ohne Glück führte und am Ende gewöhnlich das Opfer wurde.

Der unglücklichste aller Reichskriege war derjenige, dessen Zeugen wir gewesen sind; er war aber auch der verderblichste. Eine so heftige und lange andauernde Erschütterung mochte die alte, baufällige Maschine nicht mehr ertragen! Man konnte sich bereden, daß die Abtretung des linken Rheinufers vielleicht zu verschmerzen seyn dürfte; aber die verfassungswidrigen Schritte, welche die Stände während des Krieges ungestraft gemacht hatten, (die gänzliche Untergrabung des kaiserlichen Ansehens durch die Vernichtung der geistlichen Fürsten und der Reichsstädte, die höhere Steigerung der Macht und der Rechte derjenigen Stände, die zuvor schon sich unaufhörlich gegen den Kaiser empört hatten), und dann der Einfluß, den sich bei dieser Gelegenheit

auswärtige Staaten, unter dem Titel von Vermittlung und Garantie, auf unſere innere Angelegenheiten verſchaffen, ſchlugen dem Reiche unheilbare Wunden, und machten ſeine Grundfeſte wanken. Es fehlte, als das Regensburger Geſchäfte von 1802 beendigt war, nicht an dienſtfertigen Leuten, welche uns neue Lehr- und Handbücher unſres Staatsrechts zum Beſten gaben, um zu zeigen, wie die umgeformte und erneuerte Verfaſſung von nun an beſtehen werde. Auch richteten ſich viele von den Herrn, die ihre alten Beſitzungen (mit dem Raube der Kirche und der Städte) vermehrt hatten, in dem neuen Weſen ſo ein, als wenn daſſelbe für die Ewigkeit gegründet wäre. Denkende Politiker haben über das eine und das andere den Kopf geſchüttelt. Denn ſie hielten dafür, daß es nicht der Mühe werth ſey, ein Buch über die Verfaſſung eines Staates zu ſchreiben, deſſen fortdauernde Exiſtenz unter die platten Unmöglichkeiten gehörte, und daß man ſein Herz an keinen Erwerb hängen müſſe, in einer Zeit, die einmal den Grundſatz geheiligt hatte, es hänge das Eigenthum von den willkührlichen Beſtimmungen der Machthaber ab.

Durch die gewaltthätigſten Umgriffe und durch die muthwilligſten Verletzungen der Verträge zwang

der Kaiser Napoleon, schon im dritten Jahre nach den Regensburger Verhandlungen, Oesterreich, in der Verbindung mit Rußland, für die Sicherheit der Staaten und die Freiheit der Völker, die Waffen zu ergreifen. Aber die Resultate dieses Krieges vollendeten das Unglück von Europa, und legten das französische Joch auf die Hälse der Deutschen. Oesterreich mußte in seiner Noth bewilligen, daß Napoleon nach Gefallen walte über die Angelegenheiten des Vaterlands. Da erklärte der Sieger, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne; er vereinigte die mächtigern Stände des Südens, mit Unterdrückung der schwächern, in eine neue Conföderation, der er sich als Beschützer an die Spitze setzte; die römische Krone entsank dem geliebten Haupte (schrecklich büßte Preußen im folgenden Jahre dafür, daß es versäumt hatte, zur rechten Zeit der gemeinen Sache zu Hülfe zu eilen;) auch die Stände des Nordens wurden der Conföderation einverleibt; in den Landen, wo Hermann die Macht der Römer vernichtet, und die Sachsen 30 Jahre für ihre Freiheit gekämpft hatten, errichtete der gewaltige Imperator einem seiner Brüder einen Thron; es war um die lange behauptete, so oft treu und

edel verfochtene Unabhängigkeit des alten Germaniens geschehen.

Die Genossen des Rheinischen Bundes erhielten, wie der Vertrag versicherte, die Fülle der Souverainetät; blos ein Verhältniß des Schutzes hatte der Kaiser sich vorbehalten; die innern Angelegenheiten der Länder hatte er feierlich erklärt, gehen ihn nichts an; überdieß hatte er verheissen, daß durch beiderseitige Verabredung das System, zu dem die Bundesacte nur den Entwurf enthalte, weiter ausgebildet, und alles Nöthige für das Interesse der Regenten und der Völker verfügt werden sollte. — Die deutsche Redlichkeit, ob wohl die Herzen durch den Umsturz der alten geliebten Formen mit Angst und Schrecken erfüllt worden waren, glaubte einige Hoffnungen fassen zu dürfen; aber der aufgeklärtere Theil der Nation, durch so viele Erinnerungen aus der Geschichte gewiß, daß Bündnisse der Mächtigen mit den Schwächern gewöhnlich nur verschleierte Unterwerfungsverträge der letztern seyen, theilten sich nicht in diese Hoffnungen, zumal da der notorische Charakter des Helden, dem wir unser Heil anvertraut hatten, sie durchaus nicht zu bestätigen schien. Bald genug ward es auch ersichtlich, daß mit der Zusage der Souverainetät ein leeres Spiel getrie-

ben worden, und daß den Souverainen, ſobald der Protektor ſeine Stimme erhob, kein freier Wille geblieben. Von allem, was verheiſſen worden, wurde nichts erfüllt. Der Bund blieb ein unvollendetes Werk, ohne Einheit und eigene Kraft. Regenten und Völker ſahen ſich auf gleiche Weiſe getäuſcht.

Was das arme deutſche Volk in dieſer Zeit der Knechtſchaft nicht alles ertragen mußte! Alle ſeine alten Gerechtigkeiten, alle Bürgſchaften ſeiner Freiheit, ſo manche ehrwürdige und heilige Sitte gieng verloren. Dagegen wurden ihm neue Verfaſſungsformen und neue Geſetze aufgedrungen, die es nicht begriff, und die es, wegen ihres drückenden Charakters, haßte. Seine Söhne wurden unter das Gewehr geſtellt, und in unaufhörlichen, ſeine Dienſtbarkeit immer mehr befeſtigenden Unterjochungskriegen floß das edle Blut. Die Anſtrengungen, die den Regenten zugemuthet wurden, machten unerſchwingliche Abgaben nöthig. Selbſt was der fromme Sinn der Väter für die Armuth geſtiftet hatte, wurde nicht mehr verſchont.

Aller Handel mit dem Auslande gerieth ins Stocken; die Manufacturen ſtanden ſtille; die Producte des Ackerbau's hatten keinen Werth; das

baare Geld verſchwand; einen jämmerlichen Anblick gewährte die allgemeine Verarmung. Keine Klage, keine Sehnſucht nach der guten alten Zeit, kein Urtheil über die Lage des gemißhandelten Vaterlands durfte laut werden. Die Weiſen der Nation, welche ſie früher in öffentlichen Schriften belehrt, ermahnt und getröſtet hatten, verſtummten. Der literariſche Verkehr ward vielfach gehemmt. Mehrere unſrer beßten wiſſenſchaftlichen Anſtalten giengen ein Nicht nur entzog uns der Deſpotismus alle Freiheit und allen Genuß des phyſiſchen Lebens; er bedrohte uns zugleich mit einer neuen Barbarei.

Der einzige Troſt war uns geblieben, daß wir doch noch, wenigſtens dem größten Theile nach, von Fürſten von deutſchem Blute regiert wurden, von denen zu erwarten ſtand, daß ſie uns gegen manche Zumuthung ſchützen dürften, gegen die unſer vaterländiſches Herz ſich ſträubte. Aber auch dieſer Troſt konnte uns bei weitem nicht ohne Beſorgniß laſſen. Wir ſahen, wie Napoleon nach dem Kriege von 1809 — in dem unſre Jünglinge abermals für die Verewigung unſrer Knechtſchaft gefochten hatten — die franzöſiſche Gränze vom Rhein bis nach Lübeck ausdehnte, links und rechts

das Vaterland mit seinen langen Armen umfieng, und dem Herzog von Oldenburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Hause Salm, und — in Beziehung auf eine große Strecke Landes — auch dem Könige von Westphalen ihre Gebiete und ihre sämmtliche Regierungsrechte entzog. Daraus war zu ersehen, daß der Protector des rheinischen Bundes sich für ermächtigt hielt, nicht nur die Territorialverhältnisse der Bundesstaaten nach Belieben zu ändern, sondern auch die Souveraine willkührlich abzusetzen. In der That waren vorher schon alle hellsehenden Politiker davon überzeugt, daß die Bundesacte für unsre Regenten ein bloßer Pachtbrief auf eine temporaire Nutznießung ihrer Länder seyn sollte. Deßhalb blieb alles in seiner anfänglichen Zerrüttung, und deßhalb legte man so unerträgliche Lasten auf den Rücken des Volks, ohne auch nur die mindeste Hoffnung zu lassen, daß sie je erleichtert würden. Waren dann die Sachen reif, daß der Vorhang fallen konnte, so erklärte man, es sey alle Welt überzeugt, daß der rheinische Bund in seiner jetzigen Verfassung nicht bestehen könne; der Protector sehe sich deßhalb in der Nothwendigkeit, die sämmtlichen Lande desselben in einen Staat zu vereinigen, und solchen entweder

ſich unmittelbar zu unterwerfen, oder ihn einem der Prinzen ſeines Hauſes zu überlaſſen. Dieſe Kataſtrophe vorzubereiten, darauf war alles angelegt, was bisher vor unſern Augen geſchah. Sie war auch der geheime Grund des Krieges, der im Jahr 1812 gegen Rußland unternommen wurde. Denn es mußte dieſe Macht, die auf dem Continent allein noch furchtbar war, und beſonders wegen der Familienverbindungen des regierenden Hauſes bei dem Schickſale Deutſchſands nicht gleichgültig ſeyn konnte, erſt in den Norden zurück gedrängt und in einen Zuſtand tiefer Erſchöpfung hingeworfen werden, wenn man mit einem unfehlbaren Erfolge den deutſchen Souverainen daſſelbe Schickſal bereiten wollte, das man bereits dem Könige von Spanien, dem Könige von Etrurien, dem Papſte, dem Könige von Holland und noch ſo vielen andern europäiſchen Fürſten und Regenten gewaltthätiger Weiſe bereitet hatte.

Napoleons Zug gegen den Norden wurde mit einem Aufwande von unermeßlichen Hülfsmitteln unternommen, und mit einer Keckheit, wie ſie nur dem nie getäuſchten und alle Mäſſigung verläugnenden Glücke möglich war, angetreten. Aber auf eine ſchreckliche Weiſe wurde hier die ſtan-

nende Welt an die alte Lehre erinnert, daß aller menschlichen Größe ein Ziel gesetzt sey. Wie einst das zahllose persische Heer bei Salamis und Platana, die Legionen des Varus im teutoburger Walde, die Horden des Attila bei Chalons, und Karls XII. krieggeübte Schaaren in den Gefilden von Pultawa vernichtet wurden, — so fand die französische Macht in den Feldern von Rußland und in den Fluthen der Berezina ihr Grab, indem das Schwert vollendete, was Kälte und Hunger begonnen hatten. Umsonst sucht man in den Annalen der Kriege solche Scenen des Jammers, des Elends und der Verzweiflung; nie hatte eher der Tod unter einem großen Heere so vernichtend gewaltet; nie hatte der Himmel einen ungerechten Angriff so grausam bestraft. Wie Xerxes, nach der Zertrümmerung seiner Macht, auf einem armseligen Kahn, über den Hellespont floh, so rettete sich der bewunderte Held des neunzehnten Jahrhunderts, vermummt und aller Hülfe entblößt, in die Länder seiner Alliirten; von der ungeheuern Armee aber, die vorher der Schrecken der Welt gewesen war, und deren Fahnen schon auf den Thürmen von Moskau geweht hatten, schleppten sich nur noch einzelne traurige Ueberreste über die Weichsel und

die Elbe zurück. Es ſind in dieſem beiſpielloſen Feldzuge wenigſtens 100,000 deutſche Männer und Jünglinge dem Ehrgeize eines fremden Eroberers aufgeopfert worden.

Indem die Völker von Europa Napoleons Sonne ſich neigen ſahen, erhuben ſie ſich um ihre Ketten abzuſchütteln. Mit Freude und edelm Muthe eilten die Preußen zu den Waffen, und vereinigten ſich mit den, den fliehenden Feind verfolgenden Heeren Alexanders, um die himmelſchreienden Mißhandlungen zu rächen, die ihrem Könige und ihnen waren angethan worden. Auch der edle Kaiſer Franz, nachdem er ſeinem Herzen durch billige Friedensvorſchläge ein Genüge geleiſtet hatte, erwog, was das Intereſſe der Monarchie und die Stimme ſeiner Völker forderte, und führte ſeine tapfern Armeen auf den ruhmvollen Kampfplatz. Es erfolgte die zweite Hermannsſchlacht bei Leipzig, und abermals von der Hand des zürnenden Schickſals ſchwer getroffen, floh der Feind über den Rhein. In ganz Deutſchland erſchien nun ein Sinn und ein Herz für die große Sache der Freiheit und Nationalität. Der rheiniſche Bund erloſch wie eine Seifenblaſe. Unter dem Freudengeſchrei ihrer Völker traten ſeine Mitglieder dem großen

Verein zur Rettung von Europa bei. Voll Muth und Hoffnung eilten unsre Jünglinge zu den Fahnen; die alten Soldaten priesen das Glück, endlich einmal für die gute Sache kämpfen zu dürfen. Man sah in allen Gegenden Deutschlands die herrlichsten Züge von Patriotismus. Die Knechtschaft hatte die Kraft der Nation nicht geschwächt; die wieder erworbene Unabhängigkeit wurde von ihr um so höher geschätzt, je länger sie dieselbe entbehrt hatte. Man überließ sich den schönsten Hoffnungen. Alle Bundesgenossen waren von Napoleon abgefallen. Ganz Europa stand gegen ihn unter den Waffen, um die alle Nationen umspannenden Unterjochungsplane für immer zu vereiteln, deren Ausführung ihm zuvor so sehr gelungen war.

Dieser Aufstand gegen Frankreich wäre nicht so allgemein, und auch nicht so schnell und mit so großer Kraftäusserung und Energie erfolgt, hätte nicht ein gemeinsames Interesse alle Nationen erregt und begeistert. Die Universalmonarchie — das wollen die Völker von Europa — soll für immer stürzen, und an die Stelle desselben ein System des Gleichgewichts treten, das kein einzelner mehr zerrütten könnte, und jedem Staate nicht nur eine gänzliche Unabhängigkeit, sondern auch die sichere Bürgschaft für einen fortdauernden Friedensstand gewährte. Müde der ewigen Kriege und Zerstörungen, des unerträglichen Militärdrucks und des alle Stände ergreifenden Elends, so wie der

Herabwürdigung der Völker, wollen dieſe wieder in Ruhe und unter der Herrſchaft der Geſetze leben, den freien Verkehr unter ſich eröffnet ſehen, ungeſtört ihre Gewerbe und ihren Handel treiben, das Meer, das niemals Eigenthum iſt, frei beſchiffen und beſchiffen laſſen, die Feſſeln, die ihre geiſtige Cultur gehemmt haben, abwerfen, und nach Verfaſſungen regiert werden, die ihrem Charakter und ihren Bedürfniſſen angemeſſen ſind. Sie wollen nicht erobern, aber ſie wollen auch den Gefahren der Unterjochung nicht länger ausgeſetzt bleiben. Sie wollen ſich nichts Fremdes aneignen; aber ſie wollen auch wieder vindiciren, was ihnen entfremdet worden iſt. „Friede und Freiheit!“ iſt das Loſungswort, das nun durch ganz Europa ſchallet. Es iſt auch das Loſungswort der Deutſchen.

Aber Friede und Freiheit werden nicht durch augenblickliche Siege, und nicht durch Verträge, welche die Folgen der Begünſtigungen des ewig wandelbaren Glückes ſind, geſichert. Deßhalb iſt es nothwendig, daß Deutſchland, wenn der Friede, wie es bisher ſo oft der Fall war, nicht den Keim neuer Kriege enthalten ſoll, durch eine feſte Gränze umgeben werde, und eine Art von natürlichem Vorwerk erhalte gegen die Nation, die in einem Laufe von 20 Jahren einen hohen kriegeriſchen Charakter angenommen, Feldherrn von glänzendem Genie und unwiderſtehlicher Kraft hervor gebracht, und die Reize und die Vortheile der militäriſchen Ueber-

legenheit zu sehr geschmeckt hat, als daß sie der Versuchung widerstehen könnte, das Glück der Waffen bei dem ersten Gefühle der erneuerten Kraft wieder zu versuchen. Es kann uns hierin das Beispiel unsrer Väter lehrreich seyn. Als sie die Avaren, die Dänen, die Slaven, die Ungarn, die Böhmen aus ihren Gauen zurück geschlagen hatten, glaubten sie nicht, daß es Zeit sey, auf den errungenen Lorbeeren zu ruhen, sondern sie legten Marken gegen diese Völker an, deren Hut sie den Markgrafen anvertrauten, das heißt, sie behaupteten eine Strecke Landes außer der eigentlichen Gränze des Vaterlandes, erbauten in ihr Burgen und Städte, und bevölkerten sie mit wehrhaften Männern, auf daß der Feind, wenn er wieder kam, zu jeder Zeit einen kräftigen Widerstand fand, und die rückwärts liegende Macht Zeit gewann, sich zu sammeln, und das Innere des Reichs gegen den drohenden Angriff zu verwahren. — Daß wir einer solchen Mark gegen die Franzosen so gut bedurfen, als die Väter ihrer gegen die Avaren, die Slaven und die Ungarn bedurften, daran lassen uns unsre Erfahrungen wohl nicht zweifeln.

Seitdem es den Franzosen gelungen ist, in Gemäßheit eines seit Jahrhunderten von ihnen verfolgten Plans, ihre Gränze nicht nur bis an den Rhein vorzuschieben, sondern auch mehrere feste Puncte auf der rechten Seite desselben zu erwerben, hat Deutschland alle Sicherheit ver-

loren, und es gleicht auf dieſer Seite einer Feſtung, deren Vorwerke dem Erdboden gleich gemacht, und deren Gräben ausgefüllt ſind. Sobald Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Völkern entſtehen, ſo iſt es in der Macht der Franzoſen, ungehindert die deutſche Gränze zu überſchreiten, durch wenige Märſche die wichtigen Städte Karlsruhe, Stuttgart, Darmſtadt, Frankfurt, Würzburg, Kaſſel, Düſſeldorf ꝛc. hinweg zu nehmen, ſich aller Vortheile der Offenſive zu bemächtigen, und den Krieg in das Innere des Landes zu ſpielen, in welchem Innern ſich den Deutſchen nirgends eine Poſition darbietet, um, ungeſtört vom Feinde, ihre Kräfte ſammeln und formiren zu können. Würde aber die Offenſive von den Deutſchen genommen, ſo wäre wieder aller Nachtheil auf ihrer Seite. Der Rhein bildete dann von Frankreich den Graben, über welchen uns kein Uebergang zu Gebote ſteht. Wäre indeſſen der letztre doch ausgeführt, ſo erſchwerte uns eine Reihe ſtarker Feſtungen, die wir im Rücken laſſen müßten, das Vorrücken; das Land aber zwiſchen dem Rhein und dem Wasgau und deſſen nördlichen Verlängerungen, das nun der Schauplatz des Krieges wurde, gewährte den Franzoſen den Vortheil einer Mark, weil das Innere ihres Reichs eigentlich erſt jenſeits der Gebirge anfängt.

Seitdem die Franzoſen den Anſpruch erhoben haben, daß ihr Gebiet ſich bis an den Rhein er-

ſtrecken müſſe, iſt von ihnen der Grundſatz bis zum Eckel wiederholt worden, daß die Flüſſe die natürlichen Gränzen der Länder ſeyen. Aber nichts iſt irriger, als dieſer Grundſatz. Eine natürliche Gränze iſt ohne Zweifel, eine von der Natur ſelbſt gezogene Abmarkung, welche theils keine Veränderung zuläßt, theils die Berührungen der Anwohner hindert und erſchwert. Aber es kann weder das eine noch das andere von den Flüſſen geſagt werden. Denn unaufhörlich verändert ſich ihr Bett, oder, wenn ſie ſchiffreich ſind, ihr Thalweg, ohne daß man im Stande wäre, dieſem Uebel vorzubeugen, das dann, wenn ein Fluß zwei Gebiete von einander ſcheidet, eine beſtehende, feſte Gränze für immer unmöglich macht. Dabei würde ein Fluß als Gränzſcheide eine ewige Veranlaſſung zu Streitigkeiten und Händeln zwiſchen den beiden anwohnenden Völkern ſeyn. Es könnte an keinem Ufer ein Bauweſen vorgenommen werden, ohne daß dadurch der Vortheil des andern Ufers gefährdet würde; und doch müßten Ueberſchwemmungen und andere Naturereigniſſe ſo oft die Nothwendigkeit herbei führen, das Land gegen die Gewalt des Waſſers zu verwahren. Umſonſt würde man in dieſem Falle behaupten, daß die getroffenen Anſtalten bloß den Schutz gegen verderbliche Ergießungen des Stroms bezwecken, indem dieſer Zweck nie erreicht werden kann, ohne daß das entgegen geſetzte Ufer in Ge-

fahr käme, weiter zurück getrieben zu werden. Man findet auch überall, wo die Idee von Flußgränzen realisirt ist, diese Bemerkungen bestätigt. Unaufhörlich liegen sich die benachbarten Behörden in den Haaren. Oft sogar verändert das Fahrwasser seine Richtung so sehr, daß große Inseln und ganze Gemeinheiten von dem einen Ufer abgeschnitten, und dem andern zugetheilt werden.

Auch sind es nicht die Flüsse, welche die Berührungen der ihre Ufer bewohnenden Menschen hindern und erschweren; sie sind im Gegentheil die Vereinigungslinien ihrer Anwohner. Ein jeder größerer Strom breitet zu beiden Seiten sein Gebiete aus, das sich bis zu den Quellen der kleinern Flüsse erstreckt, die sich in ihn ergießen. Die sämmtlichen Bewohner dieses Gebiets treibt, auf beiden Seiten, ihr Bedürfniß an den Strom herunter, auf dem sie ihre Produkte und Artefacte in das Ausland verschiffen, so wie sie auf ihm die Erzeugnisse des Auslandes empfangen. Ueberdieß liegen gewöhnlich an dem Strome die wichtigsten Städte des Landes, die Handelsplätze und die Manufacturorte, welche die Menschen gleichfalls herbei ziehen. Deßwegen findet man auch ohne Ausnahme, selbst da, wo die Politik lange Zeit der Natur Gewalt angethan hat, die Bewohner beider Ufer desselben Flusses durch physischen Charakter, Gesittung und Sprache genau mit einander verwandt. Man nehme die Charte von Europa

zur Hand, und man wird finden, daß ſelbſt die größten Ströme dieſes Erdtheils nirgends die Völker trennen. Zu beiden Seiten des Rheins wird deutſch, zu beiden Seiten der Donau ungariſch, zu beiden Seiten des Po italieniſch, zu beiden Seiten der Weichſel polniſch geſprochen; und überall ſind die Uferbewohner in Hinſicht auf Phyſiognomie, Charakter und äußeres Coſtume dieſelben.

Die wahren Naturgränzen auf dem feſten Lande ſind die Gebirge, und die höchſten Gipfel derſelben die eigentlichen Scheidungslinien der Völker. Sie erſchweren den Verkehr der Anwohner, ſo wie die Flüſſe denſelben erleichtern. Auf ihren Rücken finden ſich keine Gegenſtände, welche die Anwohner auf ihnen vereinigen könnten; der Transport der Waaren iſt mühſam und koſtbar; an den entgegengeſetzten Abhängen iſt das Klima verſchieden; die Communicationen richten ſich immer nach der leichteſten Direction. Deßhalb ſchneiden überall in Europa die hohen Gebirge die Sprachen ab, und ihre Gipfel ſind die Trennungspunkte der Charaktere, der Phyſiognomien und der Trachten der Völker. So ſcheiden die Alpen den Deutſchen von dem Italiener, die Pyreneäen den Franzoſen von dem Spanier, die Karpathen den Ungarn von den Polen. Ueberall verliert ſich die Sprache eines Landes auf den Gebirgen. Auf den Höhen des böhmer Walds hört das Deutſche, auf dem Vogeſus und Jura das Franzöſiſche, auf den Alpen das Italieniſche auf.

Indeſſen haben die Eroberer von jeher den Völkern einzubilden geſucht, es ſeyen die Flüſſe die natürlichen Abmarkungen der Länder. Das war ihrer Luſt, ſich ins Unendliche auszudehnen, gemäß. Denn die Flüſſe boten den Vortheil dar, — der bei den Gebirgen nicht auf gleiche Weiſe erreichbar war, — daß man, wenn der erſte nicht genügte, zu dem andern fortrücken, und zum Beiſpiel, wenn man an der Maas nicht genug hatte, den Rhein nehmen, und wenn auch dieſer noch nicht alle Wünſche erfüllte, bis an die Weſer und an die Elbe, oder gar bis an die Trave empor ſteigen konnte.

In der That iſt auch der Rhein nie eine beſtehende Gränze Deutſchlands geweſen. Durch ihn bezeichneten Cäſar und Tacitus wohl eher das Ende der römiſchen Eroberungen, als eine beſtimmte Abmarkung des alten Germaniens. Auch bezeugen dieſe Schriftſteller ſelbſt, daß ſich ſchon vor und zu ihrer Zeit deutſche Stämme im belgiſchen Gallien niedergelaſſen haben, und daß dieß Land deßwegen das „cisrhenaniſche Germanien“ genannt worden ſey. Das fränkiſche Reich, unter den Merowingen, ſah den Strom durch ſeine Mitte fließen. Zwar beſtimmte der Vertrag von Verdun (im Jahr 843) ihn als die Gränze zwiſchen Oſt- und Weſtfranken; aber in demſelben Vertrage wurden die Städte Mainz, Worms und Speier, ſammt ihren Gauen, ausdrücklich dem erſten Reiche, oder dem eigentlichen

Deutſchlande zugetheilt, und noch der erſte Erwerber, Ludwig, der Deutſche, vereinigte das öſtliche Lothringen mit ſeinen Staaten, dem Ludwig, der Jüngere, auch noch Weſt-Lothringen (880) beifügte. Seit jener Zeit iſt der Rhein unverrückt ein deutſcher Strom geblieben, bis endlich der Weſtphäliſche Friede — der, von fremden Mächten dictirt, den Keim eines unheilbaren Siechthums in den alten germaniſchen Staatskörper legte, — das Elſaß an Frankreich vergab. Von dort an, waren die Blicke dieſer Macht, und ihr Streben auf Eroberung unaufhörlich gegen Oſten gerichtet. Die Revolution — welche dem ganzen Volke einen kühnen militäriſchen Charakter gab, und die großen Köpfe, ſo wie die kräftigen Charaktere in die Stellen erhub, die ihnen gebührten, — verſchaffte ihr eine Ueberlegenheit, der ganz Europa nicht zu widerſtehen vermochte. Was ſo lange erſtrebt und vorbereitet war, vollendete der Friede von Luneville; „des heiligen Reichs treuer Rheinſtrom“*) gieng für die Deutſchen verloren.

Der Umſtand, daß wir, wie oben bemerkt worden, durch dieſen Verluſt allen militäriſchen Vortheil gegen die Franzoſen eingebüßt, dieſe dagegen zum Angriffe und zur Vertheidigung die entſchiedenſte Ueberlegenheit über uns erlangt haben, be-

*) Worte einer Urkunde aus dem ſechszehnten Jahrhundert, welche F. D. Häberlin in ſeiner Neueſten deutſch. Reichsgeſchichte ꝛc. XVIII. Bd Vorrede, Nr. II. anführt.

rührt aber nicht bloß unſer Intereſſe, ſondern das Intereſſe aller europäiſchen Mächte. Um das Syſtem der franzöſiſchen Präponderanz zu zerſtören, was der Zweck des gegenwärtigen Krieges iſt, muß vor allen Dingen die Staatskraft des Feindes ſo weit geſchwächt werden, daß er nicht mehr ſo leicht in Verſuchung kommen kann, an die Wiederherſtellung ſeiner zertrümmerten Univerſalmonarchie, oder an die Ausübung von Rache gegen diejenigen zu denken, welche ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz zu Schanden gemacht haben. Eine ſolche Schwächung, durch Verminderung ſeines Gebietes, findet aber bloß auf ſeiner öſtlichen Gränze ſtatt, weil er gegen die andern Himmelsgegenden ſeine natürlichen Abmarkungen nicht überſchritten hat; und wenn man ihm dort entzieht, was durch ungerechte Gewalt von Deutſchland abgeriſſen worden, und ihn alſo wieder in ſeine alte Gränze zurück treibt, wird der Verluſt empfindlich genug für ihn ſeyn. Denn durch die Zurückgabe dieſer Länder — welche einen unermeßlichen Reichthum von Naturproducten gewähren, und zum Theil unter die fruchtbarſten und mildeſten von Europa gehören — opfert er nicht nur einige Millionen Einwohner und reiche Quellen für ſein Staatsbedürfniß, ſondern auch ſehr ſchätzbare commercielle Vortheile, eine Menge von Fabriken, viele leichte und nützliche Communicationen, und einen derben und kräftigen Schlag von Menſchen auf. Was aber ihm entzogen wird,

wächst einem Staate zu, den die andern Mächte nie zu fürchten haben.

Von allen dieſen Mächten iſt es anerkannt, daß Deutſchland, durch ſeine Lage und durch die Trennung ſeiner Geſammtkraft in mehrere unter ſich verbundene Staaten der Mittelpunkt des europäiſchen Gleichgewichts und die Baſis eines fortdauernden Ruheſtandes ſey. Dieſelben dürfen deßhalb nicht zugeben, weder, daß Deutſchland durch Vereinigung ſeiner Beſtandtheile einen drohenden militäriſchen Charakter anziehe, noch, daß es, aller Mittel zu ſeiner Vertheidigung entblöst, jedem fremden Anlaufe ausgeſetzt werde. Denn im erſtern Falle würde es die beſagte Beſtimmung nicht mehr erfüllen, vielmehr (im Gefühle ſeiner Kraft) ſeine Nachbarn ſelbſt bedrohen und ihren Frieden ſtören; in dem zweiten Falle aber gewährte es keine Vormauer mehr gegen diejenigen, welche durch Ehrgeiz und Eroberungsluſt beſtimmt wurden, ihren Zug durch ſeine Gauen zu nehmen. Dieſer zweite Fall beſteht in der That; ſo lange die Franzoſen im Beſitze des linken Rheinufers ſind, vermögen wir nicht, ſie abzuhalten von unſern Gränzen. Das geſammte Vaterland iſt ihr „offenes Haus.“ Von einer deutſchen Neutralität iſt nimmer mehr die Rede. Nach wenigen Märſchen ſteht ihr Fuß auf öſterreichiſchem und preußiſchem Gebiete. Die Scheidewand zwiſchen dem Süden und Norden iſt zerſtört. Der Friede hat keine Bürgſchaft mehr. Und —

was die Gefahr für die friedlichen Mächte noch mehrt — so oft die Franzosen über unser wehrloses Land vordringen, bemächtigen sie sich aller Kräfte desselben, machen sich das Volk dienstbar, und erwerben sich dadurch das Uebergewicht über ihre Gegner.

Damit dieß alles nicht mehr geschehe, müssen wir, durch die Zurückgabe des Entfremdeten, wieder einen Grad von Stärke erlangen, der uns erlaubt, unsern Grund und Boden zu schützen und zu bewahren. Erst, wenn unsre Brüder jenseits des Rheins unsre Vorwache bilden, wenn die Festungen längs des Stroms unsre Gränze decken, wenn aller Reichthum der jenseitigen deutschen Länder unsre Macht und unsre Hülfsquellen vermehrt, wenn etwa ein neuer König von Burgund, im treuen festen Bunde mit den übrigen Regenten des gemeinsamen Stammes, alles unter sich vereinigt, was der Feind bisher als Eroberung vom alten Gute der deutschen Nation inne hatte, — dann erst darf Europa hoffen, daß durch uns den widerstrebenden Kräften ein fester Damm entgegen gesetzt, und das System von Gleichgewicht erhalten werde, das dem gerechten und friedlichen Verhältnisse der Staaten eine sichere Garantie gewährt, ohne auf die Völker ein Joch zu legen, das in dem System der Präponderanz für alle unerträglich geworden ist.

Die Abtretung des linken Rheinufers hat auch den Gehalt und die Kraft des deutschen Reiches nicht nur durch den Verlust an Quadratmeilen und

Menſchen, und an militäriſchen Hülfsmitteln geſchwächt; ſie hat uns zugleich in Hinſicht auf unſern Handel unſäglichen Schaden zugefügt, und einen der wichtigſten Wege unſres innern Verkehrs erſchwert oder gar unzugänglich gemacht. Dieſer verderbliche Zuſtand wird auch fortdauern, ſo lange der Strom zwiſchen beiden Nationen gemeinſchaftlich iſt. Unſre Schiffe werden unendlichen Chicanen ausgeſetzt ſeyn; die Schifffahrt wird durch unerſchwingliche Abgaben erſchwert werden; wir werden nur ſo weit im Stande ſeyn, uns des Stromes zu bedienen, als es der Nachbar geſtattet, der ihn in ſeiner ganzen Länge beherrſcht. Verträge können uns nicht gegen Mißhandlungen aller Art ſchützen; wir wiſſen, wie diejenigen erfüllt worden ſind, die bisher beſtanden. Um ſo nachtheiliger wird aber dieſer Zuſtand auf uns wirken, da der Rhein unſre Hauptſtraße nach Holland, alſo gerade in dasjenige Land iſt, mit dem der deutſche Süden den lebhafteſten Handel führt, aus dem er beinahe alle Colonialproducte bezieht, und an das er einen großen Theil ſeiner eigenen Erzeugniſſe verkauft. Iſt überdieß der Verkehr auf dem Rhein gehemmt, ſo leidet auch die Schifffahrt auf allen denjenigen Flüſſen des innern Deutſchlands, die ſich in denſelben ergießen. Unſre bisherigen Erfahrungen beſtätigen nur zu ſehr dieſe Beſorgniſſe. Werden ſie nicht gehoben, ſo iſt der Handel der ſämmtlichen deutſchen Länder, die im Gebiete des Rheinſtroms liegen, für immer vernichtet, der Verkehr mit Hol-

land, entweder durch die Abgaben, die wir den Franzoſen leiſten müſſen, oder durch die Landfracht, alles Nutzens beraubt, und der anſehnliche Geldgewinn, den wir bisher aus dem Verkaufe des Holzes, des Weins und des Getreids an die Holländer zogen, gröſsten Theils verloren.

In den Herzen aller wohlgeſinnten Deutſchen, die gegen das Glück und den Ruhm des Vaterlandes nicht gleichgültig ſind, lebt deſshalb jetzt der Wunſch, daſs die gerechten Waffen, die Gott ſo wunderſam geſegnet hat, nicht niedergelegt werden, bis wieder erworben iſt, was in unglücklichen Zeiten dem heimatlichen Boden abgedrungen worden, und bis die franzöſiſchen Gränzen zurück geſchoben ſind auf die Gebirge, die im Weſten vom Elſaſs, von der Saar und von Trier ſich erheben, und auf die Linie, welche die Sprachen beider Nationen abſchneidet. Denn nur dadurch entgeht Deutſchland einer ewigen Knechtſchaft, Europa einer ewigen Gefahr; nur dadurch wird ein gerechtes Verhältniſs der Mächte geſichert, nur dadurch wird erreicht, was jetzt alle Stimmen erſehnen, und wofür jetzt ſo viele wackere Kämpfer bluten: dauernder Friede und Selbſtſtändigkeit der Völker. — Auch iſt es billig, daſs man achte auf das Geſchrei unſrer Brüder jenſeits des Stroms, die ſchon ſo lange aus dem väterlichen Hauſe ausgeſtoſſen, wieder in daſſelbe zurückkehren, — die nachdem ſie ſo lange Knechte geweſen ſind, wieder in die Rechte und in das Glück der Kindſchaft eintreten wollen. Und

wir, die wir das Land verloren haben, das ſo manche alte ehrwürdige deutſche Stadt, ſo manches erhebende Denkmal aus dem vaterländiſchen Alterthum, die Wiege ſo vieler tapfern und geiſtvollen Männer, die Grabſtätten ſo vieler Helden und großer Regenten enthält, — wie wollten wir es bei der Nachwelt verantworten, wenn wir, verharrend in der vorigen Trägheit und Feigheit, verſäumten, es wieder zu erwerben.

Auch iſt zu dieſem Wiedererwerbe der Zeitpunkt jetzt der günſtigſte. Sie iſt gefallen, die ſtolze Babel, und mit verjüngter Kraft und ſiegreich haben die in den Staub gebeugten ſich über ſie erhoben. Es kommt nun alles darauf an, daß wir wacker und einträchtig bleiben, daß wir den guten Muth, der in uns emporgekommen, nicht wieder erlahmen laſſen, daß wir dem trügeriſchen Feinde mißtrauen, bis er gänzlich entkräftet iſt, und daß wir nicht müde werden im Ausharren, im Dulden und in der Arbeit. Denn es iſt noch nicht alles geſchehen. Aber ſo wird es uns ſicherlich gelingen! Dagegen, wenn wir uns bereden, es bedürfe nun keiner Ofer und keiner Vorſicht mehr, wenn wir die Vortheile, die uns bis jetzt zu Theil geworden, nicht benützen, um Größeres zu erlangen, oder wenn wir gar einen augenblicklichen täuſchenden Frieden annehmen, um einen ruhmvollen Kampf zu vermeiden, — dann würde Gottes Segen den Unwürdigen wieder entweichen, und nimmer mehr würde er unſere Gauen beſpülen,

„Der alte Gränzenhüter der Germanen!“

Berichtigungen.

Der Verfaſſer, welcher bei ſeiner weiten Entfernung vom Druckorte das Einſchleichen mancher widerwärtigen Irrungen nicht verhindern konnte, erſucht die verehrlichen Leſer dringend, nachſtehend verzeichnete Berichtigungen nicht zu überſehen.

Seite 21 Zeile 23 fällt: daß weg.
" 24 " 25 fällt das Comma hinter: um uns weg.
" 32 " 14 lies: Conſtitutionalismus ſt. Conſtitutialismus.
" 37 " 6 lies: Romantik ſt. Romantick.
" 61 " 1 lies: Herrſcherweiſe ſt. Herſcherweiſe.
" 75 " 12 lies: werdenden ſt. werdendenden.
" 81 " 18 lies: Denunziirungen ſt. Denunzirungen.
" 82 " 17 lies: denunziirenden ſt. denunziirenden.
" 93 " 14 lies: beobachteten ſt. beobachteteten.
" 103 " 21 lies: 1827 ſt. 1837!!
" 113 " 16 lies: allmählig ſt. allmächlig.
" 114 " 14 lies: Unterlagen ſt. Beſtrebungen.
" 135 " 2 lies: conſtitutionellen ſt. conſtitionellen.
" 137 " 8 lies: deſſenungeachtet ſt. deſſenungeachten.

Seite 164 Zeile 21 fehlt hinter dem Worte Realen das Comma.

164 " 17 lies: Abweichung ſt. Richtung.

194 " 20 fällt hinter Ehrgeiz das Comma weg.

285 " 1 lies: neueſten ſt. neueſter und der ſt. die.

382 " 11 lies: ſei ſt. ſeien.

386 " 18 lies: denunziirt ſt. denunzirt.

390 " 25 lies: intellectueller ſt. intellectuellen.